Meyer's Universum

oder

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswertesten und Merkwürdigsten

der

Natur und Kunst

auf der ganzen Erde.

Vierzehnter Band.

Hildburghausen und New York.

Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut

1850.

Zusätzlich versehen mit Abbildungen von Personen, Ereignissen und Artefakten,

bearbeitet und herausgegeben

von

Rudolf Kreutner

2. völlig überarbeitete und ergänzte Auflage.

Schweinfurt

2022

Inhalt

Urheberrecht

Lizenz:

Vorbemerkung des Herausgebers

Ein ausführliches Vorwort steht dem Ersten Band voran. Ein Literaturverzeichnis für alle Bände bildet den Abschluß von Band III der „Pracht-Ausgabe".

Die Texterfassung erfolgte auf der Grundlage der von Herrn Peter Ketsch (Berlin) auf seiner Internetplattform „Enzyklothek"[1] zur Verfügung gestellten „Universum"-Ausgaben, die fast sämtliche Bände als PDF-Dateien mit unterlegtem OCR-Text umfaßt, was die mühselige Arbeit des Abtippens zum größten Teil ersparte. Der aus der PDF-Vorlage kopierte im Antiqua-Format vorliegende Text erforderte nun ‚nur' noch entsprechende Korrektur- und Formatierungsdurchgänge, wofür – bis auf das für das „Universum" charakteristische Querformat der Seiten – den Vorgaben Meyers möglichst genau Folge geleistet wurde.

Hauptquelle für die Erläuterungen bildeten die verschiedensprachigen Portale von Wikipedia, ergänzt durch weitreichende eigene Internet-, Lexikon-, Wörterbuch- und Literaturrecherchen. Im Falle eines direkten Bezuges zu einer Internetquelle wurde diese als Link in der jeweiligen Anmerkung angeführt.

Für die prosopographischen Einlassungen wurde neben Wikipedia auch auf das von der DFG über das Leibnitz-Informationszentrum Wirtschaft zur Verfügung gestellte „World Biographical Information System" zurückgegriffen.

Allgemein bekannte historische Persönlichkeiten wurden jeweils nur einmal kurz erläutert.

Literaturzitate wurden anhand des reichhaltigen Angebots der entsprechenden Portale wie Deutsches Text-Archiv (DTA), Google Books, Archive.org, HathiTrust, Münchener Digitalisierungszentrum (MDZ) sowie eigener Bibliotheksbestände autoptisch überprüft.

Da die Anmerkungen alle relevanten bibliographischen Angaben für Zitate bzw. Verweise enthalten, wird auf ein gesondertes Literaturverzeichnis verzichtet.

Die für die großen Städte zusammengestellten Artikel finden sich alle im Band der ersten Erwähnung. Residenzstädten wie Coburg, Innsbruck, London, München oder Paris etc. wurden zumeist auch die in der näheren Umgebung befindlichen Schloßanlagen hinzugefügt.

Bei Meyers freier Zitierweise muß leider davon ausgegangen werden, daß so mancher Literaturnachweis „durch die Lappen" gegangen sein dürfte.

Nicht wenige der Örtlichkeiten wurden mit Hilfe von Google Maps überprüft und damit zweifelsfrei identifiziert.

Auf Ortsnamen wurde in der Regel nur dann näher eingegangen, wenn sich deren Schreibweise geändert hat.

Auf Artikel, die wegen der thematischen Anordnung im selben Band an andere Stelle stehen, wird nicht eigens verwiesen.

Gebäude aus dem Mittelalter, deren Baugeschichte sich oftmals über Jahrhunderte hinzog, blieben bis auf wenige Ausnahmen bei den Erläuterungen unberücksichtigt.

Transliterationen aus dem Osmanischen wurden im Wesentlichen nach der Istanbuler İslâm Ansiklopedisi (İA) vorgenommen; die Umschrift einzelner Begriffe wurde zumindest teilweise aus den untengenannten Wörter- bzw. Lehrbüchern rekonstruiert.

Als Quellen für die osmanische Schreibweise dienten:

- Hindoğlu, Artin [(1780-1840?)]: Theoretisch-pracktische Türkische Sprachlehre für Deutsche, […]. Wien: A. v. Schmid 1829.
- Frashëri, Sami [(1850–1904)]: Dictionnaire Turc-Français. Constantinople: Mihran 1883.
- Redhouse, James W. [(1811–1892)]: A Turkish and English Lexicon […]. Constantinople: A. H. Boyajian 1890.

Die Transliterationen aus dem Arabischen erfolgten durchgängig nach dem Regelwerk der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (DMG), die der kyrillisch geschriebenen slavischen Sprachen

[1] https://www.enzyklothek.de/einheitstitel/meyers-universum.

nach der einschlägigen Tabelle[2] der Universität zu Köln. Für das Hebräische wurde nach Möglichkeit auf die Vorgaben der „Deutschen Bibel-Gesellschaft“[3] zurückgegriffen.

Die Sprachbezeichnung „griech.“ bezieht sich der Regel auf altgriechisch (bei „hebr.“ auf biblisch-hebräisch). Wo es für das Textverständnis angebracht erschien, wurde in den Anmerkungen eigens zwischen alt-, mittel- und neugriechisch unterschieden.

Da bei Meyer oftmals nicht ersichtlich ist, welche Längen- bzw. Streckenmaße er gerade verwendet, möge man sich an folgenden ungefähren Vergleichs- bzw. Richtwerten orientieren:

- 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12.703 Fuß (bayr.) = 3.707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wird sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.
- Der Pariser Fuß zu 32,48 cm, der rheinische Fuß zu 31,39 cm (beide Maße verwendet Joseph Meyer gerne) und der engl. zu 30,48 cm.
- Die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geographische zu 7,4204 km, die österr. Postmeile zu 7,5859 km und die engl. Meile zu 1,6093 km.

Der Herausgeber verfügt über die Bildrechte an sämtlichen hier präsentierten Abbildungen.

Mein aufrichtiger Dank für wertvolle Hinweise und tatkräftige Unterstützung gilt Herrn Peter Ketsch (Berlin), Frau Elfriede Kreutner (Schweinfurt), Herrn Martin Kreutner (Schweinfurt), Frau Dr. Karin Rhein (Schweinfurt), Frau Kyoko Shibasaki M. A. (柴﨑香子) (Düsseldorf) und Frau Prof. Dr. Claudia Wiener (München). Ihnen sind Herausgeber und Leser zu herzlichem Dank verpflichtet.

Dr. phil. h. c. Rudolf Kreutner, M. A.

P. S.: Eine erste, autobiographisch geprägte Teilbearbeitung von „Meyer Universum“ kann eingesehen werden unter:

http://d-nb.info/1202736416
bzw.
https://archive.org/details/Begegnungen_im_Universum

[2] http://slavistik.phil-fak.uni-koeln.de/fileadmin/slavistik/Mitarbeiter/Buncic/translit.pdf.

[3] https://www.bibelwissenschaft.de/startseite/.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. [3]-16.

Meine Neujahrsgedanken.
(Als Vorwort.)

Wieder ein Seigerschlag [sic!] auf der Uhr der Ewigkeit! – Aus dem Jahr der Täuschung sind wir eingetreten in das der Verheißung; denn eine alte prophetische Sage macht das Jahr 50 zu einem Weltjahr, wie jedes Jahrtausend eins in seinem Schooße trägt; zu einem Jahr, wo das Schicksal selbst am grünen Tische sitzt, Herrscher, Reiche und Völker *Va Banque!*[4] mit ihm spielen und das Daseyn auf die Karte stellen als ihren Einsatz; zu einem Jahr, wie sie als Markscheiden[5] in der Geschichte stehen, als Stationen, von denen aus die Menschheit, ausgerüstet mit neuen Kräften und neuen Ideen, ihre Kulturwanderung zum fernen Ziele fortsetzt. Solche Jahre sind reich an entscheidenden Weltbegebenheiten, die Dinge entwickeln sich in größerem Maßstabe, sie verlaufen mit reißender Schnelligkeit; Staaten und Nationen, Systeme und Prinzipien, Religion und Gesellschaft steigen aus der Tiefe, oder gehen unter. Wird das Jahr 50 die Verheißung erfüllen? Werden Erdbeben einstürzen die alte Welt und *tabula rasa*[6] machen für die neue, wie es verkündigt ist? Ich glaube es nicht. Fortschreiten und Entwickelung ist Gottes oberstes Gesetz für seine Schöpfung, und das Leben einer Sonne, Wie das Leben der Eintagsfliege, die in ihrem Strahle spielt, ist ihm gleichmäßig unterthan. Jeder Sprung, sowohl in der sittlichen wie in der physischen Natur, ist blos Schein, und wo wir einen zu sehen wähnen, da blieb uns nur die vorhergegangene Bewegung verborgen. Aber dieß schließt die Möglichkeit nicht aus, daß uns große Katastrophen überraschen. Wie die Gewitter, wenn sich angesammelt haben die elektrischen Stoffe, urplötzlich sich entladen, mit Blitzen die Erde peitschen, mit Donner die Berge schütteln und mit Hagel die Fluren zerschlagen, oder ausgießen auf die lechzenden Länder die befruchtenden Wasser: so mag es auch in diesem Jahre geschehen und Ereignisse unerhörter Art mögen die Gesellschaft in unserm Welttheile erschüttern. Die Ursachen solcher Ereignisse sind seit lange wirksam, die Vorbereitungen sind getroffen, die Mine ist geladen: nur der zündende Funke wartet noch des Winks von Oben. –

Auf der Schwelle einer solchen Zeit ziemt's hinauszuschauen und hinan und dem Zuge der Wolken zu forschen. –

Rabenschwarz ist's ringsum. Allwärts zieht's vom Horizont zum Zenith herauf, als sollten tausend Wetter auf Einmal sich entladen. Das haben die letztvergangenen Jahre gethan! – ruft das geängstigte Geschlecht. Es rufen's alle Parteien, jede in ihrem Sinne; aber die Schuld tragen will keine. Jede schiebt sie der andern zu. Die Schuld jedoch gehört Allen. Frankreich, Italien, Deutschland – wären sie jetzt nicht glücklich, wenn die Völker verstanden hätten, den errungenen Schatz zu bewahren? Wo jedoch die Einsicht fehlt und der Muth, da hilft keine Kraft; wo die Ausdauer und die Wachsamkeit nicht sind, da hilft kein Erfolg und kein Sieg; wo die Vertheidigung mangelt, da schützen keine Wälle und keine Mauern. Wenn sich die Nationen von ihren eigenen Söhnen, wenn sich Deutsche von Deutschen, Franzosen von Franzosen, Italiener von Italienern niederwerfen und berauben lassen der kaum errungenen Freiheit, so beweisen sie eben nur, daß sie ihrer nicht werth waren, daß sie ihren Besitz weder achteten, noch verstanden. Es ist eine bittere Wahrheit: die Völker haben sich wie Träumer gebärdet und man hat sie bestohlen im Schlafe. Es geht ihnen wie dem Reichen, der im

[4] Frz., „Es gilt die Bank!"; dies bedeutet, daß ein Spieler einen Einsatz in der Höhe der aktuellen Bankeinlage tätigt; allg. jedoch für riskante Unternehmungen verwendet.

[5] Die Grenzen eines Grubenfeldes.

[6] Lat., unbeschriebenes Blatt; ursprüngl. eine wachsüberzogene Schreibtafel (tabula), die durch Abschaben der Schrift geglättet (rasa) wurde, um neu beschrieben werden zu können.

Rausche um seinen Schatz gekommen ist; nüchtern wird er's gewahr, und nun schreit er: Dieb! Dieb! Aber die frechen Räuber sitzen sicher in ihrem Nest und antworten trotzig: Komm her, wenn du Muth hast, und hol' ihn. –

So ist es ergangen allen Völkern, die im Jahre 48 aufgestanden sind und die Freiheit sich eroberten. Da gibt es nun Leute, welche im Ernste meinen, Das, was geschehen ist in jenem Jahre, sey nur ein Traum, ein Nachtwandlerspuk gewesen, und dem Wachgewordenen zieme es, die wüsten Schatten zu vergessen. Diesen Scharfsichtigen geht's wie dem Falken, der hoch im Aether schwebt und, hungrig, auf die Furche herabsieht, um – ein Mäuschen zu erlauschen. Er sieht die Furche, er sieht die Maus; aber er sieht nicht die Welt. – Träume waren es nicht, Phantome sind's nicht gewesen die großen Ereignisse der letzten Jahre, diese furchtbaren Wechsel, dieses Niederwerfen der Fürsten und dieses Niedertreten der Nationen; dieses Schlachten und Wagen, dieses Schütteln und Rütteln an der Urne, welche die Schicksalslose des Welttheils verschließt, bald von Königen, bald von Völkern: – das war eine furchtbare Wirklichkeit, es waren die Vorbereitungen zu der Katastrophe, die an der Pforte der Gegenwart steht. Und diese Katastrophe, sie wird in Raum und Zeit so groß und so weit wirkend seyn, wie jene, welche vor 300 Jahren die Christenheit von der Tyrannei des Gewissens erlöste und die Freiheit des Glaubens den Menschen zurück gab.

Beide große Revolutions- und Reformationsepochen haben, obschon in ihren Wirkungen und Zwecken verschieden, doch eine auffallende Aehnlichkeit mit einander. Wie im 15. Jahrhundert die kirchliche Fäulniß die Welt anpestete und mit sittlichem Ekel erfüllte, so ist der Zustand von Staat und Gesellschaft gegenwärtig so unerträglich, so unhaltbar, so durch und durch siech und faul, daß nach der Meinung der hellsten Köpfe nichts mehr helfen kann, als – Zerstörung und Tod. Wie im 15ten Jahrhundert Päpste und Gegenpäpste sich gegenseitig bannten und mit Gift anbließen und daraus Aergerniß erwuchs für die ganze Christenheit: so ist der Staat in seiner Ausartung, in seiner Unsittlichkeit, in seiner hartnäckigen Verweigerung der Forderungen der Zeit für die Mehrzahl ein Gegenstand des Hasses geworden, und getroffen von dem schneidenden Schwerte der Verachtung ist mit dem Nimbus der Ehrfurcht auch der Schrecken von seinem Medusenhaupt gewichen. Der Scheinkonstitutionalismus hat die Monarchie in der öffentlichen Meinung vollends zu Grunde gerichtet; denn was der Absolutismus früher verborgen gehalten hatte, das machte jener offenkundig. Die Nichtswürdigkeiten der Politik hörten auf, Staatsgeheimnisse zu seyn, und an der Stelle unverholener Gewalt sah man ein treu- und ehrloses Spiel von Intrike und Volkstäuschung. Die Landesväter selbst schrumpften, vom Scheinkonstitutionalismus ihres Kothurns[7] entkleidet, meist zu Familienhäuptern herab, welche vor Allem besorgt waren um ihrer Angehörigen Vortheil; statt der frühern Liberalität der Höfe, kam die Sucht auf, Privatvermögen anzusammeln; kolossale Reichthümer zu häufen wurde eine fürstliche Gewohnheit. So dorrte die hergebrachte hohe Idee vom Fürsten langsam ab, die Hausvermögen sogen am innersten Mark der Staaten, und in dem Maße, wie die Fürsten reich wurden, verarmten ihre Länder: – der Staaten Vortheil ward dem Vortheil der Dynastieen zins- und dienstbar. Volk und Fürsten trennten fortan feindliche Interessen; jener falsche Constitutionalismus nährte den heimlichen Streit und der Eigennutz war der Keil, welcher die Spaltung zwischen Regenten und Regierten erweiterte von Tag zu Tag. Wohl wurden die Fürsten die Gefahren inne, welche der wachsende Antagonismus ihrer Herrschaft bereitete; wohl suchten sie (gerade so wie vor 4 Jahrhunderten die Kirchenfürsten in den Conzilien thaten) in Congressen sich über gemeinsame Maßregeln zur Bekämpfung dieser Gefahren zu verständigen; aber gerade wie es von Papst und Bischöfen damals geschehen ist, so geschah es jetzt von den Fürsten; sie spannten die Pferde hinter den Wagen, und jeder Congreß, wie ehedem jedes Conzil, machte den Riß tiefer. Statt zu einigen und zu versöhnen, wurden Trennung und Widerspruch zum System erhoben und alle Herzen von dem Gefühle der Unversöhnlichkeit erbittert und vergiftet. Von da ab war das Streben einerseits, den offenen Bruch rascher herbeizuführen, andererseits ihn zu vertagen. Im Volke kam die Vorstellung auf, nur auf dem Wege des bewaffneten Widerstandes und der Empörung sey noch Hülfe und Rettung aus Zuständen möglich, deren Unerträglichkeit an Millionen Herzen nagte. Als Boten und Verkündiger dieses Volksglau-

[7] Griech. κόθορνος, kóthornos; Schuhwerk, das ab dem 2. Jhd. v. Chr. für das Schauspiel mit solch dicken Korksohlen versehen war, daß es fast Stelzen glich; hier im Sinne von Sockel verwendet.

bens traten zuletzt kühne, entschlossene Männer den Mißbräuchen der Fürstengewalt offen entgegen, bald da, bald dort, bald in diesem, bald in jenem Lande; sie griffen mit kecker Hand an die Schäden, an denen das Volksleben siechte; aber wie Huß[8] und seine Freunde in den Vorkämpfen der Kirchenreformation ihre Kühnheit büßen mußten in dem Flammentod, so mußten die politischen Reformatoren überall büßen mit ihrem Leben, oder ihrer Freiheit, und wie damals ein Huß den Märtyrermuth für Glaubensfreiheit in 1000 Männern entzündete, so jetzt die Opfer des politischen Despotismus. An dem warmen Herzblut der Empörer, das die Kugeln der Fürsten über die Erde spritzte, war die Zeit zum Werke schnell reif geworden; jedes Standgericht ward zu einer Universität und jeder Galgen zu einer Rednerbühne, von der jenes Erkennen und Wissen herab in's Volk drang, welches das herrschende System als eine Ausgeburt der Unvernunft ansah und für die Quelle aller Noth und aller Verderbniß. Wo ein Opfer fiel, da stand alsbald ein Mann als Luther[9] auf und predigte, wie dieser einst über die Teufelei des Pabstes und über die höllische Herkunft des Pfaffenthums, von der Teufelei der Alleinherrschaft. Und aus diesen Wechselwirkungen von Grausamkeit und Uebelthat am Volk begangen, und von Haß, Grimm und Rachsucht gegen die Fürsten, aus diesem fort und fort gesteigerten Aufstacheln und Aufreizen der bestialischen Begierden, die im Menschen wohnen, ist hervorgegangen in den Massen das dunkle Bewußtseyn jener furchtbaren Zerstörungskraft, welche nur – bei dem himmelhoch aufgehäuften Zunder überall – des rechtzeitig geworfenen Funkens bedarf, um zur Brunst aufzuschlagen, die Niemand löschen kann und die Alles verzehrt. Was diese Kraft, was diese finstere, dämonische Gewalt, sobald sich ihrer die rohen Volksmassen klar geworden sind, vermögen, das sahen wir an den ersten Aeußerungen derselben im Jahre 48 in Frankreich, Polen, Ungarn und Deutschland. Es waren ihre ersten Regungen – Kinderspiel gegen Das, was kommen wird; und doch waren sie stark genug, mächtige Throne niederzuwerfen, Herrscher über große Reiche flüchten zu machen, dem Statthalter Christi die dreifache Krone vom Haupte zu schütteln und den Bestand der meisten Dynastien des Welttheils in Frage zu stellen und an den Rand des Abgrunds zu führen.

Die Rettung der Dynastien im Jahre 48 ist in der That das größte Wunder in jener wunderreichen Zeit. Daß ihnen, den Trägern der alten Gesellschaft, noch einmal eine Frist gesetzt wurde – das ist Gottes Langmuth und Erbarmen nicht nur mit den Fürsten gewesen, sondern mit der europäischen Gesellschaft überhaupt, welcher er die Greuel der Katastrophe ersparen will, solange noch eine Strohhalmshoffnung zur friedlichen Lösung des furchtbaren Sphinx-Räthsels vorhanden ist. Die Fürsten haben in den Abgrund geblickt und der Herzhafteste hat geschaudert. Noch einmal (zum Letztenmale!) haben die Elemente der Mäßigung und Großmuth über die unedlen, wilden Leidenschaften in den Völkern gesiegt. Fast allwärts blieb die Revolution vor den Thronen stehen, in Deutschland sogar ohne Ausnahme. Hier hatten, wie in den ersten Jahren der französischen Revolution die Girondisten, die gemäßigten Reformatoren, die Männer des ruhigen Fortschritts, der Ordnung und Gesetzlichkeit das entschiedene Uebergewicht, und diese Männer hatten in dem nach Frankfurt von den Fürsten selbst berufenen Volksrathe nur das Gerechteste, Unabweislichste, Nothdürftigste, was der Nation werden müßte, begehrt und – noch weniger als Das. Aber es erging ihnen, wie ihren Vorgängern in Paris es ergangen. Die Mäßigung wurde von den Inhabern der Throne für Schwäche ausgelegt, und die Monarchie bildete sich ein in ihrer Verblendung, sie habe Schatten für Riesen gehalten, sie müsse nun, der Revolution gegenüber, stark sich zeigen in eben dem Verhältnisse, als wie in den ersten Tagen der Erhebung sie sich über die Maßen schwach gezeigt hatte. Der Adel, die Beamten und mit ihnen die Aristokraten des Besitzes und der Intelligenz, so wie Alle, welche die Revolution als Zerstörerin ihrer bevorzugten Stellung im Staate, ihrer Privilegien und Sondervortheile fürchteten und sie deshalb noch grimmiger haßten als die Fürsten selber, benutzten die Verneinungsgelüste der Monarchie, ihr einzureden, man dürfe auch nicht das Kleinste mehr von seiner Stelle rücken, es müsse vielmehr mit allem Ernste gesucht werden, das im ersten Andrang der Revolution durch die gemachten Concessionen verlorene Terrain in kürzester Zeit wieder zu erobern, allwärts die vormärzlichen Zustände zurückzuführen, und diese so zu verwahren und zu sichern, daß sie der Gefahr des Umsturzes nicht von Neuem ausgesetzt seyen. Die meisten Fürsten sind diesen bösen Rathgebern mehr gefolgt, als

[8] Der tschech. Reformator Jan Hus (ca. 1370–1415; hingerichtet).

[9] Der dt. Reformator Martin Luther (1483–1546).

Gottes warnendem Finger, und damit ist ihr Schicksal für immer entschieden. Sie stehen jetzt ihren Völkern als – feindliche Gewalten gegenüber, und schon fließen breite Ströme des edelsten Blutes zwischen den Parteien und machen jede Verständigung, jeden Frieden unmöglich. Und wie im Vaterlande es ist, – **so** ists in Ungarn, in Italien, in Frankreich! Ungeheueres, unermeßliches Unrecht, und eine mehr als neronische und tiberianische Grausamkeit, an den Völkern begangen, hat nachgerade die Nationen zu Werkzeugen der Nemesis[10] gemacht, und es wird geschehen, was nicht ausbleiben kann; es wird geschehen das Aeußerste: Gewalt um Gewalt, Blut um Blut, Leben um Leben wird, wenn die Stunde schlägt, der Volksschrei seyn überall, wo die Grausamkeit die Tücke, wo die Hinterlist die Bosheit in den Massen geweckt hat, und die Rohheit im Bunde mit diesen Leidenschaften aufsteht, das Rächeramt zu üben. Dann mag sogar das Fürchterlichste kommen: daß nämlich die Monarchie und der alte Staat auf den Trümmern der Gesittung verbluten. Die Gefahren, welche der Zivilisation in Europa dadurch drohen, daß man in wahnsinniger Befangenheit gestaut hat die Gewässer der Revolution, (und dieß Stauen wird dauern, bis die Gewalt der Fluth urplötzlich alle Dämme niederwirft), – sind die allergrößten! Jener schöne Anflug von wahrer Begeisterung für Freiheit, Einheit, Nationalgröße und Unabhängigkeit und Alles, was den Menschen ehren und erheben mag, jener Begeisterung, der im Lenze 1848 alle Herzen entgegen schlugen und einen Völkerfrühling begrüßen ließen, – er kehrt nicht wieder. Die erste geistige Gährung im Volke ist vorüber, an ihre Stelle ist die zweite, die essigsaure, getreten, und auch diese vergeht schon hie und da und hat der fauligen Platz gemacht. Und wenn in diesem Stadium die Sturmglocken rufen sollten – dann würde es ein Schauspiel geben, furchtbarer, als je eins gewesen. Dann würde nichts gelten, als die Austilgung des Bestehenden, und keine Verfassung, kein Gesetz, kein Herkommen, keine Sitte, kein Eigenthum, keine Tugend, kein Wissen, keine Charaktergröße, nichts würde geachtet werden, als das Gebot der allgemeinen Auflösung. Es würde seyn eine Umwälzung der socialen Welt, ähnlich jenen geologischen Katastrophen, welche die Abschnitte des Erdenlebens markiren, und erst, nachdem alle Gestaltungen der alten Gesellschaft zerstört wären, würden, aus dem Chaos, neue Schöpfungen sich bilden, ruhend auf neuen Prinzipien und auf Zuständen, wie sie vorher nicht waren: – oder (und dieß ist vielleicht das Näherliegende) der Osten würde ausspeien seine Sklavenvölker und der Czar, als Universalerbe der Anarchie, würde mit Knute und Mitra die Herrschaft antreten über den Westen, und Peters[11] Traum von Rußlands Weltbestimmung sich erfüllen.

Mancher, der das liest, lächelt und zweifelt. Ihm sage ich: Schaue um Dich; – dann erst urtheile!

Siehe, da liegt Frankreich, der alte Feuerherd, der Aetna der Revolution. Schweigend streckt er sein weißglänzendes Haupt in den Aether. Lichte Rauchwölkchen kräuseln über seinen Scheitel, und Zephyre spielen mit den Zeichen der Titanenkraft, auf deren Ruf Thäler emporsteigen, Berge versinken und Städte von ihren Höhen in den Meergrund stürzen; auf deren Geheiß das Antlitz der Erde sich furcht und Gestade ihre Gestalten wandeln. An seinem Fuße bauen die Menschen sich Wohnungen, pflanzen sie Gärten, und die Heerden, welche am Rande der Lavaströme weiden, begleitet des Hirten fröhlicher Gesang. Alles scheint so ruhig! Und doch, wer bürgt für den Bestand dieser Ruhe nur bis zum nächsten Morgen? – So ist Frankreich. Es ist der Vulkan, welcher der Zerstörer der alten Gesellschaft seyn wird; der Vulkan, welcher das Embryo der neuen in seinem Schooß trägt! Die Ausdehnung des Erschütterungskreises, welcher von dem letzten großen Stoße im Februar 48 ausging, sie hat der Welt das Wachsen der Kräfte geoffenbart, welche an der Zerstörung der in ihren tiefsten Wurzeln zerfressenen europäischen Zustände arbeiten, und jenes viertägige Pariser Junischlachten[12],

[10] Nemesis (griech. Νέμεσις, Némesis, „Zuteilung [des Gebührenden]“), in der griech. Mythologie die Göttin des gerechten Zorns, der ausgleichenden Gerechtigkeit, womit sie zur Rachegottheit prädestiniert war.

[11] Peter I. der Große (russ. Пётр I Великий, Pëtr I Velíkij; 1672–1725), von 1682 bis 1721 Zar und Großfürst von Rußland und ab 1721 der erste Kaiser des Russischen Reichs.

[12] Vom 22. bis zum 26. Juni 1848 war es anläßlich der Schließung der französischen Nationalwerkstätten (frz. ateliers nationaux), die vielen Arbeitslosen Beschäftigung gaben, zu einem Aufstand der Arbeiterschaft (frz. Journées de Juin) gekommen, der blutig niedergeschlagen wurde. Dabei kamen ca. 6.500 Personen ums Leben (darunter drei Generäle und 1.500 Mann Bürgermilitär). Auf Seiten der Arbeiter wurden ca. 1.500 ohne Prozeß erschos-

welches dem Februarausbruch folgte, zeigte der erschrockenen Welt den ungeheueren Riß, welcher den gewissen Einsturz der Gesellschaft verheißt. Da ist kein Heilen und kein Helfen; in diesem Streit gibt's keinen Frieden. Die Zwanzigtausend, welche damals in die Rinnsteine von Paris ihr Herzblut ausgegossen, die andern Zwanzigtausend, welche als Gefangene den Triumph des siegenden Besitzes verherrlichten und dann ins Exil geschickt wurden als Geißeln für das unterworfene Volk: – sie sind die Blutzeugen für den künftigen Sieg des Sozialismus. Zwar sagt man uns, er sey überwunden. Auch die Flammen des Holzstoßes, die den Huß verzehrt haben, wurden einst von der Kirche als Siegesfeuer gepriesen, und doch entschwang sich ihnen der Phönix der Reformation. Was in Paris im Februar 1848 urplötzlich geschah, das wird urplötzlich wieder geschehen in ganz Frankreich; was aber damals wie ein trotziger Junge sich gebärdete, ist zum himmelstürmenden Giganten aufgewachsen, und als solcher wird es handeln. - Die Scheinrepublik von 1848 war das letzte *Quid pro quo*[13], der letzte Sieg einer Minorität über das Volk, es war das Henkersmahl einer Partei, welche nun in ihrer Nacktheit vor der Nation und der Welt am Pranger steht. Jenes eben so dreist als geschickt ausgeführte Taschenspielerstück, jenes gaunerische Firmaverändern einer Gesellschaft, welche, nachdem sie unter der Aufschrift: „Monarchie," bankrott geworden war, „Republik" über ihre Thüre schrieb und an die Stelle ihres geflüchteten Vorstandes den Helden von Boulogne[14] berief, dessen Dummheit noch größer ist, als sein Ehrgeiz; alle diese Begebenheiten, welche wie Erfolge der Partei aussehen, die Frankreich ausbeutet, – sie sind nur die Vorzeichen von der Unhaltbarkeit des Gebäudes, in welchem sie gegenwärtig die letzte Stunde ihres Daseyns verlebt. Jeder Tag bringt neue Anzeichen von der nahen Umkehr der französischen Dinge; mit jedem Tage rücken die Mauern weiter aus dem Lothe, sinkt der Grund tiefer, werden die Fundamente mehr unterwühlt, wird der Einsturz gewisser vorbereitet. Der Mörtel, den Bonaparte mit seinen Gesellen in die klaffenden Ritze und Risse streicht, kann Nichts befestigen. Zwischen der Scheinrepublik und der Demokratie, zwischen der herrschenden Minorität und dem betrogenen Volke, zwischen der verfaulten Gesellschaft und dem Sozialismus ist kein Abkommen, kein Vertrag zu schließen. Der Sozialismus ist einmal im Glauben der Mehrzahl der Franzosen der neue Heiland. In der Krippe liegt der junge Gott; die Engel haben ihn verkündigt, wie den Hirten auf dem Felde, so den Königen. Und ob alle Herodes des Welttheils ihre Kriegsknechte aussenden würden, das Kind zu tödten; und ob sie darum anstellen möchten einen Bethlehem'schen Kindermord[15] in ganz Frankreich: das Knäblein wird geborgen bleiben! Daß dem Sozialismus die Erlöserrolle überkommen sey, ist ein Glaube, der im französischen Volke, nachdem ihm die Experimente mit Republik und Monarchie in jeder Form mißglückt sind, feststeht. Er hat Blüthe und Frucht getragen, und von Frank reich flog der beflügelte Saame unter viele Nationen. – Was aber – mit einem alten Liederdichter zu reden –

„Fest im Volkes-Glauben steht,
„Nicht durch Strang und Schwert vergeht;
„Jeder Zweifel, jeder Krieg
„Bringt ihm Jünger, bringt ihm Sieg. –"[16]

So wird es mit dem Sozialismus seyn. Er ist der Idee nach das Höchste, das Reinste; er sieht den Bruder in jedem Menschen, und die Erde wäre gewiß ein Paradies, wenn die Brüderlichkeit mit allen ihren Konsequenzen überall zur Geltung käme. Die praktische Prüfung jedoch hat der Sozialismus noch nirgends bestanden und Keiner kann sagen, wie weit die Erfolge an die Versprechungen

---

sen; 25.000 Menschen wurden festgenommen, von denen man 11.000 zu Gefängnis oder Deportation in eine der überseeischen Kolonien verurteilte.

[13] Lat.: „dies für das", also eine angemessene Gegenleistung.

[14] Anspielung auf Louis-Napoléon Bonaparte (1808–1873), seit 20. Dezember 1848 Präsident der 2. Französischen Republik; am 2. Dezember 1852 wurde er dann als Napoléon III. zum Kaiser der Franzosen proklamiert. Hier in Anspielung auf dessen Putschversuch vom 6. August 1840 in Boulogne-sur-Mer erwähnt (siehe hierzu auch S. 169, Anm. 539).

[15] Mt 2,16-18.

[16] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

reichen, welche das System seinen Gläubigen mit voller Hand spendet. Diese Ungewißheit ist gerade sein Nimbus; „denn welchen Werth – sagen seine Apostel – hätte das Leben, ohne Verheißung und Hoffnung? Menschen vergehen, Geschlechter und Völker und Erden und Welten; Alles ist Wechsel und Flucht und Wahn und Traum: – nur Hoffnung und Verheißung geben wahre Freude, und die Verheißung allgemeiner Glückseligkeit ist der Spruch auf unserer Fahne." – Ein schweres Kreisen wirds aber werden, wenn die Geburtsstunde der Herrschaft des neuen Heilandes schlägt. Da wird der Fanatismus morden im Namen der Bruderliebe, da werden die Blutströme rauschen, wie die Ströme im Thal, und hinabwälzen auf ihren Fluthen die Trümmer der alten Gesellschaft ins uferlose Meer der Ewigkeit. Der Genius der Humanität aber: Er wird sich verhüllen, während die Nationen im bachantischen Taumel ihr Evohe! Evohe![17] rufen. –

Und das Ende?

Ewiger, unendlicher Geist der Welten, – Gott, Schöpfer, Unnennbarer – es steht vor meiner Seele: ich kann nicht hoffen; ich kann nur fürchten, ich kann nicht glauben, ich kann nur zweifeln; – Herr, Herr Gott! Hab Erbarmen! – Du richtest die Menschen nicht, wie sie sich selbst richten! –

Wenn die Eintagsfliegen in der Sonne spielen, wenn die Foulds[18] und Rothschilde[19] alle Tage den Werthzeiger ihrer Makulaturballen um einige Centimes höher rücken, wenn der kleine Vetter[20] vom Kaiserreich des großen Onkels[21] faselt, wenn des Bonaparte Gesellen sich Herzogsröcke sticken lassen und von fürstlichen Dotationen träumen; wenn die Schranzen des Eliseé ihrer Puppe schon im Voraus huldigen und die bezahlten Schreier der Straße sie als Kaiser ausrufen: was ist es weiter als Faschingsthun und ein Beweis mehr von der Kopflosigkeit einer Parthei, deren Abgeschmacktheit Mitleiden erregen würde, wenn die Verachtung nicht wäre, die den Ekel erzeugt. Bonaparte, der Götze eines Tages, an dem er mit der Ehrlosigkeit des vollendeten Abentheurers das Volk betrog, hat nur ein Verdienst: seine Unfähigkeit. An dem Tage, wo dieser Mensch den großen Staats streich wagt, den er angesagt hat zum fünfzigsten Male, – an diesem Tage stirbt die alte Gesellschaft –

Nun einen Blick auf – Deutschland! –

Quis talia fando
Temperet a lachrymis?[22]

greinen im klassischen Styl gewisse Patrioten des Katheders. Es ist zum Lachen! Wenn man diese Menschen jam mern hört vom verlornen Paradiese und untergegangenen Hoffnungen auf die Wiederkehr des goldenen Zeitalters, das **sie** wie einen Christbaumsengel schon zurecht geschnitten hatten aus ihren Papieren, dann könnte man selbst das werden, was sie sind – Krüppel und Zwerge an Geist und Muth. Nur Eins ist groß an diesen Menschen: **ihre Mitschuld an Deutschlands Unglück**.

Der Herold der Revolution rief: „Deutschland, ich brauche Helden!" Als die Revolution kam, da fand sie Doktrinärs und Memmen – Legion!

---

[17] Griech. Εὐοἵ; Ausruf der Bacchanten (griech. Βάκχαι) zu Ehren des griech. Gottes Dionysos (griech. Διόνυσος).

[18] Der damalige frz. Finanzminister Achille Fould (1800–1867).

[19] Die Frankfurter Bankiers Amschel Mayer Freiherr von Rothschild (1773–1855), Salomon Mayer Freiherr von Rothschild (1774–1855), Nathan Mayer Freiherr von Rothschild (1777–1836), Carl Mayer Freiherr von Rothschild (eigentl. Kalman Mayer Rothschild; 1788–1855) und James de Rothschild (eigentl. Jakob Mayer Rothschild; 1792–1868); letzterer war der Begründer des frz. Familienzweiges.

[20] Louis-Napoléon (siehe hierzu S. 11, Anm. 14).

[21] Napoléon Bonaparte (1769–1821), ab 1799 erster Konsul der Französischen Republik, von 1804 bis 1815 als Napoléon I. Kaiser der Franzosen.

[22] Verg. Aen. II,6 u. 8: „[…] quis talia fando \ […] \ temperet a lacrimis? […] Wer, der es erzählte, \ […] \ Hielte die Tränen zurück?" (Übersetzung nach Wilhelm Hertzberg; 1813–1879).

Das ist nun vorbei. Die Revolution erfüllt ihre Mission dennoch. Sie hat die Agentien der Zersetzung und Scheidung in Staat und Gesellschaft geworfen; – die Auflösung ist im Gange und die Fäulniß unserer Zustände ist ruchbar über den Erdkreis. Pfaffen, Junker und Bureaukraten sammt Jenen, welche als „Bourgeoisie“ vor jeder Macht, die ihre Interessen schirmt, sich bücken, sie sind durch den Gährungsprozeß ausgeschieden und als Parthei vereinigt worden. Als Rrepräsentanten [sic!] der Reaktion halten sie eng zusammen, um sich in ihrer bevorzugten Stellung so lange zu behaupten, als es gehen will. Doch ist ihr Fähnlein nicht groß gegen das unzählige Volk; sie sind nur eine Minderheit gegen die große Mehrheit, und deshalb ist, obschon sie die Macht des Staats zur Seite haben, ihr Daseyn stets ein bedrohtes. Das Bewußtseyn dieser Lage läßt sie nicht zur Ruhe kommen, und die Besorgniß, daß der unterhöhlte Boden unter ihnen zusammenbreche, weicht nicht von ihrer Seite. Die Gefahr treibt sie in den Streit und läßt sie je des Mittel versuchen, das dienen könnte, ihre Stellung zu befestigen oder zu fristen. Sie kämpfen dafür mit allen Waffen, den guten, wie den schlechten. Sie geben sich zu Lobrednern und Verfechtern des Standrechts und anderer Gewaltmaßregeln her; Lob und Verleumdung, Lockung und Drohung, Schmeichelei und Verfolgung wen den sie an ohne Bedenken und das hohltönende Erz der Versprechungen prägen sie fortwährend aus, obgleich die verrufene Münze fast Niemand mehr nehmen mag. Der für sie immer bedenklicher werdende Gang der Dinge setzt sie in Verwirrung und führt ungeschickte Maßregeln herbei. Sie rufen ein Mal über das andere Mal: „der Staat ist in Gefahr! rettet die Gesellschaft!“ Während sich aber die Spritzenleute versammeln, gießen sie selbst noch Oel in das Feuer. Sie sehen ihr Haus stückweise einfallen; dort ein Dach, hier einen Erker, da einen Thurm; dort kracht ein Gewölbe, hier bricht ein Balken. Nichts will mehr helfen. Sie sehen, daß selbst der Könige *ultima ratio* von der erprobten Kraft etwas verloren hat; denn das Schreckenssystem macht nur hassen, nicht erzittern. Auf den Brigittenauen[23], wo dem Volke die bleiche Furcht aufgehen sollte im blutgedrängten Boden, da blüht, statt ihrer, das rothe Kräutlein: unversöhnliche Erbitterung. **Unschuldig!** rufts aus dem Volke bei jedem Schuß, der ein Menschenopfer für seine Freiheit fällt und den Bildern der Erhenkten gibt man den Ehrenplatz an der Wand und bekränzt sie als Zeichen der Verehrung und Liebe mit Blumen. Jene Thaten des Standrechts nicht nur, auch die sogenannten „rettenden Thaten“, die Verfassungs- und Gesetzoktroyirungen, die Minoritätswahlen für revidirende Landtage etc., stellt das Volk vorzugsweise auf Rechnung der Reaktionsparthei und sieht ihnen zu mit verschränkten Armen. Froh der Rathlosigkeit der Gegner schaut es sie an, wie der Gefangene den Kerkermeister anschaut am Tage vor der Befreiung. Die Rollen haben gewechselt. –

Der Verfasser dieses Buchs steht seit langen Jahren auf der Warte der Zeit. Wann Völker oder Fürsten mißachteten das innere Richtmaß der Dinge und die ethischen Schranken des Erlaubten und Unerlaubten taumelnd durchbrachen; wenn die Einen oder die Andern in ihren Paroxismen[24] des Weltgesetzes vergaßen, dem von Gott die Herrschaft überkommen ist in der Gesellschaft so gut, als in der Natur; wenn Zorn oder Uebermuth zur Maßlosigkeit hinführten, welche das Recht nicht achtet und keine Gerechtigkeit kennt: – dann hat er seine Stimme warnend oder mahnend erhoben, bald zu den Fürsten, bald zu dem Volke. Er weiß wohl, daß seine Stimme nur wie ein Tropfen ist am vollen Eimer; er weiß wohl, daß er damit nichts ändern wird im Laufe der Dinge; daß er nicht bändigen wird die entfesselten Gewalten; daß er nicht heilen kann eine fieberkranke Zeit; aber er fragt auch nicht nach dem Erfolge: – die innere Pflicht drängt ihn, den dämonischen Mächten entgegen zu treten, und er thut’s, weil er nicht anders kann.

Des Dankes hat er nicht dafür, weder von der einen, noch von der andern Seite: denn die Zügellosigkeit will die zügelnde Hand nicht und der Gewalt ist der Warner, welcher ihr das Mene Tekel[25] an

[23] In der Wiener Brigittenau war am 9. November 1848 der Publizist, Verleger und Abgeordnete des Paulskirchenparlaments Robert Blum (1807–1848), ein Parteigänger des demokratischen linken Flügels des Parlaments, standrechtlich erschossen worden.

[24] „Paroxismus, im Allgemeinen eine heftige, leidenschaftliche Aufregung, namentlich aber bei Krankheiten derjenige Zustand, wo das Fieber seinen höchsten Grad erreicht hat.“ (Damen Conversations Lexikon, Bd. 8, Adorf: Verlags-Bureau 1837, S. 112).

[25] Hebr. מְנֵא מְנֵא תְּקֵל וּפַרְסִין; „So aber lautet die Schrift, die dort geschrieben steht: Mene mene tekel u-parsin, Und sie bedeutet dies: Mene, das ist, Gott hat dein Königtum gezählt und beendet. Tekel, das ist, man hat dich auf der

die Wand schreibt, unbequem. Verfolgung ist daher sein Lohn gewesen von jeher, und für die mahnende, warnende Liebe hat er den bittern Haß geärntet. Die Gegenwart aber, „dieser Zeiten ärgste," hängt das Damoklesschwert über dem Haupte eines Jeden auf, der die Wahrheit sagt und dem Recht das Wort redet.

Soll er darum die Wahrheit vergraben und dem Recht sein Wort entziehen und seine Herzensgedanken verschlossen halten? Soll er, nachdem er ein Menschenalter lang in dem Streit gestanden, nun noch Menschenfurcht anziehen und Raum geben jener zagen Sorglichkeit, welche jede Wahrheit nur halb sagt und die Menschenklugheit unter die Laren des Hauses stellt zu alleroberst? Oder ist es nicht ehrenhafter, daß er seine Straße fortwandele, unbekümmert darum, ob sich die Arme für oder gegen ihn erheben, ob sie drohen oder schützen? So laßt ihn denn reden, so lange es noch Menschen gibt, die ihn anhören; so laßt ihn denn sprechen, so lange ein Wort noch Etwas wirken mag: denn wann erst die Schwerter Zungen geworden sind und ihre Sprüche ins Fleisch kerben, ist des Wortes Zeit ohnehin vorüber. – – –

Lange haben die deutschen Völker geklagt auf ihre Rechte, welche die Willkühr ihnen vorenthielt. Sie haben ihre Urkunden vorgelegt und ihre Briefe; sie haben die Geschichte sich zur Seite gestellt, daß sie von ihren Rechten zeuge; alle göttlichen und menschlichen Gesetze haben gesprochen zu ihren Gunsten; sie haben die Ehre des fürstlichen Worts, sie haben die Heiligkeit des Vertrags, sie haben die Unverletzlichkeit der Schwüre angerufen; sie haben alle gütlichen Mittel versucht; sie haben alle Fristen des Rechts, der Billigkeit, der Großmuth sogar gegeben: und – – in unglückseliger Verblendung hat man die Großmuth mit der List vergolten und die friedfertigen Männer, welche vermitteln wollten zwischen Thron und Volk, zwischen Recht und Macht, die hat man gejagt von ihren Sitzen und ihnen mit Hohn und Verfolgung gelohnt. Auf den Häuptern der Schuldigen ruht die Verantwortlichkeit für die Zukunft. Angethan mit der Gewalt, die ihnen nicht von Gott überkommen, verfügend über die Macht, deren Mißbrauch Hochverrath ist am Volke, stehend auf den Zinnen des Reichs, haben so Viele, indem sie Recht mit Unrecht, Gesetzlichkeit mit Willkühr, Gerechtigkeit mit Zwang vermengten, selbst jene unglückselige Verwirrung der Begriffe von Recht und Unrecht in die Massen gebracht, wegen welcher man sie jetzt der Unwürdigkeit für größere Freiheit und der Unfähigkeit sie zu ertragen bezeichnet. Indem man die Immoralität der Massen verdammt, verurtheilt man gleichsam sein eigen Werk. Aber wenn man das Volk, nachdem man versäumt hat, es menschlich zu erziehen, wie einen Wilden behandelt und an die Kette legt, wenn man in der Mehrzahl des Volks den Anspruch auf Gleichberechtigung Aller negirt, wenn man es lieblos von sich stößt, da es sein Recht fordert, und es gewaltsam zu den Glauben hindrängt, daß es auf Erden kein Recht finden könne, denn durch die Stärke seines Arms: so nehme man auch die Folgen hin, und man schreie nicht zum Himmel auf, wenn das empörte Volk im Taumel des Zorns endlich zur Selbsthülfe sich entschließt! Nur ein Rettungsmittel gibts vor diesem Aergsten: – Rechtsgewährung. Das hilft: das allein!

Solon[26] sagt: Wer die Tyrannei anzieht, der zieht das Hemd des Nessus[27] an. Ein Nessushemd werdet aber doch Ihr nicht mögen, deutsche Regentengeschlechter, Ihr, die Ihr aufgegangen seyd, geschoßt und hochgewachsen im deutschen Völkerwalde, Freie unter Freien? Ihr, denen alle gerechte Macht vom Volke und aller gerechte Besitz vom Reich überkommen ist? Ihr, die ihr ohne das Eine und das Andere eben nicht mehr wäret, als die Uebrigen? Ihr, die Ihr fast Alle die Machtvollkommenheit, die Souveränität, welche Ihr jetzt geltend macht und ausübt, noch vor nicht langer Zeit aus der Hand des fremden Eroberers[28] als Preis Eurer Unterwürfigkeit empfangen habt? Ihr, Ihr werdet Euch doch nicht gegenüber den Millionen Zeugen, die das Alles erlebt und mit angesehen haben, –

Waage gewogen und zu leicht befunden. Peres, das ist, dein Reich ist zerteilt und den Medern und Persern gegeben" (Dan 5,25-28).

[26] Der griech. Staatsmann und Lyriker Solon (griech. Σόλων, Sólōn; ca. 640–ca. 560 v. Chr.).

[27] Das dem Herakles (griech. Ἡρακλῆς, Heraklēs) im Auftrag der eifersüchtigen Deïaneira (griech. Δηιάνειρα Dēiáneira, „den Männern feindlich") übergebene, mit dem Blut des Kentauren (griech. Κένταυρος, Kéntauros) Nessos (griech. Νέσσος, Néssos) getränkte Hemd, das derart unerträgliche Qualen verursachte, daß sich Herakles bei lebendigem Leibe verbrennen ließ.

[28] Napoléon Bonapartes.

gegenüber Eurem Volke, das Euch, auf Euern Ruf, errettete mit der Gefahr seines Lebens aus der Hand des Unterdrückers, – das Euch erlöst hat aus Euern Ketten: – Ihr werdet Euch doch nicht hinstellen wollen als Wesen höherer Art, als Herren unter Knechten im Pomp und Staat östlicher Herrscher? – – Nein! Die deutschen Regentengeschlechter, welche heraufgekommen sind mit dem Volke aus der Tiefe der Zeiten, die mit ihm Eins sind und verbunden durch so viele Generationen, die können sich nicht lossagen von ihrem Ursprung, die dürfen nicht, statt zu regieren wie Väter im Lande, herrschen wollen durch den Schrecken mittelst Standgerichten, Galgen und Kerker, durch Bayonnette und Kanonen; – oder, was noch schlimmer wäre, herrschen wollen durch die Künste der Unwahrheit in Verfassungen und Versprechungen! – Die Fürstengeschlechter, in denen deutsches Volk, nach seiner Erhebung vor zwei Jahren, trotz des ihm widerfahrenen langjährigen Unrechts, sein Fleisch und Blut achtete und darum das Unrecht ihnen verzieh mit überschwenglicher Arglosigkeit: – die Fürstengeschlechter, sage ich, die, wie Väter im Familienkreise, durch die Ehrfurcht des Alters, durch die Liebe, das Vertrauen, die geprüfte Weisheit, die Gerechtigkeit mit Humanität verbunden, die Hochachtung durch sittliche Würde erworben, mit Milde regieren und **so** sich selbst mit ihren Völkern beglücken sollten: – diese können sich dem Glauben nicht hingeben, sie vermöchten den Codex des Absolutismus in Deutschland dauernd einzuführen. Wollten sie das, dann müßten sie mehr können, als der Herrgott selber. Sie müßten vertilgen können das Deutsche im Deutschen; sie müßten ausrotten können die deutsche Natur im deutschen Volke, welche ewig Eins war und bleiben wird mit der Liebe zur an gestammten Freiheit; sie müßten die Erinnerung aus dem Gedächtniß des Volks reißen und seine Geschichte aus der Weltgeschichte; – denn überall, auf allen Wegen und Stegen, begegnet diese, bis in die graue Vorzeit hinan, den freien Germanen und ehrt sie als die Bewahrer des heiligen Feuers und die Apostel der Freiheit, der Aufklärung und der Gesittung zu allen Zeiten und unter vielen Völkern; ja sie müßten verwandeln können das deutsche Volk in ein Volk von Slaven und dem brutalen Aberglauben der Russen Eingang verschaffen in allen Köpfen, daß der Monarch ein Stück von Gott selber sey, wie Er allmächtig, allwissend und allweise und unfehlbar; sie müßten sich, wie der Czar und der Beherrscher von China, als Statthalter Gottes auf Erden und leibliche Söhne des Himmels ausgeben: – sie müßten sich, wie die römischen Cäsaren, Altäre bauen, auf daß das Volk sie verehre. Doch die Uhr der Zeit läßt sich nicht rückwärts stellen von der Hand schwacher Menschen, und ob Einer mit seiner Faust nach der Sonne schlage – sie fällt darum nicht herunter. Wegwischen kann kein deutsches Fürstengeschlecht seinen Ursprung, oder sich entfernen von der Quelle seiner Berechtigung, seiner Macht und seiner Hoheit; und so kann auch keins an dem unveräußerlichen Urrecht des Volks – einen Gran rechtsgültig mindern. Jeder Anschlag dazu wäre Unterdrückung, und jeder Versuch dazu trennt die Fürsten von ihrem eigenen Recht. Mit dem Volke können sie fortdauern, wie das Volk selber; gegen das Volk zerbrechen sie, wie schwaches Rohr; ohne Volk sind sie Schemen, Schatten, die

„Im Strahl der Abendsonne recken ihre Glieder
Von Berg zu Berg, – Giganten gleich – doch Nichts.“[29]

Ich lege den Griffel nieder, mit dem ich das Bild deutscher Zustände zeichnen wollte und blicke hinauf zu den Standsternen des Himmels, wie ich immer thue, wenn ich mich zurecht finden will im Sturme der Gefühle. Vergebens! Ihr Aufruhr ist mächtiger, als mein Wille. Ich kann eine ruhige Betrachtung nicht mehr gewinnen. Es bricht wie Lohe des Glutwinds der Wüste aus meiner Seele und die Flamme der Entrüstung brennt in meinen Adern. Soll ich einfahren mit dem Zorngeist zu den Mächten des Unterreichs und es versuchen, wie Dante[30] zu schildern? Darum werden jene nicht anders und läßt sich die Vermessenheit, welche aufgestiegen ist gegen das Unsterbliche, nicht abwehren von dem Orte der Weihe! Herangekommen ist das Ungeheuerste. Vor ihm flieht der Friede von dem deutschen Volke,

[29] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

[30] Dante Alighieri (1265–1321).

und – wenn meine trübste Ahnung wahr wird – so wird er nicht wiederkehren, bis ein neues Reich unter neuen Sternen ersteht.

Armes Vaterland!

Mein Blick rollt weiter über das fiebernde Europa hin – nach Nord und Süd, nach Ost und West: nach Portugal, Spanien, Italien, Ungarn, Polen, Ireland: überall Trost- und Hoffnungslosigkeit; überall ein Auseinandergehen und Verfallen; überall Gährung, Auflösung, Fäulniß, Tod; Gewaltthat mächtig überall; gebundenes Volk, geflohene Führer, das Schwert als Hirtenstab; Staaten im Verblühen, Nationen in Weichlichkeit zerflossen, Babel voller Sünden. Auf vier Fünftheilen des Welttheils ruht der Fluch und das Eis der Knechtschaft. Aber unter der dünnen, kalten Decke braust's und kocht's wie unter der Decke eines Kraters und lauert ein bergewälzender Titan des Rufs: – **Stehe auf!**

Und wenn er aufsteht? – – – Dann wird's seyn wie ein Aufstehen der Sonne an einem düstern Adventsmorgen. Es werden sich röthen die Berge und Thäler; es werden umstürzen die Capitole der Herrschaft mit ihrer Herrlichkeit; es werden die Gletscher flammen, und das, was ein Eismeer gewesen ist, wird die alte Zeit in seine kochende Tiefe begraben. Doch wie nichts sterben kann, ohne den Keim zurückzulassen für ein neues Leben, – so wird auch der Keim der neuen Zeit geborgen bleiben beim Untergang der alten. Jede Strafe ist Erbarmen; durch alle Züchtigung will Gott stets das Eine; Besserung. Wenn die wilden Erdenkräfte ihre Zeit gewüthet haben: dann werden die Schleußen des Himmels sich öffnen auf des **Herrn** Geheiß, und ihre Wasser ausgießen und löschen die Feuerfelder und kühlen die Erde, und ein verjüngtes Geschlecht wird sich neu einrichten, angethan mit neuen Formen und neue Bündnisse schließen.

Noch einmal! – Dem unvermeidlich gewordenen kann die Gesellschaft nicht entrinnen. Die Brücken sind abgebrochen, die Schiffe sind verbrannt; eine furchtbare Bewegung muß kommen, eine Katastrophe muß hereinbrechen. Ihr gegenüber gilt nicht Kampf, sondern Resignation. Aber geschähe das Entsetzlichste, gingen auch in West-Europa Gesellschaft und Gesittung zugleich in Trümmer, bräche auch die Finsterniß der Barbarei herein: – unser Welttheil ist nicht die Welt – und bliebe es auch Nacht auf der einen Erdhälfte, – wissen wir doch, daß jenseits des Oceans aufgegangen ist eine junge Sonne – ein Lichtträger, welcher Freiheit, Ruhe und stillen Frieden über die andere Hälfte breitet.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 26f.

DCXVIII. Rousseau's Klause in Montmorency.

Der kleine Badeort Montmorency liegt 3 Stunden[31] von Paris. Die Heldensage des Mittelalters weht um seinen Namen, und unwillkürlich denkt man an Turniere und Königshof, an Ritter in schimmernden Stahl auf reichgeschmückten Rossen und an schöne Frauen in Gold und Sammt und Seide; an den Adelsglanz des Mittelalters und an seinen Begleiter: bleiches Volk in Lumpen; an die Pracht und den Uebermuth, an die Laster und die List, an den Reichthum und die Raubsucht Oben – und an die Rohheit, die Unwissenheit, die Armuth und die Rechtlosigkeit Unten. Das ist nun anders. Das Schloß der Montmorency ist von dem Boden verschwunden, welchem es den Namen gab, mit sammt dem Geschlecht, und wo nie ein Bürgerlicher hingekommen, denn als Knecht oder Bettler: – da wandelt jetzt das muntere Arbeitervolk mit dem ersparten Frank der Woche in der Tasche, und schaut stolz und spottend auf die alten Wappen der Herzöge, und denkt: wir sind besser, als ihr! – Die finstern Geister des Schwertrechts sind geflohen, eingezogen sind die Genien des Scherzes, und nur Tanz, Gesang, Spiel und Lust flattern um das liebliche Montmorency mit seinen entzückenden Parkanlagen, seinen Hotels und Restaurationen, seitdem es zu einem Ziele der Sonntagsausflüge der Pariser geworden ist. Diese suchen hier nichts als das Vergnügen, und nirgends wird es ihnen in reichlicherem Maße geboten. An so einem lichten Sommer-Sonntage ist das ganze Thal aufgeputzt wie zu einem Feste des Saturns; überall ist Glanz, Freude, Ueberfluß; Musik an hundert Orten, Tanz unter Zelten und im Freien, dampfende Tafeln in jedem Saale, und klirrende Gläser und Jubel überall. Weder Rang noch Vermögen, noch Stand, noch Bildung scheiden die frohen Menschen. Gleichheit ist das Gesetz für Alle, und Alle folgen nur einer Herrin: der Freude. Sie thun wohl daran! Hat das karge Leben der großen Mehrzahl des Volks doch kaum eine andere Freude, als diese Sonntagsträume, welche eine Erde voller Arbeit auf ein paar Stunden zum Eden macht! An den seligen Minuten, die sie spenden, muß die Erinnerung manchmal ein Leben lang nagen und die paar Tropfen müssen ein ganzes Wermuths-Daseyn versüßen. – –

Aber nicht die Rittergespenster der Vorzeit und die Sylphiden[32] des Vergnügens allein machen Montmorency interessant und fashionabel, – eine tiefere Theilnahme ist ihm gegeben durch einen Namen, in welchem der Geist der Liebe durch die ganze Menschheit weht. Was ist der verblichene Glanz des Herzogsgeschlechts gegen den Sternenkranz, der in der Tiefe des Himmels den Namen „Rousseau[33]" umstrahlt? Was ist das Wirken jenes ganzen Stammes gegen das Wirken dieses einzigen Denkers? Die Erde ist voll seiner Thaten. Die Saat, die er ausgeworfen hat, trugen die Stürme der Zeit über Meere, Berge und Wälder, und sie ist aufgegangen in allen Zonen. Rousseau wußte von keinem Gute der Welt und war doch ein Krösus an unvergänglichen Schätzen. Kein Prachtdenkmal drückt seine Asche, wie die jener Herzöge; aber wo endigt sein Wirken, wo hört sein Leben auf? Wie viel Erzieher, Gesetzgeber, Staatsleute sind in diesem einzigen Manne geboren, und wie viele werden noch geboren werden!

Vor drei Vierteljahrhunderten war das Thal von Montmorency unberührt von der Pariser Welt. Das Reh rauschte noch in dem Laub des Waldes, und auf der ganzen Besitzung waren wenige Wohnungen. Rousseau kam auf seinen einsamen Wanderungen zufällig dahin und gewann das friedliche Stückchen Erde so lieb, daß er sich ein Häuschen miethete und lange Jahre wie ein Klausner lebte. – Seit der Zeit ist's als Eremitage Rousseau's bekannt und es wird mit Sorgfalt erhalten.

---

[31] 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12.703 Fuß (bayr.) = 3.707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wird sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.

[32] Nach der dienstbaren Waldfee aus der gleichnamigen Oper von Jean-Madeleine Schneitzhoeffer (1785–1852).

[33] Der Genfer Schriftsteller, Philosoph, Pädagoge und Naturforscher Jean-Jacques Rousseau (1712–1778).



DIE EREMITAGE v. J.J. ROUSSEAU
in Montmorency.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

„Rousseau, Rousseau!“ ruft mein heimgegangener edler Freund Börne[34] aus: – „Rousseau! Seht die Kastanienbäume dort! sie haben Rousseau gekannt und mit Schatten bewirthet seine glühende Seele. Im Häuschen da wohnte er; ich sehe in die Fenster; es ist Rousseau's Stübchen; aber er ist nicht daheim. Dort steht der kleine Tisch, an dem er die Heloise[35] gedichtet; da steht das Bett, in dem er ausgeruht von seinem Wachen. O heiliges Thal von Montmorency! Kein Pfad, den er nicht gegangen; kein Hügel, den er nicht hinaufgestiegen; kein Gebüsch, das er nicht durchträumte! Der helle See, der dunkle Wald, die blauen Berge, die Felder, die Dörfchen, die Mühlen – sie sind ihm alle begegnet und er hat sie alle gegrüßt und geliebt! –“[36]



Ludwig Börne
(siehe hierzu S. 19, Anm. 34)

Ja geliebt. Das ist der rechte Ausdruck. Rousseau's Macht floß aus derselben Quelle, aus der des Erlösers Macht geflossen: – die Liebe. Wenn der Starke herrscht, so hat er den Stärkern zu fürchten; was der kluge Geist in seiner Brust beschließt, durchstreicht das tückische Geschick; nur was die Liebe thut, ist ewig, denn die Liebe ist das Stärkste, und auch die Götter sind ihr unterthan. Wie viel Tyrannen haben gelebt seit Rousseau sein *Contract social*[37] geschrieben? Wie viel Völker haben gezittert vor ihrem Arm und wie viel gebebt vor ihrem Schwerte? wie viel Unthat, Schande, Elend und Sklaverei haben sie gethan und verschuldet? Und wo sind sie hin, diese Menschen, die sich wie Herrn der Welt gebärdeten? Ihre Werke sind vergangen, und von ihnen selbst blieb nichts übrig als der Fluch ihres Namens und eine Hand voll Staub, während Rousseau auf den Lehrstühlen sitzt von Jahrhundert zu Jahrhundert und sein Wirken die Ewigkeit umklaftert.

Darum erwache, meine zagende Seele! und fasse Trost. Laß die schwarzen Nebel das Firmament verfinstern; die Sternbilder stehen dennoch rein und klar am Himmel. –

[34] Der sozialkritische Journalist Ludwig Börne (eigentl. Juda Löb Baruch; 1786–1837). Der nach einem Gemälde von Moriz Daniel Oppenheim (signiert: T. Oppenheim; 1800–1882) von Carl Barth (1787–1853) ausgeführte Stahlstich entstammt dem Verlagsprogramm von Joseph Meyer.

[35] „Lettres de deux amans, Habitans d'une petite ville au pied des Alpes […]“ (Amsterdam: M. M. Rey 1761); der Briefroman erhielt später den Titel „Julie ou la Nouvelle Héloïse“.

[36] Zitat aus Ludwig Börnes (siehe hierzu S. 19, Anm. 34) „Gesammelte Schriften […]. – Fünfter Theil (Hamburg: Hoffmann u. Campe 1829), S. 133f.

[37] „Du contrat social ou Principes du droit politique […]“ (Amsterdam: M. M. Rey 1762).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 38-46.

DCXXI. Erlangen.

Gleichheit gehört zur Trias, welche die Zeit auf die Standarte der Menschheit geschrieben hat. Aus der Ungleichheit des Bürgers, aus der Ungleichheit der Völker ist das Elend der Erde erwachsen, wie es bei dem Einzelnen aus dem gestörten Gleichgewicht der Kräfte hervorgeht. Die ganze Natur liegt in stetem Kriege mit der Ungleichheit, und die Geltung des Gleichheitsgesetzes herzustellen und zu befestigen, wo es verletzt oder gelockert wurde, sind ihre Kräfte immerfort wirksam. Daher Ebbe und Fluth in Luft und Meer, daher Donner und Blitze, Stürme und Ueberschwemmungen, Erdbeben, Pest und Mißwachs. Sogar in die tiefen Räume des Himmels ist der Kampf gedrungen: zertrümmerte Planeten fliegen um die Sonne und der unregelmäßige Lauf der Gestirne zeugt von der Störung des Gleichgewichts im Weltall.

Für die Völker des westlichen Europa war von jeher die Ungleichheit in Gesittung und Bildung die fruchtbarste Mutter ihrer Leiden. Sie ist der Wall, welcher jeden Fortschritt zu glücklichern Zuständen hemmt; sie ist die Mauer, welche den Despotismus schirmt: – eine Mauer, stärker, höher, unübersteiglicher, als die chinesische; sie ist die Nährmutter aller volksfeindlichen Mächte; der Zauberring, welcher die letztern nach jedem Niederwerfen wieder aufstehen macht mit größerer Kraft; sie ist die Klippe, an der die Freiheitsregungen der Völker fortwährend scheitern; und diese Ungleichheit ist's, bei deren Betrachtung in jedem wahren Menschenfreunde die Hoffnung auf die Früchte von Katastrophen stirbt, welche uns in der nächsten Zeit bevorstehen. In dem unermeßlichen Abstand zwischen der Bildung jener erleuchteten Männer, welche den Völkern dienen als Wortführer und geistige Streiter für Freiheit und Recht, und der Masse des Volks selber liegt ein Abgrund, welcher unserer Zukunft die größten Gefahren bringt. Wo ist ein im Kampf mit dem Absolutismus und der Alleinherrschaft befangenes Volk in Europa, in dessen Masse ein vernünftiger Begriff von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit vorhanden, festgewurzelt und wirksam ist im Denken und im Handeln? Nirgends! Der Absolutismus wußte wohl, was er that, als er die Staatseinrichtungen überall so regelte, daß die Bildung immer nur Wenigen ein Bedürfniß und zugänglich wurde und die Masse des Volks auf Unwissenheit und Helotendaseyn[38] angewiesen blieb. Friedrich II.[39] schrieb am Rande eines Schulreformplans, der ihm vorgelegt wurde: „Es soll beim Katechismus und den 4 Spezies bleiben. Wenn ein Potentat seinen Bauern mehr lernt, so sägt der Narr den Ast selbst ab, auf dem er sitzt."[40] – Diese Königslehre ist so alt, als die Monarchie selber. Mit dem Thun für's Gegentheil ist's nie rechter Ernst gewesen; Phrasen waren es meist, um die Leichtgläubigkeit zu täuschen.

Daher sehen wir, wo immer Volksfreiheit und Selbstregierung zur Herrschaft gelangen, daß der Steuerleute erste Sorge ist, den Volksunterricht zu reformiren und dem belehrenden Wort die Zunge zu lösen. Bildung ist jedoch kein Gut, das erworben wird über Nacht; sie ist kein Besitz, den man theilen kann unter Alle, wie Aecker und Wiesen, Haus und Geld, durch einen kommunistischen Machtspruch! Was der gebildete, wissensreiche Mann durch Lehrer, Bücher, eigenes Nachdenken, Umgang und Ideentausch mit andern Gebildeten in einer langen Reihe von Jahren errungen hat: seinen Schatz des Geistes, dieses Wissen und diese Reife, Richtigkeit und Schärfe des Urtheils

[38] Griech. εἵλωτες, heílōtes. Bezeichnung für eine Bevölkerungsgruppe in Sparta, die zwar im Staat seßhaft war, aber kein Bürgerrecht besaß. Diese zahlenmäßig größte Bevölkerungsgruppe hatte lediglich den Rang „öffentlicher Sklaven" und war schon durch ihre Kleidung kenntlich; Joseph Meyer benützt hier das Wort Helot als Synonym für Proletarier.

[39] Siehe hierzu S. 54, Anm. 136.

[40] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

über Begebenheiten, Menschen und Dinge: – das kann der in Unwissenheit geflissentlich auferzogene große Haufe nicht erlangen durch ein paar Jahre Zeitungs- und Bücherlesen, oder im Wirthshaus. Er hält sich vielleicht nach einem solchen Kursus für klug, weil er unklare Vorstellungen über Volksfreiheit und deren Rechte in sich aufgenommen hat; aber er ist so unfähig, als vorher, sich zum Vollbewußtseyn dieser Rechte zu erheben, und der Muth zu einer besonnenen, beharrlichen, mit Opfern verknüpften Vertheidigung derselben ist selten bei ihm zu suchen. In seiner Einfalt leicht aufzuregen zu unbesonnenen Streichen und nur zu oft ein Werkzeug für Jeden, der ihm schmeichelt und seinen albernen Begriffen von Freiheit dreist das Wort redet, überläßt er hingegen den Patrioten, der muthvoll, fest und treu die Heiligthümer des Volkes in den Tagen der Unterdrückung und Gewaltherrschaft Schritt für Schritt vertheidigt, nur zu häufig theilnahmlos den Verfolgungen und wagt es oft nicht einmal, ihn durch Zeichen der Liebe in seinem Kampfe zu stärken. Wie vielen Männern, die sich ihm aufgeopfert haben, hat er durch gänzliches Vergessen Dornen aufs Haupt gelegt! – Der Stachel aber, der sie am meisten schmerzt, ist die Hoffnungslosigkeit. Wird die hereinbrechende Katastrophe Besseres thun, als – die Rache befriedigen? Wird sie zur Herrschaft der Freiheit und des Gesetzes führen? Wie Viele wagen es noch, das zu hoffen? denn die Rohheit begreift eine solche Herrschaft nicht und will nichts von ihr wissen. –

Demungeachtet soll das belehrende Wort nicht müde werden, wäre es auch eine Stimme in der Wüste. Gerade in solcher Zeit muß die Wahrheit alle Schminke und alle Halbheit von sich thun und verflucht sey die Hand, welche den Rand des Abgrunds, auf dem wir wandeln, mit Blumen bestreut! Die Sache der Freiheit ist eine so heilige Sache, daß ihre Streiter sich lieber dem Untergang weihen müssen, als den Sieg suchen durch ungerechte Waffen, oder durch ein Bündniß mit den unsaubern Geistern, welche ganz andere Ziele verfolgen. Ein unwürdiger Sieg würde an unserer Sache mehr verderben, als zehn Niederlagen. Nein, gerade jetzt, wo die Dinge getrieben sind auf's Aeußerste und das Schicksal des gesammten Vaterlandes am Scheidewege steht: gerade jetzt sollen alle Männer, welche nichts mehr und nichts weniger wollen, als die Herrschaft des Gesetzes im freien Bürgerstaate, jeden Zweifel über ihr Streben von sich weisen. Sie sollen erklären: „Wir wollen das Reich der Freiheit als ein Reich des Gesetzes; wir wollen es als ein Reich der Gerechtigkeit und der Gleichberechtigung, der Ordnung und Wohlfahrt für Alle: nicht aber als ein Reich der Anarchie und Gewalt; wir wollen es als ein Reich der Toleranz und Duldung für jeden Glauben und für alle Meinungen und Ueberzeugungen: nicht aber als ein Reich der Verfolgung für Andersdenkende; wir wollen es als ein Reich der Liebe: nicht als ein Reich des Hasses und der Rachsucht; wir wollen es als ein Reich des Friedens, der Verträglichkeit, der Einigkeit und der Freundschaft aller Völker: nicht als ein Reich der Zwietracht und des Kriegs, – und wir sind entschlossen, in jeglichem Kampfe, der kommen wird, das Kleinod, das wir erstreben, zu erobern mit reinen Händen und gerechten Waffen, oder – unterzugehen." –

Als die Geißel Gottes – Attila[41] – in Rom eingezogen war, um Rom von der Erde zu tilgen, da trat ihm der römische Bischof mit dem Kreuze entgegen, und vor der Macht des Symbols der Liebe sank dem Verwüster das schon erhobene Schwert aus den Händen. – Als die Menschheit, angekettet an den sterbenden Polytheismus, in Fäulniß zu verderben drohte, da weckte Christus Liebeswort das frische Leben und sein Kreuzestod versöhnte das Schicksal mit der Schuldigen. – Sollte denn nicht auch jetzt das zur Gerechtigkeit und Menschlichkeit mahnende Wort, wenn Jeder, der Fähigkeit und Beruf dazu in sich fühlt, das Apostelamt in seinem Kreise übt, wirksam seyn können? Vielleicht ist's vergebens; denn auf dem Meere der Leidenschaften gehen die Wogen thurmhoch, und im tobenden Sturm mag auch der kräftigste Zuruf ungehört verhallen. Den noch muß es versucht werden. Der pflichtgetreue Mann handelt nach dem innern Gebot, nicht nach dem Erfolge.

Völker eines Volks, Stämme einer Wurzel, Deutsche aller Länder! Söhne einer Mutter, geboren in einem Schooße, gesäugt an einer Brust, Ihr, die ihr einander jetzt gegenüber steht wie feindliche Brüder: – laßt das Schwert in der Scheide! Welcher höllische Wahnsinn will deutsche Völker in Streit gegen einander treiben, daß sie sich morden und verfolgen wegen fremder Interessen, oder wegen Meinen, Glauben und Hoffen? Warum, Preuße du, und du Schlesier, du Rheinländer, und du Mann aus

[41] Attila († 453) seit 434 „König" (rex) des Kriegerverbandes der Hunnen.

der Mark und Westphalen, wolltest du dich mit dem Bayer, dem Franken, dem Schwaben schlagen, der mit gefalteten Händen zu demselben Gotte um die ewige Barmherzigkeit für sich fleht und um Freiheit und Ehre für das große Vaterland, zu dem auch du betest? Wendest du dich, Pommer und Mecklenburger, nicht auch gegen Osten zur aufgehenden Sonne und dankst der Güte des ewigen Weltgeistes, der deine heimathlichen Fluren segnet, eben so wie es der Hesse und Pfälzer thut, und wenn der frohe Thüringer aus seinen Bergen schaut und das Auge des Ewigen sucht in den Sternen und Gottes Stimme in dem Donner des Gewitters; – und wenn der Holsteiner und Dithmarse der Verheißung lauschen in dem Brausen des sturmgepeitschten Meeres: – sucht dann der Tyroler und der Steiermärker nicht das Nämliche in der weiten, herrlichen Natur seiner Alpen? und horcht nicht mit denselben Gefühlen, wie jeder andere deutsche Mann, der Oesterreicher der Stimme Gottes in den Wogen seines großen Stromes und im Rauschen des Waldes: „Seyd einig und frei?“ Und wo, in welchem Winkel des Vaterlandes, fände ein solcher Zuruf nicht ein Echo, und welcher deutsche Mund sagte nicht dazu: „Amen! Amen! Ja, ja, so soll's geschehen?“ Jede untergehende Sonne nimmt aller Deutschen Wünsche für das Vaterland mit fort und jede aufgehende Sonne bringt sie wieder. Die deutschen Stämme alle, ja **alle** mit einander wollen eins und dasselbe: Frieden in der Freiheit, und in der Einheit und Einigkeit der Nation gemeinsame Ehre und gemeinsames Glück. Wer ist's, wer ist's denn nun, der blutdürstig die Waffen schleift gegen verwandte Herzen? Wer ist's, wer ist's, der euch den Mordstahl reicht gegen die Brüder? Wer ist's, wer ist's, der Deutsche gegen Deutsche hetzt? Wer ist's, wer ist's, der unser herrliches Vaterland, das ein Paradies seyn könnte durch Gesittung, Freiheit und Frieden, zur Mördergrube macht durch Haß und Habsucht, und die Nation, welche, unter dem Wahlspruch: „PLURIBUS UNUM.“ das glücklichste, geachtetste Volk der Erde und das erste im Rathe der Nationen seyn könnte, zum unglücklichsten macht und zum Gespötte aller übrigen?! –

Auf jedem Blatte der Geschichte steht,
Auf jeder deutschen Stirn, in jedem Herzen
Die Antwort! – – –[42]

Alles nationale Leid, alles deutsche Elend ist auf Eins zurückzuführen, auf die Uneinigkeit im Volke, und die Mutter dieser Uneinigkeit ist die Roheit des großen Haufens. Wo Erkenntniß die Masse des Volks durchdrungen hat, da hält es fest zusammen: denn Einigkeit macht stark; da ist die Tyrannei unmöglich: denn die Knechtung findet dann keine Werkzeuge. Nur ein unwissendes Volk läßt sich berücken und bedrücken; nur unter Unterwissenden haben Lüge und Arglist Spielraum, und nur ein solches Volk läßt sich über seine eigenen Interessen so sehr täuschen, daß es sich verführen und mißbrauchen läßt zu Allem, was seinem Wohle schadet; und ein solches nur läßt sich zur steten Uneinigkeit verhetzen und kehrt seine Kraft und sein Schwert gegen sich selbst. An einem solchen Volke gehet auch jede bittere Erfahrung, jede Warnung, jede Züchtigung, jedes Unglück früherer Zeiten verloren. Wäre das deutsche Volk nicht der Masse nach so roh und unwissend, niemals hätte es gelingen können, die kleinliche Eifersucht und den elenden Neid der Stämme und Stämmchen gegen einander zu der Höhe zu treiben, daß sie der Wurzel vergessen, welche sie Alle nährt und trägt und niemals wäre es möglich gewesen, die Glieder zum Groll gegen den Körper aufzustacheln, die Kinder zur Mißhandlung der gemeinschaftlichen Mutter zu verleiten, die Brüder zum Brudermord! Oder hätte es je dahin kommen können, daß man, wie es jetzt geschieht, die Nation nach den Weltgegenden abtheilt und von Interessen der Nord- und Süd-, der Ost- und Westdeutschen Völker spricht, als von so viel feindlich gespaltenen? So weit ist's aber schon, daß die ebenbürtigen Söhne einer und derselben Familie nur noch in der gemeinschaftlichen Schande und in dem Unglück Aller die gleichen Rechte wieder finden! Dahin ist's gekommen, daß Nord und Süd von ihren besondern Nationalheiligen sprechen und jeder seinen separaten Herrgott oder seinen separaten Teufel verehren mag! Man schimpft sich und klagt sich an; man verdammt sich wechselseitig und fühlt nicht, wie man sich dadurch nur der gemeinschaftlichen Verdammung würdig macht. Aller Spuk der vergangenen Zeiten, alle Verbrechen, und alle Schande, welche die deutsche Geschichte besudeln, sind schon wieder da,

[42] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

oder im Anzug; und was wir Alten schon einmal erlebt haben, das werden wir wohl noch einmal erleben müssen, das Allerabscheulichste: ich meine, daß Deutsche Deutsche erwürgen und brandschatzen deutsche Städte und verheeren deutsche Länder, und daß man dann Siegesfeste feiert und die Glockenthürme ihr Evohe[43]! rufen und deutsche Priester Dankgebete an deutschen Altären stammeln und deutsche Kirchen vom Lobgesang über den deutschen Brudermord erschallen! Dann wird Festtag seyn in der Hölle! Aber, deutsches Volk, wenn die Strafe deinem Verbrechen auf dem Fuße folgt und die Blitze des verhöhnten Weltenrichters dich in den Abgrund schmettern, dann sollst du auch nicht klagen; denn „Du hast's verdient."

Aber ich wollte Euch ja von der Eisenbahnfahrt nach Erlangen erzählen und hatte es rein vergessen. – Nun denkt mich in Plauen im Bahnhofe, wartend auf die Abfahrt. – – Horcht! Die Lokomotive keucht und in der nächsten halben Stunde überfliegt der Zug schon die sächsisch-bayerische Grenze, und wir sehen die Thürme von Hof. –

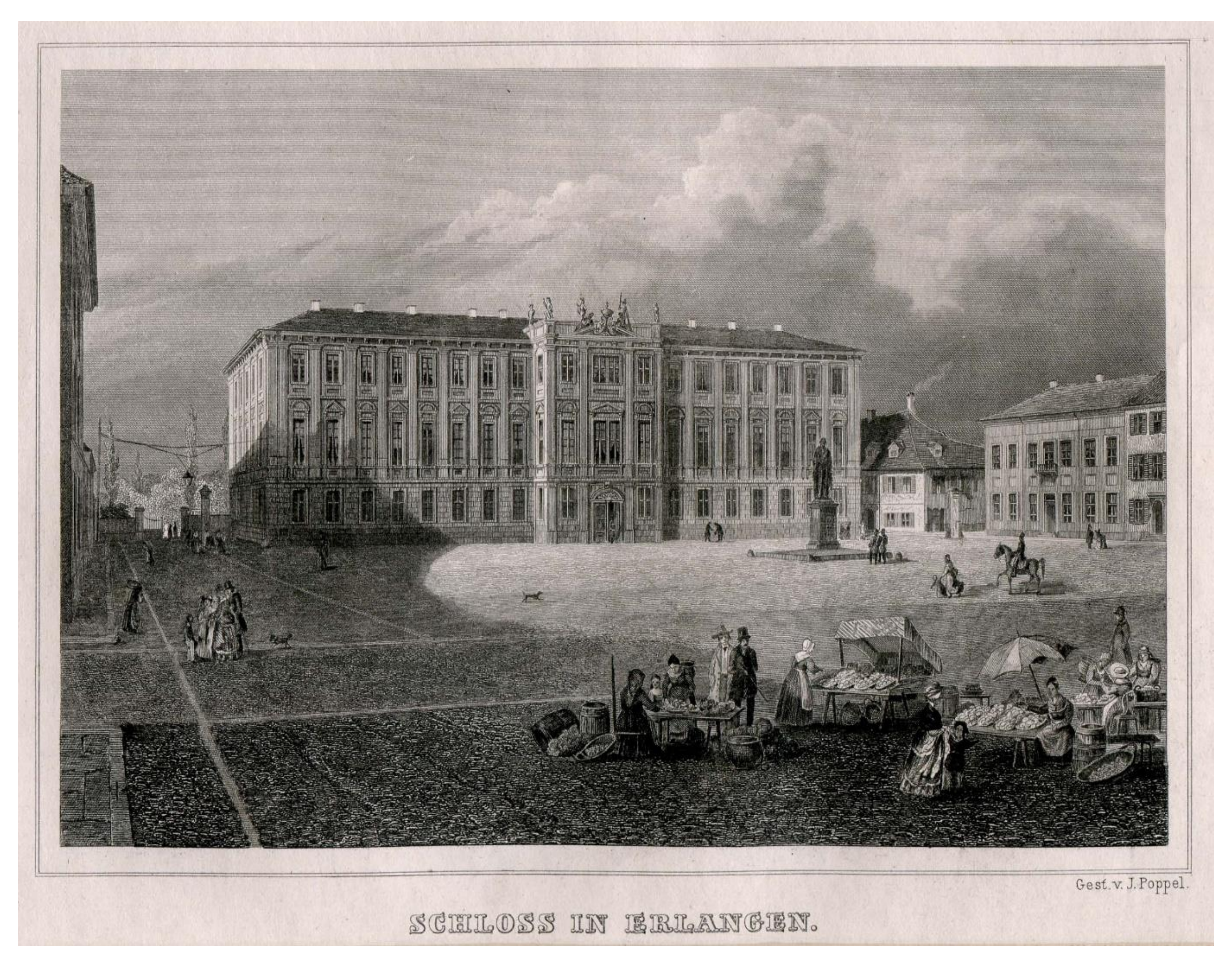
„Diese Landesgrenze hat eine doppelte Bedeutung," bemerkte ein Reisegefährte; „sie scheidet Nord- von Süddeutschland." Das eiserne Band klammert beide fest zusammen, erwiederte ich. Aber traurig ist's, daß man in dieser nüchternen Zeit für die Nothwendigkeit der Einigkeit zwischen Nord und Süd kein stärkeres Argument anzuführen weiß, als das schmutzigste, – den Handelsvortheil. Immerhin sind die deutschen Eisenbahnen stehende Proteste gegen die deutsche Uneinigkeit, obschon sie gegen den Bund von Hochmuth, Ehrgeiz, Habgier, Haß und Neid in den Stämmen und Fürsten, kaum etwas ausrichten werden. Wenn sich Süd und Nord zerfleischen wollen, so geschieht es doch. –

Ich sah hinaus auf die Landschaft. Erz- und Fichtelgebirge schicken ihre Ausläufer weit umher und furchen das Land in liebliche kleine Thäler, auf deren smaragdgrünen Matten mit den klaren Forellenbächen sich das Menschenleben seine Stätten gebaut hat. Dann und wann kommt ein Rittersitz zum Vorschein; meist aber sind es kleine Häuschen, die oft dürftig aussehen. Die Eisenbahn selbst steigt nie in den Thalgrund nieder. Sie zieht an den Gehängen hin, die Lokomotive fliegt über die Schornsteine fort mit ihrem langen Wagenschweif, über enge Waldschluchten hinweg auf hohen Brücken, oder an schwindelnden Abgründen vorüber. Straßen und Wege steigen in diesem durchschnittenen Terain bald auf bald nieder; manchmal sieht man sie neben den Bächen im Thale hinlaufen, manchmal sich mühsam den Berg hinan winden. Für den eisernen Strang aber mußte der Mensch eine Ebene bauen in dem Hügelland, und es ist ihm auf der einen Seite gut gelungen. Ueber Hof hinaus aber, wo die Wassergebiete des Rheins und der Elbe sich scheiden, da stürzt das Gebirge so steil zum Maingrund herab, daß die Herstellung einer Bahnlinie mit gewöhnlichem Gefälle unmöglich wurde. Sie geht an den Rändern kleiner Thäler so widerspenstig hinunter, daß keine Bauwerke helfen konnten, sondern die Bahn in Curven hinabgeführt werden mußte. Das ist die berühmte „Schiefe Ebene," auf welcher die Lokomotiven mit ihren Zügen unter dem Bangen der Reisenden 400 Fuß[44] tief nach Schorgast hinunter rollen. Von da läuft die Bahn, an den Abhängen des Fichtelgebirges fort, ins Mainthal. Wunderschöne Aussichten öffnen sich auf dieser Strecke bald da, bald dort, bis die uralte Akropolis der weltberühmten Bierstadt Culmbach heranrückt und vor dem spähenden Auge das Frankenland seine Gauen aufthut. Dieses Franken ist ein gesegnetes Stück deutscher Erde voller Schönheit und Fruchtbarkeit, und die Romantik lugt von allen Höhen und Bergen. Klostertrümmer und Wallfahrtskirchlein stehen umher und die grauen Burgen gucken aus dunkelm Waldesgrün und erinnern an jene Zeiten, wo die reiche, fränkische Ritterschaft auf ihrer Reichsbank in Regensburg tagte und ihr Bund stark genug war, mächtigen Fürsten, die nach ihren Besitzungen verlangten, in langen Kriegen Widerstand zu thun. Fast alle Städte haben eine Veste zur Seite und Wälle und Mauern zum schirmenden Gurt; in ihrem Schooße aber blühen Handel und Wandel und lebt und webt ein tüchtiges Volk, die Enkel jener Bürger, welche die Künste pflegten

---

[43] Griech. Εὐοί, Evoí; Ausruf der Bacchanten (griech. Βάκχαι, Bákchai) zu Ehren des griech. Gottes Dionysos (griech. Διόνυσος).

[44] Es ist nicht ersichtlich, ob er hier den pariser Fuß zu 32,48 cm, den rheinischen Fuß zu 31,39 cm (beide Maße verwendet Joseph Meyer gerne) oder gar den englischen zu 30,48 cm meint.



Universität Erlangen
(siehe hierzu S. 25, Anm. 50).

im Frieden, aber wenn es galt, ihr Recht zu vertheidigen, mit Lanze und Schwert Schlachten schlugen, den tapfersten Rittern gleich, und alle Drangsal lieber duldeten, ehe daß sie ein Jota von ihrer Freiheit fahren ließen. Das wußten die Kaiser zu ehren mit Schenkungen, Verleihungen und Privilegien, und wenn sie des Landes Grenze betraten auf ihren Zügen gen Nürnberg, um Recht zu sprechen, oder Reichstag zu halten, da ritten ihnen die Bürger im Waffenschmuck voran und gaben ihnen das Geleit. – Bis Bamberg ist die Bevölkerung meist katholisch. Von da ab wiegt die protestantische über, und die Reminiszenzen jener Zeiten, da die Zollern als Reichsbeamte und Grafen auf der Burg in Nürnberg saßen, hielten im Volke Sympathien wach, welche erst die neuesten Begebenheiten ausgelöscht haben. Die anti-weißblaue, preußisch-deutsche Partei ist jetzt fast verschwunden vor den bittern Täuschungen und Kränkungen, welche man in Potsdam so reichlich kredenzt hat, und jeder Franke fühlt es jetzt tief, wie nahe die Rettung Deutschland und der Wittelsbacher Größe lag, als in Berlin der 3. April[45] so ewig denkwürdig für die Nation und das Haus Zollern endigte. – Wie stände es jetzt, wenn der Geist des großen Ahn[46] in den König Max[47] gelebt und er erfaßt hätte die Kaiserkrone, welche ein anderer Fürst so schnöde von sich warf? Aber das ist eben der Fluch dieser Zeit, daß sie mit ihren großen Schicksalslosen überall kleinen Menschen begegnete. Wäre Max der Mann gewesen, wie ihn die Zeit brauchte, dann hätte er das kostbare Kleinod sich nicht entschwinden lassen. Mit dem Kaisermantel angethan und getragen von der Begeisterung des mächtigsten Volks der Erde, hätte er dem Riesengang der Welt neue

[45] Am 3 April 1849 hatte der Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861) die ihm vom Frankfurter Paulskirchenparlament angebotene Kaiserkrone abgelehnt.

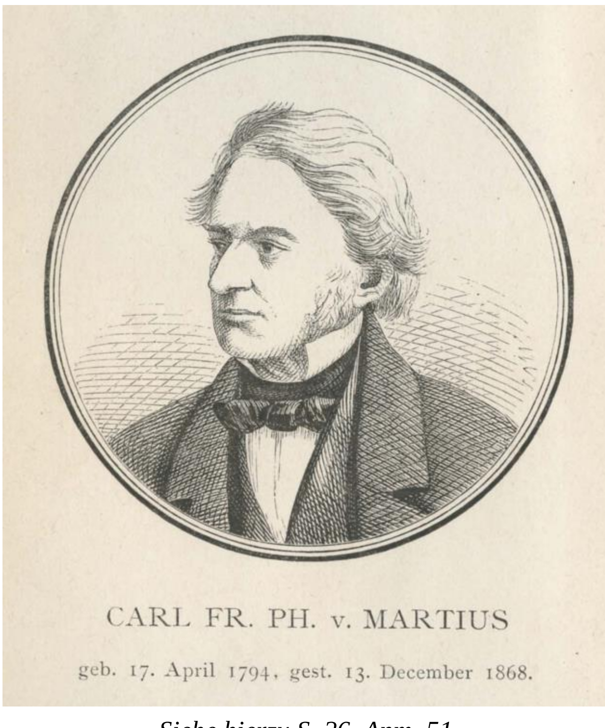
[46] Ludwig von Wittelsbach, genannt der Bayer (ca. 1282–1347), seit 1314 als Ludwig IV. römisch-deutscher König und ab 1328 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

[47] Maximilian II. (1811–1864), seit 1848 König von Bayern.

Bahnen angewiesen und dem Strom der Ereignisse einen neuen Lauf; und der Hyder[48], die alle Anstrengungen für's Bessere lähmt, der hätte er den Kopf zertreten. – – Aber dann hätte König Max seyn müssen, was er nicht war, ein großer Mann und er hätte den Beruf in sich fühlen müssen, etwas zu werden, was er nie seyn wird, ein Mann des Volks. Mit dem freien deutschen Volke einig zusammenstehend hätte er Deutschland zum Schiedsrichter der Welt erhoben.

Das edelste Pferd verlangt stets den besten Reiter; Esel aber können auch Kinder besteigen. Wenn ich des Falls gedenke, daß die Kaiserkrone auf das Haupt eines Mannes mit engem Herzen und beschränktem Verstande gekommen wäre, dann danke ich Gott, daß es nicht geschehen, obschon mir das Herz bei dem Gang der Dinge aus tausend Wunden blutet. Unter einem Haupte, das kleiner gewesen wäre, als seine Krone, hätte Deutschland das schmählichste aller Schauspiele mit ansehen müssen. Wahrlich! unser Unglück ist groß, und unsere Schmach nicht minder: aber dem allergrößten Wehe und der allergrößten Schande sind wir doch entgangen.

Schon bei Bamberg ist die Eisenbahn aus dem Mainthal in das der Regnitz getreten, und sie bleibt in demselben bis Nürnberg. Vor Erlangen drängen sich Straße, Strom, Kanal[49] und der Altstädter Berg so enge zusammen, daß die Bahn durch den Berg geführt werden mußte, und im weiten Bogen geht sie von da zur Stadt. Von diesem Punkte aus (demselben, welcher zur Aufnahme unseres Bildes gedient hat) gewährt Erlangen, inmitten eines weiten, wohlangebauten Thals und eines Kranzes von Dörfern liegend, einen überaus freundlichen Anblick. Das Innere der Stadt straft ihn nicht Lügen. Die breiten, reinlichen, regelmäßig angelegten Straßen und die stattlichen, meist steinernen Wohnungen in gefälligem, oft zierlichem Styl rechtfertigen vollkommen den Ruf Erlangens, eine der hübschesten Städte Deutschlands zu seyn. Aber stille ist's, fast zu stille. Die Bevölkerung (etwa 10,000) scheint noch kleiner, als sie wirklich ist, in dem weiten, großstädtischen Gewande.



Siehe hierzu S. 26, Anm. 51.

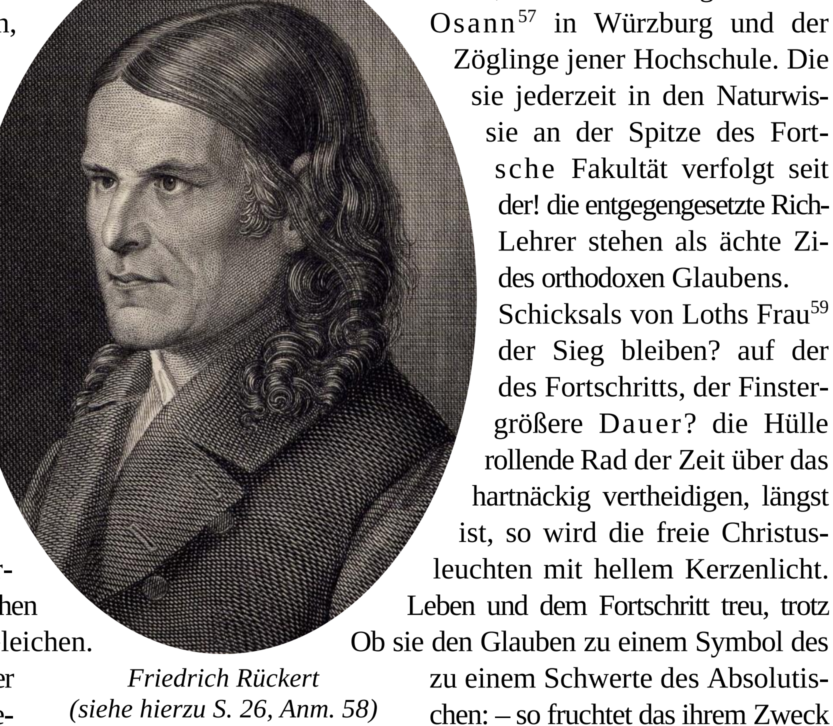
Die Universität[50] ist für Erlangen gegenwärtig der Angelpunkt des geistigen und materiellen Lebens. Sie ist eine Stiftung des fränkischen Fürstenhauses und wurde bald nach ihrer Gründung (1732) von Baireuth hieher verlegt. Spärlich dotirt und von der Regierung eher zurückgesetzt als begünstigt, hat sie sich zwar niemals zu großem Glanze entfalten können; den Ruf aber, den strengen Geist der Wissenschaft zu bewahren und tüchtige Männer zu bilden, sich allezeit erhalten. Zwischen Lehrer und Schüler herrscht hier ein Ton, der gegen den auf manchen großen Universitäten eingeführten vortheilhaft absticht. Dem Studenten öffnen sich die geselligen Kreise der Professoren, er findet in den achtbarsten Familien leicht Zutritt: und unter diesem wohlthuenden Verhältniß, das seine sittliche Bildung fördert, wird er manchen Gefahren entrückt, welche da am schroffsten hervortreten, wo der Student durch vornehme Abgeschlossenheit der Lehrer immer wieder auf den Umgang mit seines Gleichen hingewiesen ist.

---

[48] Die Hydra (griech.῞Υδρα, Hýdra) ist in der griech. Mythologie ein vielköpfiges, schlangenähnliches Ungeheuer, dem, so man ihm einen der Köpfe abschlug, stattdessen zwei neue nachwuchsen; zudem war der Kopf in der Mitte unsterblich.

[49] Der in den Jahren 1836 bis 1846 erbaute 172,4 km lange Ludwig-Donau-Main-Kanal zwischen Kelheim und dem Main bei Bamberg.

[50] Die Universität war im Jahre 1742 in Bayreuth gegründet worden, wurde jedoch bereits ein Jahr später nach Erlangen verlegt. Der Stich wurde von Johann Poppel (1807–1882) geschaffen.



Friedrich Rückert
(siehe hierzu S. 26, Anm. 58)

Die Universität Erlangen hat viele Männer gebildet, die als Sterne erster und zweiter Größe weit hin glänzen: Martius[51], Steinheil[52], Liebig[53], Goldfuß[54], Bischoff[55] brachen in den Naturwissenschaften neue Bahnen, und ihr Ruhm geht durch die Welt. Schelling[56] in Berlin, Osann[57] in Würzburg und der Dichter Rückert[58] sind auch Zöglinge jener Hochschule. Die glänzendste Wirksamkeit hat sie jederzeit in den Naturwissenschaften geäußert; da steht sie an der Spitze des Fortschritts; nur die theologische Fakultät verfolgt seit einer Reihe von Jahren, leider! die entgegengesetzte Richtung, und seine bekannteren Lehrer stehen als ächte Zionswächter auf der Bresche des orthodoxen Glaubens.

Die Fakultät sollte des Schicksals von Loths Frau[59] eingedenk seyn. – Wo wird der Sieg bleiben? auf der Seite des Rückwärts oder des Fortschritts, der Finsterniß oder des Lichts? Was hat größere Dauer? die Hülle oder der Geist? Wenn das fortrollende Rad der Zeit über das Dogma, das die Orthodoxen so hartnäckig vertheidigen, längst zermalmend hinweggegangen ist, so wird die freie Christuslehre bestehen und die Nacht erleuchten mit hellem Kerzenlicht. Das Christenthum bleibt dem frischen Leben und dem Fortschritt treu, trotz den Zionswächtern und ihres Gleichen. Ob sie den Glauben zu einem Symbol des Unbeweglichen machen wollen oder zu einem Schwerte des Absolutismus, über den sie den Segen sprechen: – so fruchtet das ihrem Zweck so wenig, als das Wasserschöpfen den Danaiden[60]. Christus war am Schmerzenslager der geknechteten, siechen Menschheit nie ein Bußprediger, der den Leidenden das Fegefeuer als Vorhof des Himmels zeigte, sondern ein Tröster voll Hoffnung und Ermuthigung, der ihren Blick inmitten eines Himmels voll Liebe, Licht und Seligkeit richtete. Die Thoren! Wandelt nicht jede Gegenwart auf den Gräbern der Vergangenheit? und sie wollen auf dem Schutt veralteter Dogmen stehen bleiben und hindern, daß er weggeräumt werde, um Platz zu machen zum Aufbau neuer Tempel? Das heißt nicht der Wissenschaft dienen, das heißt Todte galvanisiren.

---

[51] Der Erlanger Naturforscher und Ethnograph Carl Friedrich Philipp von Martius (1794–1868), der Friedrich Rückert (siehe hierzu S. 26, Anm. 58) freundschaftlich verbunden war. Der unsignierte Stich wurde folgendem Werk Hugo Schramms () entnommen: „C. F. PH. v. Martius. – Sein Lebens- und Charakterbild insbesondere seine Reiserlebnisse in Brasilien […]. I." (Leipzig: L. Denicke 1869).

[52] Der Physiker, Astronom und Pionier der Photographie Carl August von Steinheil (1801–1870), der von 1821 bis 1825 in Erlangen studiert hatte.

[53] Der Chemiker Justus Liebig (1803–1873) hatte 1821/22 in Erlangen promoviert.

[54] Der Paläontologe und Zoologe August Goldfuß (1782–1848).

[55] Der Botaniker Gottlieb Wilhelm Bischoff (1797–1854), der von 1821 bis 1824 in Erlangen studiert hatte.

[56] Der Philosoph Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling (1775–1854) dozierte von 1820 bis 1826 als Honorarprofessor ohne feste Lehrverpflichtung in Erlangen.

[57] Der Chemiker Gottfried Osann (1796–1866) wirkte während der 1820er Jahre (mit Unterbrechungen) mehrere Jahre als Privatdozent in Erlangen.

[58] Der Dichter und Orientalist Friedrich Rückert (1788–1866) hatte von 1826 bis 1841 in Erlangen eine Professur für orientalische Sprachen inne. Der von Carl Barth (1787–1853) im Jahre 1843 geschaffene Stahlstich entstammt dem Verlagsprogramm von Joseph Meyer.

[59] Gen 19,26.

[60] Die 50 Töchter des Königs Danaos (griech. Δαναός) von Argos (griech. Ἄργος), die alle – bis auf eine – auf dessen Anordnung in der Brautnacht ihre Männer töteten und dafür zur Strafe im Tartaros (griech. Τάρταρος) ein durchlöchertes Faß mit Wasser füllen mußten.

Erlangen ist sehr alt; die Gründung der Stadt reicht in Karls des Großen[61] Zeit hinauf, der überwundene Slavenstämme in diese Gegend versetzte. Neue, starke Lebenstriebe erhielt der Ort, als nach dem Widerruf des Edikts von Nantes[62] Markgraf Christian[63] die Stadt den aus Frankreich vertriebenen Protestanten als Asyl anbot. Sie erbauten die Neustadt und gründeten die Gewerbe, welche noch jetzt hier blühen: Spiegelfabrikation, Strumpfwirkerei und die Handschuh-Manufaktur, welche in ihrer blühenden Zeit allein tausend Hände beschäftigte. Veränderte Handelsverhältnisse und die Verstopfung gewohnter Absatzquellen haben die Fabrikthätigkeit jedoch in neuerer Zeit sehr geschmälert und dem früheren Wohlstand der Stadt tiefe Wunden geschlagen.

[61] Karl der Große (747 o. 748–814), seit 768 bis 814 König des Fränkischen Reichs, ab 800 Kaiser.

[62] Vom 13. April 1598, das den Calvinisten Gewissensfreiheit sowie die freie Religionsausübung in der Öffentlichkeit gewährte; davon ausgenommen waren Paris und Umgebung sowie Städte mit Bischofssitz oder königlichen Schlössern. Das Edikt wurde am 18. Oktober 1685 von Ludwig XIV. (siehe hierzu S. 154, Anm. 486) widerrufen, was zur Auswanderung vieler Hugenotten führte.

[63] Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth (1644–1712), seit 1655 Markgraf des fränk. Fürstentums Bayreuth.


DCXXI
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

ERLANGEN

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 46.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 137.

DCXXII. Civita Castellana[64] in Italien.

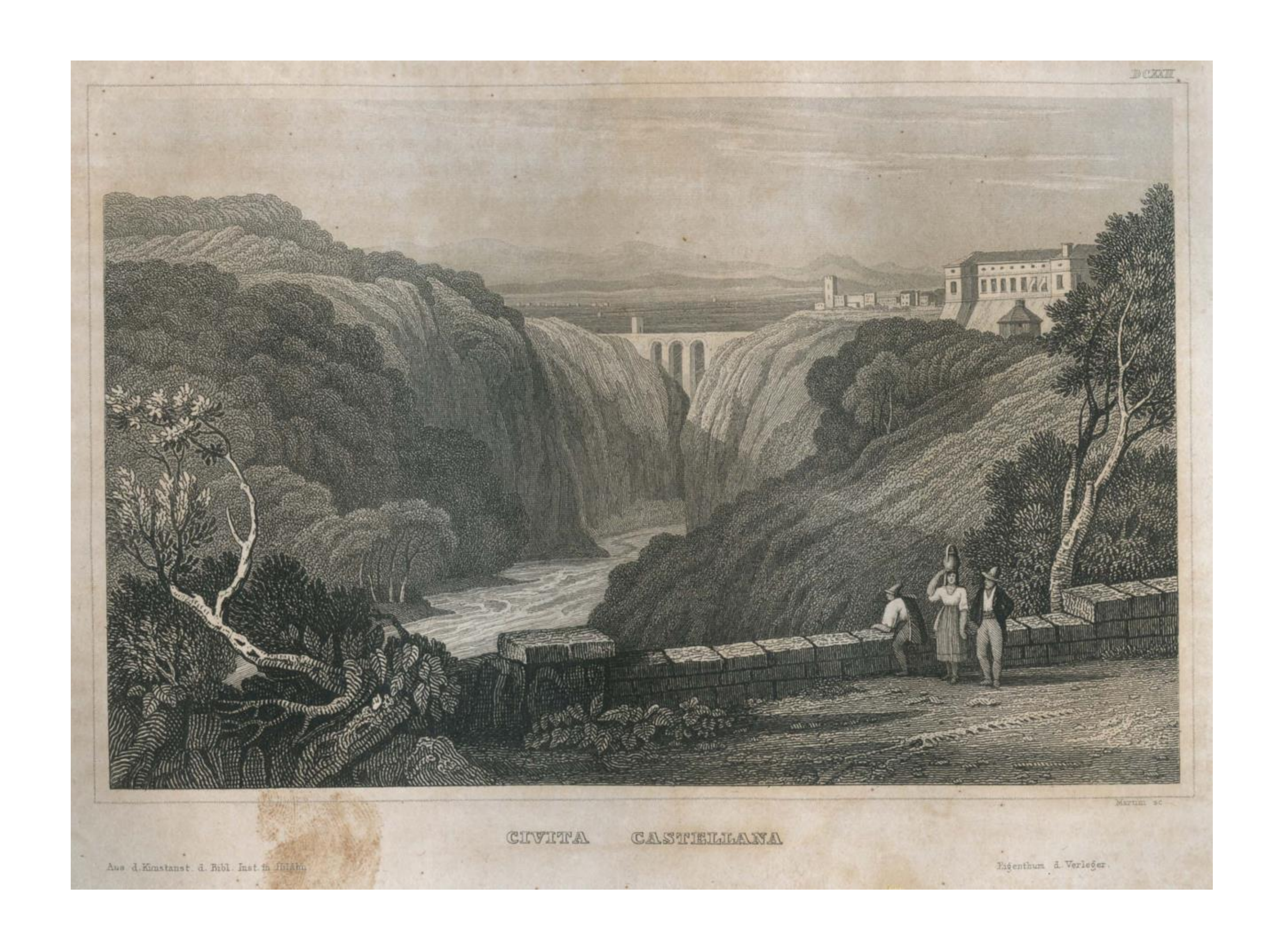
Die Lage dieser, im Kirchenstaate[65] auf der Straße von Fuligno nach Rom auf einem hohen Felsen erbauten und von tiefen Schluchten umgebenen festen Stadt, die 3000 Einwohner zählt, ist sehr malerisch. Zu ihren Füßen tosen die Gewässer der Treja, die sich in den Tiber ergießt. Die Gegend ist wenig angebaut und dünn bevölkert; in den classischen Zeiten Roms war sie aber ein Garten und Falerii, auf dessen Substruktionen Civita Castellana erbaut ist, war die Hauptstadt der Falesker[66]. Sie blühete schon vor der Erbauung Roms. Die Römer eroberten sie nach langem Kriege, schleiften sie und zwangen die Einwohner, eine neue und mauerlose Stadt in der Ebene[67] zu gründen. Von dieser sind noch die Ruinen einer Wasserleitung, eines Theaters und vieler Thürme übrig.

[64] Lat. Falerii Veteres, Altes Faleri.

[65] Lat. Status Ecclesiasticus; ital. Stato Pontificio; ein von 756 bis 1870 unabhängiges Staatengebilde innerhalb Italiens, dessen staatsrechtl. Nachfolger der Stato della Città del Vaticano (lat. Status Civitatis Vaticanæ) ist.

[66] Falisker (griech. Φάλεριοι, Phálerioi).

[67] Lat. Falerii Novi, Neues Faleri.



CIVITA CASTELLANA

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 47f.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 50-52.

DCXXIII. „Maria zum Schnee" auf dem Rigi in der Schweiz.

Da könnte es mir gefallen! Da möchte ich wohnen mit meinem trauten Weibe und in diesem Asyl die letzten Jahre meines Lebens voll Arbeit und Sorge beschließen! Wenig würde uns genügen; denn bei dem Wenigen wären wir reich durch die Freude an der Natur und durch die Freiheit. Jeder Blick vom Berge in die Berge oder hinunter auf das herrliche Schweizerland wäre uns Genuß, und der Umgang mit lebensfrohen, gebildeten Menschen, deren Kreise sich täglich erneuern, Ersatz für größern Besitz. Und wie schön wäre es, so viel näher den Sternen in geweihten Stunden mit Gott und den abgeschiedenen Freunden zu reden! – Die einfachsten Wünsche sind immer die besten, und recht thörigt ist der Mensch, wenn er sich Herren sucht, die ihm die kleinsten versagen. Ich selbst bin davon ein warnendes Beispiel. Tausendfach gefesselt durch andere Menschen, durch Verhältnisse, Rechte und Pflichten muß ich das Kleinste mir versagen, und jeden Wunsch verweist das verneinende Schicksal, dessen Schmied ich war, auf eine andere Welt. Unbefriedigt trage ich ein Herz voll Sehnsucht in's Grab und auch mein edles Weib[68], das nach Ruhe dürstet, findet keine Ruhe als in sich selbst, und keinen Frieden als den ewigen. –

Die Schweiz ist gewissermaßen eine Welt für sich und die Entdeckungen in dieser Welt nehmen kein Ende. Kein Jahr vergeht, daß nicht irgendein Cook[69] oder La Perouse[70] seine Berg- und Gletscherfahrten erzählt und Kunde gibt von Gipfeln, die noch kein Menschenfuß erstiegen, und von Naturwundern, die vor ihm noch Niemand sah oder beobachtete. – Sogar der Rigi, jetzt der allerbesuchteste der Schweizerberge, war, so unglaublich es scheint, noch vor anderthalb Jahrhunderten von Niemandem gekannt als von Aelpnern und Hirten. Im Jahre 1689[71] erbaute ein reicher, frommer Mann, Sebastian Zay[72], der selbst viele Alpen auf dem Rigi und zahlreiche Heerden als Eigenthum besaß, in einer vor Stürmen geschützten Bergvertiefung, 4300 Fuß über dem Meere ein Kirchlein, damit die Hirten am Tage des Herrn der Andacht pflegen möchten. Später kamen die Wohnungen für ein paar Kapuziner hinzu, welche des Gottesdienstes Sorge trugen – und so wurde, als der Papst das Kirchlein mit einem wunderthätigen Madonnenbild[73] beschenkt hatte, das von weit und breit wallfahrende Schaaren herbeilockte, das ansehnliche Hospiz daraus, welches dem Leser im Bilde so freundlich anblickt. „Maria zum Schnee" haben es die des reichen Opferstocks frohen Patres genannt, und wenn auch der Glaube an die Kraft des Bildes nicht mehr so viele Tausende heraufführt, als ehedem, so bringt ihn der größere Wunderthäter[74], „der die Welt ausbreitet in Pracht um die Häupter seiner Berge"[75], doch andere Tausende zu, und die Väter, tolerant wie der Samariter, fragen nicht danach, weß Glaubens die

[68] Hermine „Minna" Meyer geb. Grobe (1804–1874), die er am 23. Mai 1825 in Maßbach bei Schweinfurt geehelicht hatte.

[69] Der brit. Seefahrer und Entdecker James Cook (1728–1779; gefallen).

[70] Der frz. Seefahrer und Weltumsegler Jean François de Galaup, comte de La Pérouse (1741–1788; verschollen).

[71] Recte: 1688.

[72] Balthasar Sebastian Zay (Lebensdaten nicht ermittelt).

[73] Das Madonnenbild wurde von keinem Papst gestiftet.

[74] Der Teufel; das nachfolgende Zitat bezieht sich nämlich auf Mt 4,8f., die Versuchung Jesu.

[75] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

Pilger sind, welchen sie ihre stets gefüllten Keller und Vorrathskammern öffnen. Auf Wildpret, Geflügel, köstliche Forellen, italienische und elsässische Weine kann ein Jeder Rechnung machen; die Wirthe selbst aber machen Keinem die Rechnung und – stehen sich doch besser dabei als ihre best-rechnenden Kollegen auf dem Berge.

Der Rigi ist in den Sommermonaten (vom Juni bis zum September) das gewöhnliche Stelldichein von den Tausend und aber Tausend Menschen, welche um der Reiselust, Zerstreuung, Freude an den Wundern der Natur, um der Belehrung oder der Gesundheit willen die Schweiz durchstreifen. Da hört man alle Sprachen der civilisirten Erde reden, und alle Gasthäuser, die den Berg bis zu seinem Gipfel inne haben und deren Zahl sich mehrt mit jedem Jahre, reichen oft nicht aus, der Menge Obdach zu geben. An schönen Tagen sind die Straßen, die bis zur Spitze des Kulms führen und so bequem sind, daß selbst Damen das Besteigen des 5570 Fuß hohen Bergs nicht allzu beschwerlich finden, mit Karavanen bedeckt; mit Männern und Frauen in den seltsamsten Reisetrachten, begleitet von Maulthieren, Führern und Leuten, welche die Wege zeigen und Gepäcke tragen. Man muß unwillkürlich an Mekka und Medina denken, oder an eine Fahrt zum heiligen Grabe. Das bunte Getümmel, den entfalteten Luxus, das fröhliche Umhertreiben reicher Familien der verschiedensten Nationen trifft man auf keinem Fleck der Erde in gleichem Grade wieder. Die Gewinnsucht, der nichts heilig ist, (verjagte doch schon Christus die Spieler aus der Tempelhalle[76]!) hatte vor einigen Jahren sogar den grünen Tisch und das Roulett auf diesen Hochaltar Gottes gestellt und man konnte dem Glück eine Partie bieten noch vor Sonnenaufgang. Der Mensch spielte – während die Natur ihre Morgenandacht feierte.

Die Schweizerregierung entfernte diese Entweihung des Heiligthums, sobald sie davon Kunde bekam, und wieß den speculativen Bankhalter, einen Pariser, aus dem Lande.

Das Panorama des Rigi zu beschreiben spare ich auf für ein Blatt im nächsten Bande, der eine Ansicht des Kulms enthalten wird. So habe ich mir es gedacht. Doch wer darf sagen, was morgen geschehen wird, oder was er thun will im nächsten Jahre? Noch steht der Bogen des Friedens am Himmel – aber die Ströme stürzen nieder unversehens – und wie viel sie verwüsten, oder was sie befruchten, weiß Keiner zu sagen.

[76] Mt 21,12-13; Mk 11,15-17; Lk 19,45f.; Joh 2,13-16.



MARIA zum SCHNEE
auf dem Rigi.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 56-64.

DCXXV. Wittenberg.

Dort drüben, lieber Leser, wo das schlanke Thurmpaar über das Dach des Gotteshauses schaut, ist eine heilige Stätte des deutschen Landes. Dort lehrte Luther, dort liegt er begraben. Gottes Friede über die Asche des Apostels und des Helden!

Wenn ich sein gedenke, dann möchte ich niedersinken und zum Himmel rufen: „Komm' herab und rette!"[77] Wenn ein Luther sein Volk um die heilige Fahne rief, wie schnell würde die Kraft von der Gewalt fallen! wie würden die Wechsler von ihren Tischen fliehen! wie würden die Throne erbeben, wie würden die Mächte des Widerstands verschwinden und in welcher Herrlichkeit würde dann erstehen ein Bau der Freiheit, des Friedens und der Ordnung! – Kein Luther da? fragt das Schicksal umher im Volke, in den Heerlagern, in den Parlamenten, in den Gerichten, in den Rathsstuben der Fürsten, unter den Fürsten selber; es fragt in den Palästen, es fragt in den Hütten; es klopft an die Thüre des Glücks, es winkt dem Unglück: aber stumm bleibt's überall, oder es werden ihm lose Reden. – Nur das Eine ist noch zu fragen – das Eine, was noch nicht da ist, aber kommen wird: das Chaos. – – – –

„**Fortbildung** ist das Gebot für alles Erschaffene". – Die Sonne geht auf und unter und die Sterne versinken und kommen wieder, und die Sphären haben ihren Zirkeltanz; aber sie kommen nie so wieder, wie sie verschwanden, denn in den leuchtenden Quellen des Lebens selbst ist Leben und Fortbildung. Jede Stunde, von ihnen herbeigeführt, jeder Morgen und jeder Abend sinkt mit neuem Gedeihen herab auf die Welt; neues Leben und neue Liebe entträufeln den Sternen, wie die Thautropfen den Wolken, und umfangen die Erde kräftigend, wie die Nacht die Natur, wie der Schlaf die Menschen.

Weil aller Tod Geburt ist, so muß auch schon im Sterben sichtbar werden die Erhöhung des Lebens. Nicht der Tod tödtet, sondern das lebendige Leben, welches, hinter dem alten verborgen, nach diesem beginnt. Darum ist jede Geburt blos das Ringen des Lebens mit sich selbst zu höherer Vollkommenheit. Daß die Natur ein Leben durch den Tod vernichten könne, – ein solcher Gedanke streitet gegen die Vernunft, er widerspricht aller Erfahrung, aller Beobachtung, aller Forschung, er ist unverträglich mit den unabänderlichen Naturgesetzen, er ist der Gedanke des Unmöglichen.

Aber nicht blos das geistige Selbst jedes Menschen, die Seele, ist unsterblich, auch die irdische Wirksamkeit des innern, unsichtbaren Lebens kann keine Zeit, kein Tod vernichten, sofern dieses Wirken selbst des Lebens nicht entbehrte. Indem es die Zeit verwischen will, frischt sie es auf; und während es zu sterben scheint, zieht es in ein höheres, entwickelteres Leben ein. Was einmal eingetreten ist in den Kreis der Entwickelung, dem klebt auch die Ewigkeit an. Wären Tod und Vernichtung gleichbedeutend, so wäre ja das ganze Weltleben endlich, es wäre ein langer Akt des Sterbens und der Kreis der Schöpfung wäre ein geschlossener. Jeder Blick in dieselbe beweist aber das Gegentheil: Leben, Fortentwickelung, Ewigkeit stellen überall sich als unzertrennliche Begriffe dar.

Die Vergangenheit hat die Gegenwart geboren, und diese ist die Mutter der Zukunft. So zeugt die Vergänglichkeit der Zeit ebenfalls nur für die Unvergänglichkeit! Die Vernichtung trifft nicht einmal die Form; denn alle Form ist nur der Vorhang gleichsam, durch den eine unendlich vollkommnere Form verborgen wird, und der Keim, aus der sich diese entwickeln soll.

---

[77] Zitat aus der 12. Strophe des von Andreas Gryphius (1616–1664) verfaßten Kirchenliedes „Von des HErrn JEsu Creutzigung".

Was der Mensch auf Erden lebendig schafft und wirkt, hat ebenfalls Anspruch auf Unvergänglichkeit.

Es ist der erhabenste, der allerstolzeste, der allerbegeisterndste Gedanke, daß Jeder, welcher die große Aufgabe übernimmt, seine Brüder und Schwestern weiser und glücklicher zu machen, auch auf Erden ewig fortwirke; daß also auch seines Daseyns Spur auf Erden nie aufhören wird. Sey Apostel der Tugend durch Beispiel und Wort; sey Apostel der Wahrheit und der Freiheit; bekämpfe das Schlechte furchtlos; führe rastlos Krieg gegen Tyrannei und Unterdrückung: der Tod kann dein Werk nicht abbrechen; denn jede lebendige That trägt die Fortdauer in sich und keine Zeit stellt ihrer Entwikkelung Grenzen. Jeder große und tüchtige Mensch, welcher für die heiligen Interessen der Menschheit und für die Elemente der Gesittung streitet und wirkt, hat mit der Uebernahme seiner hohen Aufgabe die Ewigkeit an sich gerissen. Er hebt sein Haupt kühn empor gegen die finstern Gewalten, die ihm entgegen treten, er stellt sich vor seine giftigen, dräuenden Widersacher ruhigen Auges und spricht: [„]Ich bin ewig und ich trotze eurer Macht! Brecht Alle los gegen mich, ruft die Hölle zu eurem Beistand herauf, schäumt und tobt, hebt Schwert und Strang gegen mich und zermalmt in eurer Wuth meinen Körper zu Sonnenstäubchen: mein Wille allein mit seinen festen Vorsätzen wird kühn und kalt über euere Leidenschaften schweben und euern Zorn belächeln: denn ich streite unter den Augen Gottes, und je mehr ihr mich verfolgt, um so herrlicher ist mein Sieg. Mein Wirken ist dauernder, als ihr, denn es ist ewig.“ – So spricht er, und er weist auf Christus, den armen Zimmermannssohn, den sie vor 1800 Jahren als Rebellen an’s Kreuz genagelt haben.

„Im Martertod hat er’s vollbracht,
Das Kreuz hat ihn zum Gott gemacht!“[78]

Jeder begabte Mensch kann sich auf Erden eine Unsterblichkeit schaffen, sobald er sich mit reifestem Willen und unverbrüchlicher Treue dem Dienste der Menschheit weiht. Die übersinnliche Welt ist keineswegs eine solche, welche der Zukunft ausschließlich angehört. Sie ist gegenwärtig und sie kann in keinem Punkte unseres Daseyns gegenwärtiger seyn, als in dem andern. Wir leben mitten in derselben; wir gehören ihr an, wir sind ihre Bürger. – Wenn diese Ueberzeugung doch alle Menschen erwärmte! Sie ist das Fundament der großen Vorsätze, des weithin wirkenden Strebens, sie bringt die großen Thaten zur Welt, sie trägt die großen Menschen. Wo sie die Seele durchdringt, da verliert das Erdenwehe seinen Stachel und der Leidenskelch seine Bitterkeit, Selbst der Tod bringt dann Freude; er ladet ja zum neuen, höhern Leben. Ein solcher Mensch sieht sein Wirken unverloren; durch seinen Tod wird es der Menschheit Erbe und seine weitere Entwickelung ist dadurch gesichert.

Das Saatkorn warfst Du. –
Die weiteren Mühen,
Das Wachsen und Blühen,
Das Reifen im Feld,
Das Streu’n über die Welt
Thut Gott dazu! –[79]

sagte einst Spalatin[80] zu Luther, und Luther antwortete frisch:

„Und der Teufel begießt’s,
Ob’s gleich ihm verdrießt.“[81]

---

[78] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[79] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[80] Der zu Spalt gebürtige prot. Theologe und Humanist Georg Burkhardt, genannt Spalatin (1484–1545).

[81] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

Was Luther jetzt sagen würde? Wohl eben so; freilich in anderm Sinne!

Unaufhörlich sitzt die Geschichte zu Gericht, und das Richtschwert Gottes ist thätig ohne Unterlaß. – Jetzt werden die Sünden der Hohen und der Niedrigen zu gleicher Zeit heimgesucht. Die Schuld der Ehrlosigkeit, Feigheit, Wortbrüchigkeit und Leichtgläubigkeit unten empfängt mit der Schuld der Wortbrüchigkeit und Grausamkeit oben zugleich ihren wohlverdienten Lohn. Aufgeriegelt liegt das finstere Reich des Abgrunds vor uns; die dunkeln Mächte haben den Geist der Versöhnung, des Verständnisses und des Friedens in Blut ersäuft und die edlern Gefühle sind versenkt in die tiefsten Brunnen: – in einem Labyrinthe sind jetzt Beide, Regierungen und Volk, befangen, und die höllischen Mächte haben den Faden in Verwahr genommen, der einen Ausweg vielleicht noch zeigen könnte. Wann wird das Unglück der Zeit das Siegel nehmen vom Urtheil Gottes! Wie dieses lautet, das ahnen Alle; aber Keiner kann an den Vollzug denken, ohne daß jeder Nerv zuckt und jedes Haar sich sträubt! Welche Geister werden dazu berufen werden, welche Schrecken werden in ihrem Gefolge gehen!

Bis dieser Tag kommt, an welchem der Stab gebrochen wird über Glück und Leben von Hundert tausenden, – sind wir in der Lage der Verdammten, die ihr Urtheil kennen, und den Tag des Vollzugs ohne Gnadenhoffnung erwarten.

Oben die Hülflosigkeit; Halt und Steuer gebrochen; keinen Glauben mehr an sich selbst und an die Dauer des Daseyns; lebend von einem Tag zum andern; rathlos sogar für die nächste Zukunft, in Aengsten und Argwohn ohne Unterlaß und von Gewalthat zu Gewalthat, von Mißgriff zu Mißgriff taumelnd, um den Bestand in der Gegenwart nothdürftig zu fristen; im **Volke** aber das Vorgefühl der nahenden Umwälzung, ein Gefühl, welches jegliches Verhältniß dominirt. Alle Gemüther sind in höchster Spannung; empört sind die Herzen ob so vieler Täuschung, Lüge, Schmach und Arglist; Allwärts Trauer oder Entrüstung ob des Niedertretens des Rechts und der Verkümmerung der Freiheit; ob des Bruchs der heiligsten Schwüre und Zusagen; ob der Entäußerung der Ehre und Scham in den Verthältnissen Deutschlands gegen das Ausland; die Herzen sind vergiftet; der Unwille, der Haß, die Verachtung, das Mißtrauen und alle bösen Leidenschaften, die genährt werden von den täglichen Ereignissen und von der Maaßlosigkeit der Faktionen sind auf den höchsten Grad hinangetrieben, und Trostlosigkeit und Hoffnungslosigkeit sind die bösen Geister, welche über den finstern Gewässern der Erwartung schweben. Jeder fühlt es, daß für menschliche Kräfte eine friedliche Lösung des schwindelerregenden Wirrsals unmöglich geworden ist. Alle Friedensmittel sind verworfen, keine Gewaltmaßregel hilft mehr; jeder Verstand wird vom Unverstand, jede Kraft von der Gegenkraft verzehrt, jede Bewegung durch die entgegengesetzte aufgehoben, und wo kluge Männer sich zusammenthun, um zu rathen, zerfließt jede Anstrengung in nutzlose Deliberationen[82], wie beim Thurmbau zu Babel[83]. Kommts auch einmal zu einem Entschluß, so fehlt ihm die Spitze – die That. Was haben die unter den schmerzhaftesten Wehen zur Welt gebrachten Zangengeburten: die Drei- und Vierkönigsverträge[84], die Verfassungsentwürfe, die Minoritätsparlamente und Lakayenkammern, was haben die Galvanisirungs-Experimente an dem Cadaver „Bundestag“[85], was hat der grandiose Akt der Einsetzung einer vollziehenden Centralgewalt gefruchtet? Alles dies hat auf die Autorität, die von der Volksachtung nicht mehr getragen ist, noch das Odium der Lächerlichkeit gelegt und von der Impotenz und Zerfallenheit den letzten Schleier hinweggezogen. Das Herz der Nation ist von solchen leidigen Experimenten gänzlich abgewendet; sie hat nach den Gespenstern der Todten nicht die geringste Sehnsucht. Wer aber meint, das Allerletzte, was allenfalls die souveräne Rathlosigkeit noch versuchen kann und wird, ein Fürstenkongreß nämlich, werde fähig seyn den durch und durch morschen, aus den Fugen gegangenen und auseinanderfallenden Bau zu halten und die faule Auflösung, die sich bereits in ihrem letzten Stadium befindet, ungeschehen zu machen: – der gibt sich dem Irrthum preiß.

---

[82] Lat., Beratschlagung, Überlegung.

[83] Siehe hierzu Gen 11,1-9.

[84] Ironische Anspielung auf das am 26. Mai 1849 geschlossene Dreikönigsbündnis zwischen Preußen, Sachsen und Hannover, das der Gründung eines dt. Bundesstaats unter der Führung Preußens den Weg bereiten sollte.

[85] Der von 1816 bis 1866 zu Frankfurt a. Main in der Großen Eschenheimer Gasse tagende ständige Gesandtenkongreß des „Deutschen Bundes“, der mit der Schlußakte des „Wiener Kongresses“ vom 8. Juni 1815 konstituiert worden war (siehe hierzu S. 101, Anm. 282).

Gegen den Naturgang der Dinge ist die vereinte Gewalt aller Gewaltigen durchaus nichtig. Ein Fürstenkongreß hält die Katastrophe so wenig zurück, wie eine königliche Ordonnanz einen heranbrausenden Meersturm. Der Umsturz kommt, sobald der Weiser auf der Uhr der Zeit die rechte Stunde zeigt, und die Stunde – naht. –

Wenn es mit der Gesellschaft auf einen Punkt gekommen, wie derjenige ist, auf welchem sich die deutschen Verhältnisse gegenwärtig befinden, dann ist es Zeit, daran zu denken, wie in frühern ähnlichen Perioden die Vorsehung handelte, um das gänzliche Verderben des Geschlechts in so zerütteten Ländern zu hindern und dem Verwesungsprozeß Grenzen zu setzen. Erinnern wir uns der Perioden, da die römische Welt, faulend von innen heraus, aus einander brach. Da öffnete sie den Völkerströmen des Ostens die Schleußen, und durch die Fluthen der Barbaren, welche sich über jene Welt ergossen, kam frisches, gesundes Blut in das stockende Leben und der schon dorrende Stamm schoßte, von andern Säften verjüngt, in großen, neuen Trieben. Zwar fließen jetzt die Völker-Brunnen im Orient nicht mehr so reichlich, seit die Kultur dort gelichtet hat das Dunkel des Urwalds und die Pflugschar die wilde Erde zähmte. Dagegen aber hat Columbus[86] die Siegel genommen von den Pforten des fernen Westens und die andere Hälfte der Erde mit ihren überschwenglichen Gütern und Reichthümern der bedrängten Menschheit der alten Welt zum Asyl und zur Besitznahme geöffnet. Es ist dieß ein unermeßlicher Vortheil, welcher der Gesittung der Jetztwelt zu gute kommt; sie rettet dadurch ihren ganzen Bestand, sie überträgt ihn ohne Verlust in die neue Heimath und dort, das Leben des neuen Landes in sich aufnehmend und von ihm durchdrungen, wird sie, gleichsam verjüngt und mit frischen Kräften ausgestattet, die Stufenjahre[87] zu immer höherer Vollkommenheit viel rascher durchlaufen, als es ihr in der alten Welt selbst bei der ungestörtesten Entwickelung möglich gewesen wäre. Dieses Fortwandern in die neue Welt, dieses Aufgeben des heimathlichen Bodens von den rüstigsten, lebenskräftigsten Theilen des Volks hat schon seit einigen Jahren viel dazu beigetragen, den Zerstörungsprozeß der deutschen Gesellschaft zu befördern. Jetzt aber, wo nicht blos in Hunderttausenden der Drang zur Auswanderung nach Amerika lebendig ist, jetzt, wo er die Masse des Volks erfaßt und in Millionen deutscher Familien der Gedanke wach geworden ist: in der neuen Welt sich ein neues Haus zu bauen und sich zu retten vor den Gräueln der Verwirrung und Barbarei, die das Vaterland bedrohen, ist die Auswanderungsidee das allermächtigste Element der Zersetzung geworden; – sie löst von Innen heraus alle Bande des alten Organismus auf. –

Deshalb – ich muß es immer und immer wieder sagen – ist es vergeblich und in der That thörigt, daß die Autorität sich abquäle, am Alten zu flicken und zu restauriren. Je eifriger sie sich dabei geberdet, je mehr beschleunigt sie die Auflösung. Alle Gewaltmaßregeln fügen der Agentien[88] mehr zu denen, welche für die Zerstörung bereits in Thätigkeit sind. Die Zeit, wo sie die losgebundenen Volksgeister, in Eintracht mit den dynastischen Interessen, in die segenvolle Bahn höherer Gesittung und eines wahren Rechtsstaates hätte leiten können, ein Werk, zu dem sie ihre sittlichen Pflichten unaufhörlich mahnten und die Stimmen aller wahren Vaterlandsfreunde unermüdet, aber vergeblich, aufforderten, ist ein für allemal vorüber und sie mag nun beginnen, thun, zusagen, versprechen, was sie will, es hilft ihr nichts mehr, weil alles und jegliches Vertrauen in ihre Humanität, Gerechtigkeit, Treue und Redlichkeit aufs tiefste erschüttert ist. Man gesteht ihr zu, die Gewalt zu üben, so lange sie sie hat; man fügt sich ihr, so lange man sie nicht besiegen kann; man thut's mit Resignation; aber man thuts ohne Entmuthigung; denn man weiß, die Sündfluth kommt und die Sündfluth ändert's.

Alle Menschen, mit Ausnahme jener kleinen Faktionen, die sich vom Volke ausgeschieden haben, sind jetzt eines Sinns geworden und, sichtbar für Alle, die der Herr nicht geschlagen hat mit Blindheit, sichtbar für Alle, die Beobachtungsfähigkeit und Urtheil haben, schweben die durch den Zersetzungsprozeß der Gesellschaft verflüchtigten Geister umher und suchen gleichsam die Anfänge zu neuen

[86] Christoph Kolumbus (ital. Cristoforo Colombo, span. Cristóbal Colón; ca. 1451–1506).

[87] „Annus climactericus, bei den Alten, auch bei einigen Neuern, das siebente Jahr im menschlichen Leben, weil mit jedem siebenten Jahre eine völlige Veränderung in dem menschlichen Körper vorgehen soll, und auch in den Handlungen und Begebenheiten besonders ausgezeichneter Menschen; deshalb wird eine Zeit von sieben Jahren auch eine Stufe genannt." (Krünitz, 177. Bd., S. 188f.).

[88] Lat., Wirkmittel.

Verbindungen! Gebt Acht, wenn sie im ersten Moment der Katastrophe sich niederlassen werden auf die Häupter dieser Zeit, wie sie reden werden mit feurigen Zungen! Gebt Acht, wie die Ideen der neuen Gesellschaft dann einziehen werden in alle Sinne und in alle Geister, gleich einem Contagium[89], unwiderstehlich und unvermeidlich, um die Menschen zum neu begonnenen Werke zu weihen! Die größte und gefährlichste aller Thorheiten in solcher Zeit ist, sich mit Illusionen zu tragen, sich was weiß zu machen, seine Wünsche zum Glauben zu potenziren und angesichts der heranziehenden Gefahr den Kopf in den Sand zu stecken wie der Strauß, um auszurufen: es ist keine Gefahr! Tausende, welche Pflicht und Beruf haben, die öffentliche Meinung darüber ins Klare zu setzen, werden jetzt, wo über der freien und furchtlosen Meinungsäußerung in diesen Dingen das Schwert der Gewalt schwebt, durch Furcht, Feigheit und Eigennutz bestimmt, ihre Ueberzeugung zurückzuhalten, oder sie zu fälschen; Viele, ja nur zu Viele, erröthen sogar nicht, das Gegentheil ihrer Ueberzeugung zu predigen, und diese Nichtswürdigen, welche an den heiligsten Pflichten zum Verbrecher werden, laden sich die schwere Schuld auf, Andere geflissentlich irre zu leiten, ihnen ein Vertrauen in den Bestand der Dinge einzuflößen, das sie selbst nicht hegen, und so ihre Nebenmenschen zu hindern, sich gegen die Gefahr zeitig zu rüsten. Sie bedenken nicht, daß sie dadurch vielleicht für Tausende Ursachen ihres Verderbens und Unglücks werden! Das ist nimmer ein rechter Weg! Gerade jetzt soll die Humanität ihre warnende Stimme, trotz der Gefahr, die daran haftet, unverdrossen fort und fort erheben, und sie soll namentlich den Leichtfertigen, welche ihre erwachenden Besorgnisse in Vergnügen und falschen Vorstellungen zu begraben suchen, das Mene Tekel[90] an die Wand schreiben. Sie soll auch den Mächtigen zurufen ohne Unterlaß: „Es ist der Thorheiten unverzeihlichste, das große Schöpfungswerk dieser Zeit zu stören und sich zu unterfangen, mit ihren Ideen einen Streit auf Tod und Leben zu beginnen. In solchem Kampf hat noch Keiner gesiegt. Allezeit hat er die wilden, thierischen Kräfte den Ideen zur Seite gestellt und die Völker zu Gewaltthat und allgemeinem Umsturz hingedrängt, und stets hat er damit geendigt, das Schwertrecht gegen Die zu kehren, welche es zuerst angerufen. Alle Maßregeln zu gewaltsamer Aenderung der Gesetze, zur volksfeindlichen Interpretation des Rechts, zur Verletzung und Fälschung der Freiheit, zur Unterdrückung der Majoritäten, zur Mehrung der Heere als Werkzeuge solcher Unterdrückung, zur Steigerung der Abgaben, zur Minderung des Verkehrs u. zur Stockung des Erwerbs, auch jede Grausamkeit u. Verfolgung gegen Andersmeinende sind in einer solchen Zeit Sünden gegen den gesunden Menschenverstand; sie wirken aufreizend, nicht niederdrückend, auf das Volk und stacheln es zur Selbsthülfe auf. Ist es aber nicht ein verwegenes, frevelndes und leichtsinniges Spiel jederzeit gewesen, ein Volk zur Revolution zu treiben und es anzuweisen auf den Umsturz, um sein Recht zu wahren? Können das Regierungen vernünftigerweise wollen? Macht man sich aber jenes Strebens nicht schuldig, wenn man mit brutaler Strenge und Haß in das von den Ideen der Zeit bis ins Innerste aufgeregte Volksleben verletzend greift, wenn man dem Verlangen nach größerer Freiheit den Despotismus entgegensetzt, wenn man vor dem Gedanken nicht zurückschaudert, für den alten Staat, den abgelebten, das Herzblut von Millionen Bürgern zu vergießen, und – wenn er nicht anders zu retten wäre, – es darauf ankommen zu lassen, daß die Hälfte der lebenden Generation die andere Hälfte im Bruderkriege erwürgete? Deutsche Fürsten! Ihr zeigt auf die Pforte der Vergangenheit, als den Verschluß Euerer Rechte! Die deutsche Geschichte hat sie der Nation vorgehalten, das Volk hat sie gewogen, und es ist nicht seine Schuld, daß es gar manche zu leicht gefunden! Das Volk ist gerecht. Es ist mit seinen Dynastien aufgewachsen in vielen Stämmen aus einer Wurzel – und wie sie zusammen ausgedauert haben in den Stürmen der Jahrhunderte, davon weiß Jeder zu sagen. Jeder weiß, wie viele deutsche Fürsten in vergangener Zeit Muster waren ihres Berufs und welche Last des Segens auf ihrem Andenken ruht. Aber es hat auch für die Schuld ein Gedächtniß und die Verbrechen an der Hoheit, Ehre und Macht des Reichs, an der gemeinen Freiheit und am Recht der Nation begangen, leben frisch in der Erinnerung. Im Volke geht eine Vorstellung um, – ein Zeichen, auf das wohl zu merken ist; denn es wirft ein Streiflicht auf manche Erscheinung. Es heißt: Die alten Dynastien sind unterthan dem Naturgesetz, wie alles Menschliche; sie sind folglich altersschwach geworden, der Geist ihrer großen Ahnen beginnt sie zu verlassen, ihre Stammbäume hören

[89] Lat., Ansteckung.

[90] Siehe hierzu S. 13, Anm. 25.

auf zu grünen und jene hohe Volksidee, welche in ihnen verkörpert war, fängt an zu verschwinden. Wenn die Fürsten, ablassend von der Hoffahrt, in christlicher Demuth diesem Volksglauben Rechnung getragen und ihren Blick gerichtet hätten, nicht stolz auf die glänzenden Thronhimmel, sondern bescheiden auf die Erde: – es sähe wohl anders aus in Deutschland und wir ständen nicht an dem Rande eines Abgrunds, der Schuldige und Unschuldige verschlingen wird. –

Doch die Sphinx[91] sieht mich stumm an und lächelt, als wollte sie sagen: – „Gott naht ja, du kleiner Menschengeist, und die Wage ist schon erhoben." –

Ich sage es mit Trauer: Jedes Wort ist wohl „zu spät" und vergebens, und ich schließe diese Betrachtung mit den Worten Luther's:

> „Ich rede auch nicht, daß ich hoffe, die Fürsten werden's annehmen. Doch bin ich gewiß, daß Gottes Wort sich nicht lenken noch biegen wird nach den Fürsten."[92]

Und weiter:

> „Ich habe nichts gethan; das Wort hat Alles gethan und ausgericht. Ja, hätte ich wollen mit Ungemach fahren, ich wollte Deutschland in ein groß Blutvergießen bracht haben. Aber was wäre es? Ein Narrenspiel wäre es gewesen und ein Verderbniß an Leib und Seele. Ich habe das Wort lassen handeln. Das ist allmächtig, das nimmt gefangen die Herzen. Amen."[93]

Und wenn ich daran den Wunsch hänge, daß ein solches Wort aus solchem Munde doch noch eine Stätte finden möge im Vaterlande: – sind dann nicht Wunsch und Hoffnung feindliche Geschwister? – – –

Wittenberg, die Wiege der Reformation und die Grabstätte der Reformatoren, gehört zur Trias der preußischen Elbfestungen. Der Schmuck seiner großen Zeit, die Universität, ist, seit Preußen die Stadt mit dem halben Lande von Sachsen abriß, aufgehoben[94] – und das an ihre Stelle errichtete Predigerseminar gibt dafür keinen Ersatz. Das geistige Leben ist hier verödet, und von den Zeiten, wo die Fackeln der Wissenschaft in Wittenberg glänzten und ihr Licht über Europa verbreiteten, wo die Hörsäle zu klein waren und die Stadt zu enge, die Durstigen zu fassen, die zum Born des Wissens und der Glaubensfreiheit hierher strömten aus allen Ländern, ist blos die Erinnerung übrig. Die bürgerlichen Gewerbe sind schwach; sie haben gegenwärtig in der starken Garnison ihren Stützpunkt. Der Antheil an dem Elbhandel ist auch von keiner Erheblichkeit, und erst in neuester Zeit sind durch den Eisenbahnverkehr frische, wenn auch nicht reiche Quellen des Verdienstes hergeleitet worden. Die Bevölkerung zählt nicht über 10,000.

In der Universitätskirche, an deren Pforte der Augustiner 1517 seine 95 Theses gegen den Tetzelschen[95] Ablaßkram schlug und damit dem allmächtigen Rom den Fehdehandschuh hinschleuderte zur Befreiung des Glaubens aus den ehernen Fesseln, die anderthalb Jahrtausende jedem Bestreben, sie

---

[91] Griech. σφίγξ, sphínx; die Sphinx wurde bei den Griechen als ein geflügelter Löwe mit dem Kopf einer Frau, teilweise auch als Frau mit den Tatzen und der Brust einer Löwin, einem Schlangenschwanz und Vogelflügeln dargestellt.

[92] Zitat aus „Martin Luther. – Sein Leben und Wirken geschildert von Dr. Ph. Christian Franz Gottlieb Stang [(1789–1836)], […]" (Leipzig u. Stuttgart: J. Scheible's Verlags-Expedition 1835), S. 215.

[93] Dieses Zitat findet sich zumindest teilweise bei Stang, Martin Luther, wie S. 39, Anm. 92, S. 162.

[94] Auf Beschluß des Wiener Kongresses von 1815 fielen drei Fünftel des Königreiches Sachsen, darunter auch Wittenberg, an Preußen. Im Jahre 1817 traf dann der Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. (siehe hierzu S. 54, Anm. 138) die folgenschwere Entscheidung, die Wittenberger Universität aufzulösen.

[95] Der Ablaßprediger Johann Tetzel (ca. 1460–1519).

zu zerreißen, gespottet hatten, – ruht die Asche Luther's neben der Melanchthon's[96] und seiner Beschützer und Freunde, der Kurfürsten Friedrich des Weisen[97] und Johann des Beständigen[98]. –

Man hat vor einigen Jahren in Wittenberg dem Reformator ein Denkmal gesetzt[99] von Stein und Erz. Das war verständig von den kleinen Menschen dieser Zeit, die, um das Große zu sehen, die Verkleinerungsbrille brauchen. – Liliputer! Den Luther denkmalen! Sie denkmalen wohl noch den Mohamed[100], den Confucius[101], Christus – den Herrgott selber! –



Siehe hierzu S. 40, Anm. 99.

[96] Der dt. Reformator Philipp Melanchthon (eigentl. Philipp Schwartzerdt; 1497–1560).

[97] Friedrich III., genannt „der Weise“ (1463–1525), seit 1486 Kurfürst von Sachsen.

[98] Johann der Beständige (1468–1532), seit 1525 Kurfürst von Sachsen.

[99] Das am 31. Oktober 1821 eingeweihte Denkmal für Martin Luther; die Figur war nach dem Entwurf von Johann Gottfried Schadow (1764–1850), der Baldachin nach dem von Karl Friedrich Schinkel (1781–1841) in Bronze gegossen worden. Der von Albrecht Fürchtegott Schultheiß (1823–1909) nach einer Photographie geschaffene Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Deutsche Ehrenhalle. Die grossen Männer des deutschen Volkes in ihren Denkmälern. […] von Dr. Wilhelm Buchner“ (Darmstadt: C. Köhler jr. 1862).

[100] Der islam. Religionsstifter Mohammed (arab. أبو القاسم محمد بن عبد الله بن عبد المطلب بن هاشم بن عبد مناف القرشي, Abū l-Qāsim Muḥammad bin ʿAbdallāh bin ʿAbd al-Muṭṭalib bin Hāšim bin ʿAbd Manāf al-Qurašī; zw. 570 u. 573–632).

[101] Konfuzius (chin. 孔夫子, Kǒng Fūzǐ; vermutl. 551–479 v. Chr.), chin. Philosoph zur Zeit der Östlichen Zhou-Dynastie.



WITTENBERG an der ELBE

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 65.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 89f.

DCXXVI. Autun in Frankreich.

Aelter als Rom ist Autun! – Von den Phocäern[102] gegründet, dann als Bibracum Hauptstadt der tapfern Aeduer, dann *Augusto dunum* unter den Cäsaren bis Constantin[103], der sie *Flavia Aeduorum* hieß, war sie vor zwei Jahrtausenden eine der volkreichsten Städte Galliens. Cäsar[104] machte sie zum Mittelpunkt seiner Operationen für die Unterjochung des Landes, und als Hauptsitz der römischen Verwaltung füllte sie sich mit Prachtgebäuden an, deren Trümmer, obschon sie seit so vielen Jahrhunderten das Material zur neuen Stadt hergaben, noch jetzt von ihrem einstigen Glanze und römischer Größe zeugen. In jedem Theile Autuns findet man noch Ruinen aus der klassischen Vorzeit; von Theatern und Tempeln, von Palästen und Bädern, und au fast allen größeren Gebäuden sieht man Fragmente von Skulpturen, Inschriften, Tafeln, Säulenstücken etc. etc. Die alten Stadtmauern sind ein römisches Werk. Sie bestehen aus kolossalen Granitquadern und tragen vierzig Thürme. Die Thore sind römische Triumphbogen, mit Bildwerken geschmückt, und noch ziemlich erhalten. Bei ihrem Anblick denkt man an das welterobernde Volk, an Cäsar, seine Legionen und seine Siege.

Autun ist jetzt eine Landstadt Burgunds im Departement der Saone und Loire von 12,000 Einwohnern, welche der Rebenpflanzungen pflegen, die Hügel und Gelände bedecken, und den Schutt und die Trümmer einer untergegangenen Welt umranken.

[102] Die Bewohner der antiken griechischen Stadt Phokaia (griech. Φώκαια; osman/türk. فوچا, Foça).

[103] Flavius Valerius Constantinus, genannt Konstantin der Große (zw. 270 u. 288–337), als Konstantin I. von 306 bis 337 römischer Kaiser.

[104] Gaius Iulius Caesar (100–44 v. Chr.; ermordet).



AUTUN

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 65f.

DCXXVII. Waitzen[105] an der Donau.

Eine Tagereise auf dem Dampfer bringt von Preßburg[106] nach Pesth[107]. Wir waren früh abgefahren. Ein herrliches Land, dieses unglückliche Ungarn, durch das Europas prächtigster Strom wie im Triumphe zieht! Unterhalb Komorn[108] engert sich das Thal, und öfters rauscht das Fahrzeug an lieblichen Inseln vorbei, die sich auf der Wasserfläche wiegen. Gran[109] erscheint auf dem rechten Ufer mit seinen stolzen Thürmen und weiter abwärts richtet sich der Berg empor, welcher wie ein König seine Krone, die herrliche Ruine der alten ungarischen Herrscherburg trägt. Bei dem Namen Vissegrad[110] zuckt's in der Seele jedes Ungarn, er ruft Erinnerungen wach und Vergleiche zwischen einst und jetzt, die ihm das Blut rascher durch die Adern jagen. An den Mast gelehnt, welcher seine schwarze Rauchsäule emporwirbelte, bis sie der Luftzug packte und, als langen, horizontalen Streifen, hinter das Schiff verwies, war ich in den Anblick der schönen Landschaft versunken, als am linken Ufer (da wo der Strom, um den seinen Ufern zudrängenden Bergen zu entgehen, plötzlich in rechtem Winkel nach Süden biegt) eine breite Häuserreihe mit stattlichen Thürmen mich freundlich ansah.

Es war Waitzen, – eine der heitersten Städte des Ungarlandes und größer aussehend, als es wirklich ist; denn die Bevölkerung übersteigt nicht 12,000. Waitzen ist der Sitz eines Erzbischofs, und der Reichthum des Domstifts gestattete den Bau der größten und prächtigsten Kirche Ungarns[111] – jenes Gebäudes mit der hohen Kuppel, deren Form an die Peterskirche in Rom erinnert. Waitzen ist einer der ältesten Sitze des Magyarenthums. Attila vertrieb die Römer aus der Municipalstadt und machte sie zu seiner zweiten Residenz. Vielmal wechselte sie ihre Herren in jenen Kriegen zwischen Christenthum und Prophetenglauben, für welchen Ungarn ein paar Jahrhunderte lang der Schauplatz und das Opfer war. Nach Vertreibung der Türken wurde es eine Zeit lang Sitz der österreichischen Verwaltung. – Waitzen hat einen lebhaften Handel mit Wien, Pesth und den Städten an der untern Donau und einen gesegneten Getreide- und Weinbau.

Im letzten ungarischen Unabhängigkeitskampfe[112], dem Görgey's[113] teuflischer Verrath ein so plötzliches und tragisches Ende bereitete, war Waitzen, obschon eine offene Stadt, doch für beide kriegführende Parteien einer der wichtigsten strategischen Punkte, und in den Straßen Waitzens, in jenem Kampfe, der mit der Vernichtung einer österreichischen Division endigte, wurde der Feldzug des

---

[105] Ungar. Vác (osman. واچ, Vāç; slowak. Vacov).

[106] Slowak. Bratislava; ungar. Pozsony.

[107] Pest (osman. پسته, Peste bzw. پشته, Peschte); seit 1873 mit dem Stadtteil Buda (osman. بودين, Būdīn; dt. Ofen) zur ungar. Hauptstadt Budapest vereinigt.

[108] Slowak. Komárno; ungar. Komárom.

[109] Ungar. Esztergom (lat. Solva; dt. Gran; slowak. Ostrihom; osman. استركون, Estergon; latinisiert Strigonium).

[110] Ungar. Visegrád (osman. وشغراد, Vişeġrād; dt. Plintenburg; slowak./tschech. Vyšehrad).

[111] Die in den Jahren 1761 bis 1772 nach Plänen von Franz Anton Pilgram (1699–1761) und Isidore Canevale (1730–1786) erbaute Himmelfahrts-Kathedrale (ungar. Nagyboldogasszony-székesegyház).

[112] Die ungar. Revolution hatte am 15. März 1848 mit zunächst gewaltlosen Massendemonstrationen gegen die österr. Herrschaft begonnen. Darauf folgten mehrere Aufstände, die eine dezidiert reformorientierte Regierung in Ungarn zur Folge hatten, die zunehmend Gesetze verabschiedete, die letztlich auf eine ungar. Unabhängigkeit hinausliefen und somit das militär. Eingreifen des Kaiserstaats veranlaßten. Mit der nach einigen militär. Siegen erfolgten Unabhängigkeitserklärung vom 14. April 1849 brach offener Krieg aus, der mit maßgeblicher Unterstützung durch das Zarenreich für den österr. Kaiserstaat mit der ungar. Kapitulation vom 13. August 1849 siegreich zu Ende ging.

[113] Siehe hierzu S. 147, Anm. 470.

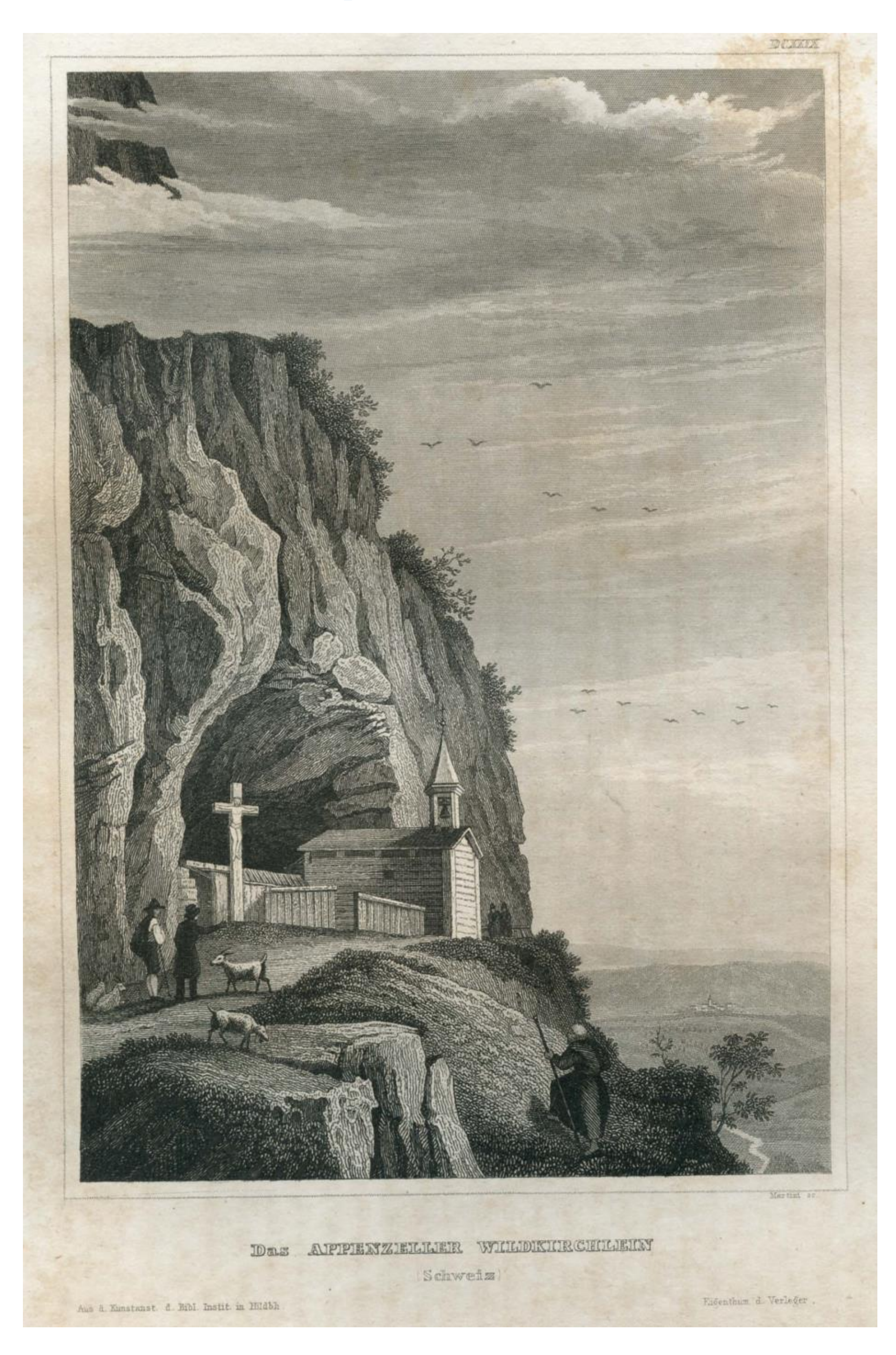
Frühjahrs von 1849 entschieden. Er hatte die Räumung Pesths und den Rückzug der Oesterreicher bis unter die Mauern Preßburgs zur Folge. – In der Schlacht vor Waitzen gegen die Russen[114] glänzte zum letzten Male Görgey's[115] Feldherrngenie – flackerte zum letzten Male die Hoffnung Ungarns auf, in dem Riesenkampfe gegen die Heermassen zweier Kaiserreiche zu triumphiren. – Jetzt ist sie erloschen, aber nicht für immer. Unter dem eisernen Joche, das ihm Habsburg auflegt, trägt jeder Magyare ein glühendes Herz voll Sehnsucht nach Recht und nach Freiheit – und sollten auch Millionen sie unbefriedigt mit ins Grab nehmen, – sterben thut sie nicht, und ehe sie Erfüllung gefunden hat, finden weder Ruhe noch Frieden im Ungarlande eine bleibende Stätte.

[114] Am 9. April 1849, in der die Ungarn über österr. Truppen siegten.

[115] Siehe hierzu S. 147, Anm. 470.



Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 75-82.



DCXXIX. Das Appenzeller Wildkirchlein[116].

Im Schooße des Kantons Sankt Gallen, auf zwei Seiten von hohen Gebirgen eingeschlossen, liegt ein kleines, naturschönes Land, übersäet mit kleinen Städten, Dörfern und Hütten, und in demselben lebt ein Völkchen und blühen ein paar Gemeinwesen gar eigenthümlicher und merkwürdiger Art. Appenzell, der kleinste der Schweizer Kantone, ist nur den siebenten Theil so groß, als das Herzogthum Mei-

[116] Das Wildkirchli mit der Kapelle St. Michael.

ningen; es mißt kaum 7 Geviertmeilen, und vieles Land ist überdieß unfruchtbarer Felsgrund; denn an seinen östlichen Grenzen, wo der Clamor[117] und Säntis die weißen Häupter in die Wolken strecken, steigen die Gipfel 8000 Fuß hoch auf und lassen nur Alpwirthschaft, keinen Ackerbau, zu. – Dennoch ist dieß Ländchen das dichtbevölkertste in Europa; es hat über 53,000 Bewohner, so daß fast 8000 auf die Geviertmeile kommen, und auf jede Familie kaum vier Morgen pflugbaren Boden. Fleiß und Genügsamkeit schaffen dennoch ein behagliches Daseyn für Alle, und im Vollgenuß der Bürgerfreiheit sind die Menschen so glücklich und zufrieden, daß auch der Aermste sein kleines Vaterland mit Begeisterung liebt und Keiner an Auswanderung denkt. Was aber das Auffallendste ist: in diesem so engen Raume leben zwei Republiken, vollkommene Demokratien, in Eintracht neben einander, obschon sie in Religion, Sitte, Gesetzen, Lebensart, Volksbildung und Abstammung verschieden sind. Appenzell-Innerrhoden ist katholisch; es hat das höhere Gebirgsland inne und treibt vorzugsweise Sennwirthschaft. Außerrhoden hingegen folgt Zwingli's[118] Glaubensbekenntniß. In Außerrhoden leben auf nicht ganz 4 Quadratmeilen an 36,000 Menschen, die Fleiß, Aufklärung und allgemeine Volksbildung unter den Segnungen der Selbstregierung, welche fast nichts kostet, wohlhabend gemacht hat und die eine Fülle von Glück und Zufriedenheit genießen, wie sie nur in den kleinsten Freistaaten der amerikanischen Union, in Rhodeisland[119] u. Connektikut[120], ganz so wieder zu finden ist. Die Verschiedenheit der Verhältnisse der beiden Republiken, deren Grenzen öfters wunderlich in einander greifen, hindert nicht das beste Einvernehmen zwischen ihnen, und seit ein paar Jahrhunderten ist der Friede zwischen diesen souveränen Gemeinwesen nicht ein einziges Mal durch Waffengewalt gestört worden. Woher diese Erscheinung? Beide Bevölkerungen haben die tiefste Achtung vor dem Recht und der Unabhängigkeit des Andern, und sind der Welt ein Beispiel, was Freiheit und Selbstregierung da vermögen, wo sie von einem verständigen Volke als Wahrheit geübt und gepflegt werden. Appenzell hat keine Staatsschulden und fast gar keine Abgaben; – der kostspielige Regierungsapparat, wie er in den kleinsten Monarchien unentbehrlich scheint, ist dort ein unbekanntes Ding. Die Staatsämter sind Aemter der Ehren und des Vertrauens der Mitbürger; die wichtigsten sind ohne Gehalt; die meisten Staatsangelegenheiten werden in freien, allgemeinen Volksversammlungen berathen und durch Stimmenmehrheit entschieden. Der Regent, Landamman geheißen, ist nur durch seine Würde höher gestellt, als die Uebrigen; im Privatleben ist er allen Bürgern des Landes gleich. So verlangt es die Demokratie, während in den Monarchien das Amt den Personen Vorrang und Vorrechte gibt, die den Beamten von dem Volke scheiden. Die Demokratie wird allemal der Würde ihres Magistrats auch im gemeinsten Bürger Ehrfurcht zollen; aber dieser wird nie vergessen, daß kein Rang und kein Titel über den des Bürgers steht, und das Volk allein alle Ehren im Staate verleiht. So war der letzte Landamman von Außerrhoden ein Bauer und Zimmermann, Namens Züricher[121]. Morgens saß er im Rath und lenkte den Staat, Nachmittags lenkte er den Pflug, oder man sah ihn mit Art und Richtmaß an der Arbeit. Da geschah es einmal, daß ein stolzer Patrizier aus einem andern Kanton zu ihm kam, um ihm eine wichtige Sache vorzutragen; und der Abgesandte, welcher ihn im Holze traf das Schurzfell an, lüftete vor dem schlichten Mann kaum den Hut und trug ihm die Sache mit bedecktem Haupte vor. Als er fertig war, fragte Züricher, ob er die Meinung des Bauers, oder des Landammans zu hören wünsche; worauf ihm jener erwiederte: er glaube mit dem Landamman von Appenzell-Außerrhoden zu sprechen. „So ziehen Sie den Filz," erwiederte dieser mit ruhiger Würde, „und fangen Sie Ihre Rede von vorne an, denn bisher hat sie nur der Bauer gehört."[122] Und der Betroffene gehorchte und stammelte beschämt seine Entschuldigung. – Jeder Appenzeller glüht für die Freiheit, die er als sein höchstes Gut achtet, und wenn sie gefährdet schien, hat er nie gezaudert, Leib und Gut zu ihrem Schutz einzusetzen. In Appenzell ist das Waffenrecht Allen gemein, und jeder wehrhafte Mann erkennt

---

[117] Nicht ermittelt.

[118] Der Züricher Reformator Huldrych Zwingli (1484–1531).

[119] Rhode Island.

[120] Connecticut.

[121] Gebhard Zürcher (1701–1781), seit 1747 Landammann von Appenzell-Außerrhoden.

[122] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

es für seine Bürgerpflicht, vollständig gerüstet zu seyn, um jeden Augenblick ins Feld zu ziehen. Schießvereine zu gemeinschaftlichen Uebungen sind übers ganze Land verbreitet, jedes Dorf hat einen solchen. Die Geschicklichkeit der Appenzeller Schützen ist allbekannt. Von ihnen heißt es: „Eher fehlt ein Schwab ein Scheunthor auf Armslänge, als ein Appenzeller auf 200 Schritt seinen Mann," und auf dem bedeutungsvollen Schweizer Volksfeste, das jährlich die Schützen aller Kantone zu Tausenden zum Freischießen der Eidgenossen um die Bundesfahne versammelt, sind's gewöhnlich Appenzeller, welche die höchsten Preise gewinnen. Was wären die Schweizer, diese Handvoll „Rebellengeschmeiß," wie sie noch nicht lange her ein Monarch[123] genannt hat, ohne diese sorgfältige Pflege der Wehrhaftigkeit des Volks, welche „die Handvoll" in den Stand setzt, 150,000 Krieger auf einen Wink zur Vertheidigung der Unabhängigkeit und Freiheit an die Grenzen zu senden? Die Schweiz wäre längst zerfleischt und zerrissen von den Wappenthieren, welche an ihren Grenzen lauern und den Grimm und Haß bei sich tragen: denn jede Scholle freie Erde auf dem europäischen Continente ist ja so Vielen ein Greuel und läßt sie nicht ruhen. – Die Schweiz ist kaum halb so groß und so bevölkert, als Bayern. Nicht ihren Bergen, sondern ihrem furchtbaren Wehrsystem und dem Freimuth des Volks dankt sie die Erhaltung der Freiheit, welche die föderirten kleinen Republiken durch länger als 4 Jahrhunderte mit ihren Segnungen beglückte und auf eine so hohe Staffel der Gesittung hob. Hätte unser Parlament 1848 ein Beispiel an dem freien Nachbar sich genommen, anstatt durch Annahme des arglistigen Vorschlags zur Verdoppelung der stehenden Heere die Nation in eiserne Fesseln zu schlagen: – es sähe jetzt wohl anders aus in Deutschland. Doch die Meisten jener Versammlung thaten, was sie ihrer Natur nach thun mußten: sie handelten als aufrichtige, treuergebene Diener der Alleinherrschaft, als Menschen, die mit Herz und Glauben lieber zum Absolutismus des Czars schwören würden, denn zur Volksherrlichkeit einer deutschen Föderativrepublik. – Die allergrößte Schuld an unserm Unglücke trägt aber das Volk selbst, welches in seiner Leichtgläubigkeit und Albernheit so viele Bedientenseelen als freisinnige Männer zum Areopag sandte. Was war von Menschen zu erwarten, denen, wie wir gesehen haben und es, leider! noch täglich sehen müssen, Freiheit und Volksherrlichkeit nichts sind als leere Phrasen, und ihre Ehre und ihr Manneswort nichts als eine Waare, die man an den Meistbietenden verkauft? Wer den Knecht im Herzen trägt, der will Knechte machen, und indem man Selbstsucht und Feigheit an das Steuer der Revolution stellte, so war es kein Wunder, daß sie die Nation Schritt um Schritt von dem Gipfel ihrer Erhebung hinunter führten in den Sumpf der Schmach und Erniedrigung. So weit ist's nun gekommen, daß die meisten Menschen für das Ehrlose der Situation gar kein Gefühl mehr haben und kein Auge mehr für den Herrgott, welcher seinen Stuhl setzt in diese Zeit, um zu richten und zu rächen. Sie bücken sich vor jeglicher Gewalt, wie der Sklave vor dem Treiber seines Leibherrn, und Manche reden schon vom Despoten an der Newa[124], wie am Tage vor seiner Herrschaft in Deutschland. Aber sie denken nicht daran, daß, bevor der Slave in Germanien Sklavenzucht treiben kann, die Hand aus den Wolken fahren wird über die deutsche Erde und zerrütten die Gesellschaft und strafen die Schuld solidarisch an allen Schuldigen; daß kommen wird, was der Dichter schildert:

> „Zitternd ächzet und stöhnt der Gesellschaft mächtiger Grundbau!
> Horch! Jetzt brechen die Balken; es stürzen die Säulen; die Sparren
> Krachen; die festen Wölbungen trümmern. Die Säle, die goldnen,
> Krümmen sich in Gebärerin-Wehen; sie bersten und schütteln
> Throne und Kronen und Scepter hinab in's grausige Chaos."[125] –

Fort jedoch von diesem Nachtstück und zurück zu meinem freundlichen Bildchen!

[123] Hiermit dürfte Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861) gemeint sein, der, von der am 1. März 1848 erklärten Unabhängigkeit Neuenburgs (frz. Neuchâtel), das seit 1707/12 unter preußischer Herrschaft stand, wenig erbaut war.

[124] Nikolaus I. Pawlowitsch (russ. Николай I Павлович, Nikolaj I Pavlovič; 1796–1855); seit 1825 Kaiser von Rußland und von 1825 bis 1830 letzter gekrönter König von Polen.

[125] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

Im grauen Kalkstein – so erzählt der treffliche Zschokke[126], den ich bei der nachfolgenden Beschreibung des Stahlstichs zum Führer nehme – im grauen Kalkstein einer Felswand der innerrhodischen Ebenalp, 4620 Fuß über dem Meere, wölbt sich eine geräumige Höhle. Da richtete schon in uralter Zeit die Frömmigkeit einen Altar auf, dem heiligen Michael geweiht; vor etwa hundert Jahren aber bauete an dessen Stelle ein wohlhabender, gottesfürchtiger Mann aus Appenzell, Namens Paul Ulmann[127], die Kapelle und stiftete ein Kapital zu ihrer Erhaltung. Fünfmal des Tags ertönt des „Wildkirchleins" Glocke durch die Stille der Berge und Alpen und ruft die Senner zum Gebete. Das Läuten besorgt ein alter Kapuziner, dessen Klause an dem Felsen klebt. Ihr Inneres – ein Stübchen mit einem Altar, und daneben ein Kämmerchen mit der Schlafstelle – ist ebenfalls eine natürliche Grotte. – Im Hintergrunde derselben öffnet eine Spalte das Gestein, breit genug, um einen Menschen durchzulassen, und der Einsiedler ist immer bereit, Reisenden, die zu ihm kommen, die Geheimnisse seiner Unterwelt zu zeigen. Er zündet dann Grubenlichter an, läßt die Neugierigen in die bereitgehaltenen Fahrkleider schlüpfen, und mit dem Knotenstock in der einen, der Leuchte in der andern Hand, tritt er in den Felsspalt und ladet ein, zu folgen. Bald thut sich ein weiter Saal aus einander. Er ist wohl 60 Schritte[128] breit und 80 Fuß hoch. Wasser träufelt herab, wunderliche Tropfsteingebilde hängen an der Decke, alle Wände sind damit überzogen. Im Fond der Höhle klafft ein enger Gang. Vorsichtig geht's in demselben fort über Steintrümmer und Felsstücke, erst ziemlich eben, wohl hundert Schritte lang, dann aufwärts, dann steil und immer steiler; zuletzt sind Stufen gehauen –: endlich bleibt der Klausner stehen vor einer Thür; er schiebt mit seinem Schlüssel den Riegel zurück, die Angeln knarren – jetzt welche Ueberraschung! Sonnenlicht, blauer Himmel, Gebirg, glänzendes Wiesengrün – eine weite, herrliche Alpenlandschaft! Es ist keine Täuschung. Unter dem Felspförtchen breitet eine Alpe ihre bunte Matte aus, du siehst die Rinder grasen, hörst die Töne ihrer Halsglocken und das Jodeln des Hirtenknaben, der sie hütet. –

„Ich stand einmal – schreibt der Aarauer Weltweise – in der Stille eines Sommermorgens da droben vor dem offenen Pförtchen. Vor mir lag's wie ein aufgeschlossenes Weltall. Mein Blick schweifte lang und irre durch die helle Weite in die blau verdämmernden Fernen. Er fand keinen Haltpunkt zum Ausruhen. Die zahllosen Hütten, – wie Maulwurfshäuflein lagen sie an den Hügeln Appenzells, – verschwinden. Der Osten der Schweiz, der Bodensee, das weite Schwaben, sind zur Landkarte geworden, zum Mosaikbilde, worauf sich das Gewölbe des Himmels lehnt. Die Seele bebt vor der Unendlichkeit, der Blick flieht scheu zurück, er sucht das Nahe, er klammert sich an die benachbarten Alpenfirsten an; er senkt sich auf den Alpsee, der aus dem nahen Hochthale herauf glänzt; er sucht die schwarze Waldschlucht, er taucht hinab in den Wellenschaum des Schwändibachs. Die Milbe Mensch – sie bleibt in dieser Höhe unsichtbar. Die weiten Landstriche drunten sind still und todt, als wären sie noch unbewohnt, als harrten sie noch der Ankömmlinge aus des Menschengeschlechtes Wiege, die auf den Hochebenen Asiens steht."

„So stumm und todt schwang sich einst Jahrtausende lang dieser Weltball in weiten elliptischen Kreisen um die Sonne. Er war ein Planetenkeim – ein Komet; durchsichtig, dunstförmig, langschweifig streifte er im Aether umher – einem Vagabunden gleich, nur durch das Anziehungsgesetz unterthan seiner Herrin, der Sonne. Und Myriaden von Jahren vergingen, bis der Komet Erde verdichtete und der Kampf der Elemente begann, und Feuer und Wasser sich im langen, langen Kriege um die Herrschaft dieser kleinen Welt stritten. Während des Kampfes rauschten die Gewässer kochend um die glühende Kugel und es schieden sich die Schlacken, und sie hoben sich als Gebirge und Länder aus der Tiefe. Dann rollte sie wieder Jahrtausende auf Jahrtausende hin um die Sonne, mit ihren Urwäldern und Savannen, bis daß das Thiergeschlecht geboren wurde in der Tiefe der Meere, bis daß die furchtbaren

[126] Der Schriftsteller und Pädagoge Johann Heinrich Daniel Zschokke (1771–1848). Ab hier bis zum Schluß zitiert aus dem von diesem herausgegebenen Werk „Die klassischen Stellen der Schweiz und ihre Hauptorte in Originalansichten dargestellt […]. Erste Abtheilung" (Karlsruhe u. Leipzig: Kunst-Verlag 1836), S. 175-180. Auch die Illustration findets sich bereits in diesem Werk.

[127] Der kath. Geistliche Paulus Ulmann (1613–1680); er hatte 1658 eine der drei Höhlen des Wildkirchli zu einer Einsiedelei ausgebaut.

[128] 1 Schritt entspricht etwas mehr als 74 cm.

Drachengestalten aus den Sümpfen emporgestiegen und das Reptil seinen Fuß setzte auf die Veste des Landes. – Und abermals rollte sie Aeonen[129] lang um die leuchtende, wärmende, belebende Sonne; – die Vögel der Lüfte wurden nun geboren, die Wälder und Berge hallten wider von dem Brüllen des Löwen, und der Boden dröhnte von den Tritten des Mammuth. – Dann wieder Zerstörung – und nochmals Schöpfung – bis die Elohim[130] in den vollendeten Gottesgarten traten! –

„Von dem ersterschaffenen Menschen an bis zu dem Säugling, dessen erstes Lallen heute der Schöpfer hört – wie viele Jahrtausende gingen dahin! –

„Vor meinem Blick zieht das Menschheitsleben vorüber. Zuerst die Nebelgestalten, dann die ersten Genossenschaften, dann die ersten Völker mit ihren Göttern und Heroen, Pyramiden und Tempeln, Priester Königen und Tyrannen, ihren Entdeckern und Erfindern. Ich sah, wie Jakob im Traume, die Himmelsleiter[131] des sterblichen Geschlechts. Ich sah, wie es hinanstieg von Stufe zu Stufe der Gesittung. Auf jeder Stufe standen Völker, standen Reiche, Jahrhunderte.

„Zuunterst – auf der ersten Staffel der Sage – sehe ich das Geschlecht im Zustande der Wildheit. Ohne Gesetz, ohne Eigenthum, ohne deutlichen Begriff, fast ohne Sprache steht es da, der Natur unterthan, die es noch nicht zu beherrschen gelernt hat. Es genießt und vergißt. Es weint, es lacht, wie ein Kind. Jeder sinnliche Eindruck ist der Herr seiner Gefühle. Was ihm anglänzt, was seinem sinnlichen Auge gefällt, darnach hascht es; was seinen leiblichen Begierden gelüstet, darnach greift es. Es kennt kein Recht, es kennt keine Strafe, es kennt nur Rache, nur Furcht. Wer gibt Rechenschaft über die Dauer des Zeitraums, der diesen Zustand umfaßt? Einmal kehrt derselbe noch jetzt in jedem Menschen wieder: im Säugling an der Mutterbrust. Der wilde Mensch lag auch an einer Mutterbrust, an der Brust der Natur. –

„Der Säugling Menschheit erstarkt. Er klimmt als Knabe zur andern Stufe der Gesittung hin auf. In Sagen und Sängen leben die Erfahrungen und Schicksale vergangener Geschlechter fort. Die Familie hat zum Verein von Familien, zur Stammverbindung, hingeleitet. Die Alten lehren; der Starke gebietet; der Schwache gehorcht; das Weib ist Magd, der Besiegte Sklav. Unerschrockenheit in Gefahr, Ausdauer in Noth, Verachtung des Schmerzes, des Todes gelten als die höchsten Tugenden. So waren die Griechen der Urzeit, die Germanen des Tacitus[132], die Gälen Ossians[133]. Nur vor Einem erbebt der Trotz und die Kraft: vor Dem, den die Faust nicht zwingen, der Pfeil nicht erreichen kann. Es ist die unsichtbare Gewalt im Blitz, der den Felsspaltet, im Donner, der die Berge erbeben macht, im Sturm, der den Wald bricht; die Macht, welche Sonne und Mond ruft und verfinstert. Der Mensch ahnet einen großen Weltgeist, der über Alles herrscht, er ahnet – Gott.

„Und wieder vergehen Jahrhunderte, und wieder eine Staffel ist erstiegen. Der Knabe Menschheit reift zum Jüngling. Die Keime von Staat, Kunst, Religion gewinnen festere Formen. Die Einbildungskraft ist der Genius der Jugend; sie herrscht; nicht Vernunft, nicht Verstand. Zu Außerordentlichem, Riesenhaftem, Uebermenschlichem drängt's die jungen Völker – nur das wird bewundert. Die stärksten Leidenschaften fahren und paaren sich wild durch einander: Rohheit mit Zartgefühl, Grausamkeit mit Edelmuth, Freiheitsstolz mit Knechtsgeist, Ueppigkeit mit Weltentsagung. Der Staat hat in dieser Periode nur Leibeigene und Bevorrechtete, Erbadel und Priesterthum; despotische Göttersöhne, oder die Gottheit selber auf dem Thron, von Altardienern umgeben. Im Wesen der Majestät sieht er Uebernatürliches und die Religion wird auf Seite des Volks Schwärmerei und blinder, Berge versetzender Glaube, – auf der Seite der Priester aber ein Puppenspiel des Betrugs und der Arglist. – So sehen wir

---

[129] Äon (griech. ὁ αἰών, ho aión, „Lebenszeit, Leben, Generation, Zeit, Zeitdauer, Zeitraum, Zeitalter, Ewigkeit").

[130] Hebr. אֱלֹהִים, ĕlohīm, wörtl. „die Götter".

[131] Gen 28,11-19.

[132] Der röm. Historiker und Senator Publius Cornelius Tacitus (ca. 58–ca. 120).

[133] Zwischen 1760 und 1763 waren „Fragments of Ancient Poetry, collected in the Highlands of Scotland", „Fingal" und „Temora" erschienen, die dem aus der schottisch-gälischen Mythologie bekannten Ossian zugeschrieben wurden; bereits frühzeitig wurde dessen Autorschaft jedoch angezweifelt – u. a. auch vom irischen Historiker Charles O'Conor (1710–1791) –, und James Macpherson (1736–1796) als Autor namentlich benannt; dessenungeachtet fanden die ergänzten und zusammengefaßten „Works of Ossian the Son of Fingal" (London: T. Becket and P. A. Dehondt 1765) beim europäischen Lesepublikum begierige Aufnahme.

das Alterthum, nachdem es getreten ist aus den Nebeln der Sagen, in Aegypten, in Indien, am Euphrat, in Griechenland.

„Die nächste Staffel führt in die jüngern Zeiten, da der Verstand die Herrschaft der Einbildungskraft bestreitet. Auf dieser höhern Sprosse sehen wir die Menschen klüger, aber nicht besser; wir sehen die Nationen glänzender, aber nicht glücklicher. Die Priester-Könige sind verschwunden, wie früher die Heroen verschwanden, die Klugheit ringt mit der Kraft, die Arglist mit dem Genie und – gewinnt den Preis. Ehre, Gewalt und Geld sind die Hebel der Unternehmungen, Vernunftgesetz, Tugend und Religion werden Dienerinnen der schlauen Berechnung; materielle Interessen dominiren über die geistigen. Die Kunst wird zur Magd, und der wechselnde Geschmack diktirt ihr die Regel, der sie folgt. Sie dekorirt den Hochmuth; sie legt dem Dünkel der Mächtigen um schnöden Lohn den Kranz der Unsterblichkeit um des Haupt. Prachtstädte, Handelsstraßen, Flotten, stehende Kriegsheere, Hochschulen kommen auf; die Gewalt beherrscht die Idee, für jeden schwellenden Druck der geistigen Kraft hält sie einen materiellen Gegendruck in Bereitschaft.

Der Despotismus kleidet sich endlich in milde Formen, um – absoluter zu herrschen, und die Selbstsucht zieht das Gewand der Vaterlandsliebe, Menschenliebe, Gottesliebe an. Schulen und Kirchen, Schauspielhäuser und Rednerbühnen ertönen von Tugend; doch man verlacht im Stillen Den, der ihnen Vermögen und Lebensfreuden hinopfert ohne stattlichen Ersatz. Die Klugheit ist an die Stelle der Weisheit getreten, und Der heißt der Klügste, der an Arglist der reichste ist und, den Schalk im Herzen, sich am ehrlichsten stellt. Jede That wird zum Produkt der Berechnung, und Gewinn wird ihr alleiniger Zweck. Alles Reine, Hohe, Edle, Uneigennützige wird negirt von vornherein, und wo es sich sehen läßt, wird es vergiftet von der Verläumdung und herabgezogen in den Schlamm der Gemeinheit, in dem das Geschlecht sich wälzt. Der Mensch hat zwar aufgehört, der Leibeigene des Andern zu sein; der Staat aber wird zum Bagno[134], und der Herrscher kennt nur Freigelassene und Sklaven. Der Staatsbau ist gar kunstreich; Stockwerk auf Stockwerk thürmt sich bis zur Spitze; – oben wohnt die Herrschaft, unten das Gesinde; oben die Faulheit, unten der Fleiß; oben der Genuß, unten die Entbehrung. Minoritäten haben das Wohlergehen als Privilegium für sich; die Mehrzahl hat das Darben und Verderben allein. Die Bildung gehört nicht allen, sondern einzelnen Klassen, und oft wird sie von diesen als ein Werkzeug zur Unterdrückung gebraucht. Aufgelöst ist das Volk in Stände; aber Jeder spricht von der Nation und wenn schmutziger Eigennutz seine Interessen vertheidigt oder fördert, dann hat er stets die Ehre und das Wohl Aller im Munde. Sogar die Beutelschneiderei der Finanz verbirgt sich hinter der öffentlichen Glückseligkeit, die ihr am Herzen liegt, wie dem Satan die Freuden der Engel. Da aber Jeder, welcher Macht hat oder Einfluß, am Staate mitbauen hilft zu seinem Vortheil, welcher nothwendig mit Anderer Vortheil streitet, so wird der Staat selbst zu einem widerspruchvollen Flickwerk der wunderlichsten Formen und der verschiedensten Einrichtungen, deren Tendenzen einander entgegenlaufen. Seine Organisation endigt nie; sie verläuft sich ins Chaos; die Ueberbleibsel der Vorzeit mengen sich mit vernunftgemäßen Satzungen und Stiftungen; mit den Gesetzen draconischer Strenge und Barbarei proklamirt man die Grundsätze der Philantropie und Humanität, und an die finstern Verließe der Ritterburgen baut der moderne Staatskünstler seine Hütten, in denen Arglist und Gewalt, Dummheit und Ohnmacht, Uebermuth und Feigheit, Aberglauben und Unglauben beieinander wohnen.

„Auf dieser Staffel stehen wir; sie ist die – Gegenwart. Sehnsüchtig schaut die Menge hinan zu den höhern Stufen und fragt: wie wird es da seyn? Und manche Zweifel knüpfen sich an die Sehnsucht.

Getrost! – Schon auf der nächsten Sprosse sehe ich, was die Gegenwart dem verirrten Geschlecht nicht geben kann: – Zustände größern und allgemeinern Menschenglücks. Wohl sehe ich auch da noch Reichthum und Armuth; jedoch keinen Pöbel mehr, weder in Seiden- noch in Zwilchgewand. Ich sehe noch Starke und Schwache; aber die Freiheit als heiligen Besitz für Alle, und das Gesetz und sittliche Gefühl über Alle. Ich sehe im Staate die Gleichberechtigung als Wahrheit; ich sehe das Weib in der bürgerlichen Gesellschaft im vollen, unverkümmerten Genuß aller Rechte des Mannes; ich sehe es neben ihm, nicht unter ihm. Ich sehe zwar noch Sünder und Strafen; aber die Strafe ist nicht mehr Rache, sondern das Besserungsmittel des Irrenden. – Ich sehe – – – –

[134] Ursprünglich Sammelplatz für Galeerensträflinge, später allg. für Strafeinrichtungen mit Zwangsarbeit.

„Ach, meine Himmelsleiter und alle Gesichte verschwanden plötzlich. Der Kapuziner läutete die Glocke des Waldkirchleins, murmelte eine Ave Maria und bot mir nebenbei, aus der buchsbaumenen Dose, eine Prise.“

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 83-86.

DCXXX. Breslau[135].

„Breslau ist der kostbarste Edelstein in Preußens Krone." So sagte Friedrich II.[136], dessen Schwert ihn aus dem Habsburger Diadem gebrochen hat. Und seit der Zeit ist sein Werth nicht kleiner geworden. Keine einzige Provinzstadt in Deutschland hat ein solches Gedeihen und Wachsen. Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges[137] zählt Breslau 50,000 Einwohner; 1811 64,000; 1840 100,000; jetzt über 110,000, und so reichlich fließen hier die Ströme des Erwerbs, daß die Bevölkerungszunahme voraussichtlich noch lange Zeit fortdauern wird. Dazu kommt, daß Breslau als Sitz der geistlichen und weltlichen Oberbehörden, einer vielbesuchten Universität und anderer wissenschaftlichen Anstalten, als Sammelplatz schlesischer und polnischer Grundbesitzer, reicher Kapitalisten, Rentiers und Solcher, die den Rest ihrer Tage noch genießen wollen, was das Leben an Freuden beut, – und bei dem Luxus, welcher, von der Bildung verfeinert, im großen Styl sich hier zur Schau stellt, auch den kleinen bürgerlichen Gewerben reichen Gewinn bringt. – In wenigen Großstädten ist der Wohlstand so allgemein verbreitet, so fest begründet.

Die Stadt liegt am Zusammenfluß der schiffbaren Oder und der Ohle auf mehren kleinen Inseln, welche etwa 150 Brücken und Stege miteinander verbinden. An der eigentlichen Stadt (Alt- und Neustadt) hat das Bedürfniß einer in vierzig Jahren auf das Doppelt gestiegenen Bevölkerung vor jeder der sechst Thore eine Vorstadt gebaut, die ihre Arme nach allen Richtungen in's Land strecken. Jedes Jahr macht sie länger wachsen. Die Hauptstraßen finden in dem Markte, in der Mitte der Stadt, ihren Vereinigungspunkt. Regelmäßige Anlage, die Breite und Reinlichkeit der mit Trottoirs versehenen Straßen, die stattliche Bauart der meist steinernen Wohnhäuser, das thätige Leben überall und die bunten eigenthümlichen Trachten der Bewohner des Gebirgs und der nahen polnischen und galizischen Landschaften, – geben Breslau eine eben so anmuthige als anziehende Physiognomie, und lassen den Fremden ein Bild bürgerlicher Behaglichkeit und Tüchtigkeit gewahren wie er es kaum in irgend einer andern deutschen Stadt wieder findet. Die höhere Gesellschaft wird durch Geistesbildung und einen entwickelten Sinn für die Interessen der Humanität, für Kunst und Wissenschaft getragen, und auch der Ton in den mittlern Ständen gibt von der Verbreitung wissenschaftlicher und socialer Bildung ein vortheilhaftes Zeugniß. Die Breslauer Bürgerschaft hat an der großen Bewegung unserer Zeit immer den wärmsten Antheil genommen, und wie sie im Jahre 13 mit ächter Begeisterung Habe und Leben für die Ehre der Nation und zur Befreiung des Vaterlandes und ihres Königs[138] aus dem fremden Joch darbrachte, so hat sie auch bei dem letzten Ringen der deutschen Nation aus nicht minder schmählichen Banden in der vordersten Reihe gestanden, und Tausende aus ihrer Mitte haben kühn ihr Leben dafür eingesetzt. Wenn nach der Restauration des alten Regiments, nach dem Verwelken so großer Hoffnungen, die Bourgeoisie sich beeilte, sich auf die Armesünderbank zu setzen, so hat sie eben nur das Das gethan, was ihrer Natur überall als das Angemessene erschien. Sie machte es in Breslau wie in Berlin, in Berlin wie

---

[135] Poln. Wrocław.

[136] Friedrich II. (1712–1786), seit 1740 König *in* und ab 1772 König *von* Preußen und seit 1740 Kurfürst von Brandenburg.

[137] Der Siebenjährige oder auch 3. Schlesische Krieg von 1756 bis 1763 war eigentl. ein weltumspannender Konflikt, an dem alle europ. Großmächte beteiligt waren, und der sich bis nach Nordamerika auswirkte. Preußen nutzte diesen internationalen Konflikt, um sich Schlesien ebenso unrechtmäßig wie endgültig auf Kosten Österreichs anzueignen.

[138] Friedrich Wilhelm III. (1770–1840), seit 1797 König von Preußen und als Markgraf von Brandenburg zudem Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches bis zu dessen Auflösung im Jahre 1806 (siehe hierzu auch S. 60, Anm. 150).

in Wien, in Wien wie in Karlsruhe, in Karlsruhe wie aller Orten. Um die Ehre der Fußtritte, welche sie empfangen, hat sie noch niemand beneidet. Aber das Volk nimmt Akt von diesen Dingen – und Erinnerungstage bleiben nicht aus. –

Große, imposante, Kunstsinn und Geschmack befriedigende, Bauwerke hat Breslau wenig. Obenan steht sein Dom, 1170 vollendet; die schöne Liebfrauenkirche und die Kirche des heiligen Kreuzes sind Muster des deutschen Styls aus dem 13. und 14. Jahrhundert. In dieser Zeit wurde auch das Rathhaus[139] gebaut und mit dem reichen Schmuck von Skulpturen und Bildwerken versehen. Der Hatzfeldsche Palast[140] und das Palais des Grafen von Donnersmark[141] imponiren durch Größe und Pracht. Das Universitätsgebäude ist im Zopfstyl[142] des vorigen Jahrhunderts von den Jesuiten erbaut worden. Es nimmt den Platz der alten Burg ein, in der die Könige von Polen, von Ungarn und von Böhmen, die Kaiser und die Fürsten Oesterreichs oft Hof gehalten haben und zu Gericht saßen als Herren des Landes. Schlesien rang seit dem 11. Jahrhundert vergeblich nach Selbständigkeit, und Breslau, die Hauptstadt des Herzogthums schon seit dem Jahre 1000, war deshalb öfters der Schauplatz tragischer und blutiger Scenen. Mehrmals steckte die kriegerische Bürgerschaft kühn die Fahne der Unabhängigkeit auf, und Kaiser Sigismund[143] ließ einmal (1421) 26 der Rädelsführer an einem Tage hinrichten. Grausamkeit hat jedoch noch niemals den Muth gebrochen, und Erbitterung der Gewalt niemals ein Gewinn. Nach jeder Züchtigung erhoben die wackern Breslauer, so bald sie bessere Gelegenheit ersahen, um so unerschrockener das Haupt, und sie setzten es endlich bei dem ermüdeten kaiserlichen Hofe durch, daß sie ihr Gemeindewesen fast unabhängig einrichten durften. Der Kirchenreformation[144] öffneten die Einwohner die Thore und Herzen, ungeachtet ihre geistliche Oberbehörde, der Fürst-Erzbischof[145], Himmel und Erde bewegte, um das Eindringen der Ketzerei und die Schmälerung seiner Kirchengewalt zu verhindern. Nachdem der größere Theil der Bürgerschaft seinen Abfall von der katholischen Lehre förmlich erklärt und das Lutherthum bekannt hatte, wurden die Katholiken vom Stadtregiment ausgeschlossen und dieß Verhältniß, sammt der Religionsfreiheit, trotzt der katholischen Oberherrschaft, auch in späteren Zeiten gerettet. Erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gelang es den unablässigen Bestrebungen Habsburg's, unter dem Beistand der Jesuiten, den festgewurzelten Protestantismus zu beengen. Die Jesuiten trugen den Zwiespalt in Gemeinde und Familien; der Hof aber hätschelte den aristokratischen Theil der Bürgerschaft und machte Adel und Geldsack seinen Interessen und Absichten dienstbar. Schlesien wäre demselben Verdummungssystem verfallen, wie Böhmen, hätte das Schicksal ihm nicht den Krieg gesendet; für das Volk war die preußische Eroberung eine Erlösung aus dem geistigen Kerker, eine Heilung vom erstarrenden Siechthum, eine Erweckung zu neuem Leben.

Friedrich's II. Adlerblick erkannte sofort im Handel die stärkste Basis für Breslaus Zukunft und Größe, und er that alles Mögliche, ihn zu spornen und zu vermehren. Er opferte selbst zu diesem Zwecke große Summen, ließ auf seine Privatkosten fremde Länder bereisen, um für die schlesischen Fabrikanten und Kaufleute neue und vortheilhaftere Absatz- und Bezugsquellen zu erforschen: er übernahm das Wagniß der ersten Versuchsgeschäfte, schickt Agenten in alle Welttheile, um durch Traktate

---

[139] Siehe hierzu S. 59ff.

[140] Die von 1765 bis 1773 für Franz Philipp Adrian Fürst von Hatzfeldt-Gleichen-Trachenberg (1717–1779) errichtete Residenz. Das Gebäude wurde 1945 bei den Kämpfen um Breslau bis auf die Eingangspartie zerstört.

[141] Das 1827 vollendete Palais an der Oder-Promenade, das wohl für den schles. Industriellen Carl Lazarus Graf Henckel von Donnersmarck (1772–1864) errichtet worden war. Es wurde wohl 1945 völlig zerstört.

[142] Abwertende Bezeichnung für den im prot. Deutschland als undeutsch zutiefst verachteten Barock. Zur Universität siehe S. 64ff.

[143] Sigismund von Luxemburg (tschech. Zikmund Lucemburský; 1368–1437), von 1378 bis 1388 und von 1411 bis 1415 Kurfürst von Brandenburg, seit 1387 König von Ungarn und Kroatien, seit 1411 römisch-deutscher König, seit 1419 König von Böhmen und von 1433 bis zu seinem Tode römisch-deutscher Kaiser.

[144] Johann Heß (siehe hierzu S. 61, Anm. 161), ein Freund Melanchthons (siehe hierzu S. 40, Anm. 96), hatte erstmals 1523 in St. Maria Magdalena luth. gepredigt, und nach der Breslauer Disputation vom 20. bis zum 23. April 1524 in der Dorotheenkirche begann er in aller Stille, die Wittenberger Kirchenordnungen einzuführen.

[145] Erst unter Kaspar von Logau (1524–1574), Fürsterzbischof seit 1560, gab es in Breslau erste gegenreformatorische Bestrebungen.

den schlesischen Produkten die Einfuhr zu erleichtern; er suchte die unterirdischen Schätze des Landes auf, zog sie hervor aus ihrer Verborgenheit, kundschaftete alle Verbesserungen, welche der Holländer, Belgier und Normann[146] in der Kultur und Aufbereitung des Flachses gemacht hatten, und führte sie ein; holte feinwollige Schaafheerden aus Spanien und verpflanzte sie in die schlesischen Berge und Thäler, und streute in dieser Weise die Saat aus zu neuen Reichthümern in einer Provinz, deren großartiges Gedeihen er als Hauptstütze seines Reichs betrachtete. Noch am Rande der Gruft forderte er seinen Nachfolger auf, unverwandten Auges in dem von ihm verfolgten Werke für Schlesiens Erblühen zu sorgen.



Preußen: Friedrich Wilhelm IV, (1795–1861), 1 Taler, Berlin 1848.

Und es geschah. Bis zum Kriege von 1806 blieb Schlesiens Flor im Steigen. Breslau war der Knotenpunkt dieser Entwickelung und die Hand, die den unermeßlichen Verkehr vermittelte. 20 Millionen Thaler betrug allein der Werth der schlesischen Leinen, welche über Breslau nach allen Weltgegenden verführt wurden! Jener unglückliche Krieg aber wirkte auf Schlesien wie ein Hagelwetter; und an die Stelle des allgemeinen Wohlstandes traten Verluste, Stockung der Fabrikation, Noth und Verarmung. Damals wurden die größten Häuser Breslau's zur Zahlungseinstellung gedrängt; Schlesien blutete aus vielen Wunden und der ohnmächtige Staat konnte nicht helfen. Da kam das Jahr 13. Preußens König rief das Volk[147] zum großen Akt der Selbstrettung auf – und keine Provinz ist ihm schneller, williger gefolgt, keine hat ihm treuer zur Seite gestanden, keine hat ihm größere Opfer gebracht.

Der Sturz Napoleon's befreite Land und Meer und machte dem schlesischen Handel und Gewerbe die Kanäle wieder zugänglich, welche so lange nicht benutzt werden konnten; aber viele waren inzwischen schlämmt, oder von der britischen Industrie in Besitz genommen – und unwiederbringlich verloren. Das ehedem so kolossale schlesische Leinengeschäft bleib ein Schatten von dem, was es früher gewesen; doch wurden in der emporkommenden Wollen- und Baumwollen-Manufaktur, und noch viel mehr in der Veredlung und Vergrößerung der Schafzucht, in der rasch wachsenden Montanindustrie (Kohlenbergbau, Eisen- und Zinkfabrikation) Quellen der Arbeit und des Reichthums errungen, welche die versiegten ersetzten.

Breslau ist der Agent, der bei Allem wirksam eingreift mit seinen Kapitalen und seinem Kredit. Es ist der Markt der Provinz für Produkte, wie für Fabrikate. Sein Wollmarkt z. B. ist der größte in der Welt. Er wird von Händlern und Fabrikanten aller Länder besucht und er allein bedingt, bei einem jährlichen Absatz von 120,000 Ctrn., eine Kapitalbewegung von 12 Millionen Thaler. Der Leinenexport ist, obschon gegen sonst sehr gesunken, immer noch groß, und summirt ein paar Millionen Thaler. Die Metalle Oberschlesiens sind der dritte große Stapel der Stadt. Sie betragen ebenfalls Millionen; 1 Million Centner Eisen und 600,000 Ctr. Zink gehen die Oder hinab; der Zink sucht auf dem wohlfeilen Seewege Markt in den entferntesten Welttheilen. Für Getreide, Oelsaaten, Oel, Talg, Branntwein und Schlachtvieh gehört Breslau, als Markt, zu den größten des innern Deutschlands. Würde nun der habsburgische Traum eines germanisch-slavischen Mittelreichs Wirklichkeit, – so wäre damit für Breslau der Anfang einer Aera merkantiler Größe gewonnen, deren Gränzen nicht abzusehen sind. Aber „der Mensch denkt's, Gott lenkt's". Er bekümmert sich nicht um die Träume der Gekrönten, und thäte er's,

[146] Hiermit dürften die Flamen gemeint sein.

[147] Mit dem Aufruf „An Mein Volk" hatte sich Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. (S. 54, Anm. 138) am 17. März 1813 in Breslau an sein Volk gewandt, um Unterstützung für den Kampf gegen Kaiser Napoléon I. zu gewinnen; am selben Tag war auch die Kriegserklärung Preußens an Frankreich erfolgt.

wäre der Himmel längst eine Zwingburg und statt der ewigen Seligkeit erwarteten da droben manchen ehrlichen Mann – Kasematten[148].

[148] Kasematte (frz. casematte, von mittelgriech. χάσμα, chásma, „Spalte, Erdschlund, Erdkluft“ über ital. casamatta, „Wallgewölbe“), ein vor Artilleriebeschuß geschütztes Gewölbe im Festungsbau. Kasematten wurden häufig als Gefängnis genutzt und wurden somit zum Synonym für Haftbedingungen der besonders harten Art; im 19. Jhd. wurden sie vorzugsweise für pol. Häftlinge verwendet.


DCXXX
BRESLAU
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 138-143.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [121]-124

Das Rathhaus in Breslau.

Wir haben an einer andern Stelle dieses Werks einmal ausgerechnet, daß Deutschland seit 300 Jahren nicht weniger als 150 Kriegsjahre zählt. Wer nur oberflächlich die Ursachen der meisten dieser Menschenschlächtereien und ihre Resultate mit dem Elend vergleicht, das sie verschuldet haben, den überkommt ein Grauen über die bodenlose Gemeinheit der Menschennatur, sobald sie über alle menschlichen Pflichten sich erhebt und zur Gottähnlichkeit hinaufschwindelt im Wohlgefühl über den umräucherten und angebeteten absoluten Herrscherwillen. Wenn erst eine edlere Bildung über die Völker gekommen sein wird, dann werden auch die Männer erstehen, welche den Götzendienst des Bluts aus den Blättern der Geschichte herausreißen, welche die höhere Mordgier der Schlachtenruhmseligen in ihrer Blöße darstellen, und welche die Verwunderung der spätem Geschlechter hervorrufen werden über die Möglichkeit, daß man in unterthänigster Blindheit so viele Verbrecher in Purpur Jahrhunderte lang als große Heroen in der Weltgeschichte hat herumspazieren lassen. –

Unser Bild müssen wir hier mit einer Parallele bevorworten, einer Vergleichung von Oesterreichs und Preußens Stellung auf der politischen Kulturleiter: denn ohne diese antipode Stellung würde Breslau nicht die Hauptstadt einer preußischen Provinz geworden sein.

Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Preußen gegen Oesterreich sich erhob, lebte hier der Hof spanisch und dort spartanisch; galt das Volk nichts, hier wie dort. Während in Wien das Mark der unter den Habsburg-Lothringern vereinigten Länder in unermeßlichem Hofprunk vergeudet, der Wahnwitz des spanischen Hofceremoniels mit deutscher Gründlichkeit gepflegt wurde, Alles, was zur nächsten dienstlichen Umgebung der Gekrönten gehörte, im Widerschein des göttlichen Nimbus strahlte, so daß die Bedeutung eines Kammerherrn die eines Feldmarschalls bei Weitem überstieg und das olympische Nichtsthun ein so charakteristisches Vorrecht der Götter dieser Erde war, daß man sogar ihr einziges weniges Arbeiten nur mit „gnädigstem Geruhen“ zu bezeichnen wagte, – eine Einfalt, deren man sich heutzutage noch nicht schämt, – während man all diese Thorheiten der Kinder des zufälligsten Glücks der Geburt bis in's Extrem trieb, ließ man die Staatsmaschine eben laufen, wie sie von subalternen Händen geschoben wurde, denn „gnädige“ Hände konnten sich mit so gemeiner Arbeit, wie sie die ernste Geschäftsstube auferlegt, unmöglich befassen. Sobald man oberflächlich zu befehlen geruht hatte, war man mit seiner Arbeit fertig. – Daß unter solchen Umständen, wo nur das Hofschranzenthum zu Staatsehren ermöglichte, auch die Armee eine untergeordnete Rolle spielte, ist natürlich. Der gesammte Adel klammerte sich an die Höfe an und überließ das Todtgeschossenwerden der bürgerlichen Canaille, die dazu geworben und dafür bezahlt wurde. Kaufte aber ja mitunter einmal ein Herr Papa dem Söhnchen eine Kompagnie Reiter, so gab man ihm einen alten Wachtmeister zum Beschützer mit, der ihm sicher, wie eine ganz selbstverständliche Sache, stets zu rechter Zeit respektvoll vermeldete: „Retirire sich der Herr Baron, es wird etwas setzen.“ – Daher finden wir im damaligen österreichischen Heere auch die meisten höheren Offiziersstellen mit fremden, meist französischen, spanischen oder italienischen Abenteurern besetzt. Alles Nationale war am Kaiserhofe und an allen übrigen deutschen Höfen außer Mode – mit einer einzigen Ausnahme.

Preußen war auch in dieser Beziehung der Antipode Oesterreichs, so lange König Friedrich Wilhelm I.[149] auf dem Throne saß. Er war es, der es sich in den harten Kopf gesetzt hatte, eine spartanische Wirthschaft in Staat und Haus einzuführen, und er gebot dies nicht nur seinen Unterthanen, sondern ging in spartanischer Einfachheit und Strenge seinem Lande in seiner eigenen Familie voran. Mehr als spartanisch wendete sich diese Richtung allerdings gegen jede Kunst und alles Wissen, das nicht dem Soldatenstaate von unmittelbarem Nutzen war, sie erniedrigte die Wissenschaft zum Gegenstand des Spottes, kommandirte den Glauben und verwandelte das Scepter zur Fuchtel; aber die Regierung jener Zeit mußte dagegen als ein Muster von hausväterlicher Ordnung und Sparsamkeit gelten, ihr allein konnte es gelingen, eine Kapital- und Militärmacht anzusammeln, durch welche sein kleiner und armer Staat sich zum politischen, militärischen und volkswirthschaftlichen Gegenstück des an Reichthums- und Machtquellen so reichen und doch in jeder großen Gefahr ohne die außerordentlichsten Anstrengungen an Machtmitteln so armen Oesterreich erhob. Natürlich würde diese ganze spartanische Erziehungsperiode Preußens vergeblich gewesen sein, wenn damals einer der spätern Könige und nicht gerade Friedrich II. die spartanische Erbschaft angetreten hätte.

Haben wir in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Oesterreich einen reinen Hofprunkstaat gesehen gegenüber einem fast ebenso ausschließlichen preußischen Soldatenstaat, so sehen wir die Parallele bedeutend auf der Bahn des Fortschritts vorgerückt zur Zeit der Befreiungskriege von 1809 bis 18l5. Wir finden nun Oesterreich auf dem preußischen Standpunkt des Soldatenstaats, während in Preußen durch den Aufruf „An mein Volk“[150] von der Krone das Zeugniß ausgestellt wird, daß dem Volke, welches allein kerndeutsch geblieben war, während alle Höfe und aller Adel französischer Anbeterei und Vasallenschaft sich unterworfen hatten, fortan das Recht zustehe, im Staate Etwas zu sein. So weit war man in Oesterreich noch nicht gekommen, wo die metternichsche Nothlüge „Alles für, nichts durch das Volk“[151] noch als baare Münze galt.

Weiter schreitet die Zeit, und nun in der Mitte des 19. Jahrhunderts ist Oesterreich auf Preußens Stufe auch in der Beachtung der Volksrechte gestiegen, ja die Verluste in seinen letzten Kriegen erfüllten es plötzlich mit so hellem politischen Liebte, daß es sich bis zu der Fähigkeit gestärkt fühlt, auch an die Stufe moralischer Eroberungen[152] zu denken, auf welcher Preußen in kläglicher Eitelkeit Oesterreich und Deutschland gegenüber längst die beliebte Bequemlichkeit für seine „freie Hand“ gefunden zu haben glaubte. Ist auch der Regierung des Intelligenzstaates nicht zuzumuthen, daß sie sofort einsehen solle, wie ihr nur noch der letzte Schritt auf die Stufe, auf welcher das Volk Alles ist, zur eigenen Machtrettung übrig bleibt, so darf man um so eher hoffen, daß das Volk Preußens darüber mit den übrigen Deutschen klar ist, was es unter moralischen Eroberungen zu verstehen habe.

Schlesien, die jetzige preußische Provinz von 742 Geviertmeilen und 3 ¼ Millionen Einwohnern, galt dem Ptolemäus[153] für deutsches Land. Die Völkerwanderung übte hier denselben Einfluß, wie in Mähren, Böhmen und der Lausitz; slavische Stämme drangen ein und machten sich zu Herren der Niederungen an den Strömen, ja im 7. Jahrhundert sollen alle diese Länder sammt Polen ein großes slavisches Reich gebildet haben, das erst zu Anfang des 10. Jahrhunderts den Schwertern der Deutschen und der Ungarn erlag und in die beiden Kronen Polen und Böhmen zerfiel. Schlesien gehörte zu Polen, jedoch nur bis zum Jahre 1163, wo, mit Kaiser Friedrichs I.[154] Hülfe, das Land unter unabhängige

---

[149] Der „Soldatenkönig“ Friedrich Wilhelm I. (1688–1740), seit 1713 König in Preußen, Markgraf von Brandenburg und Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches.

[150] Mit dem Aufruf „An Mein Volk“ hatte sich Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. (siehe hierzu S. 54, Anm. 138) am 17. März 1813 in Breslau an sein Volk gewandt, um Unterstützung für den Kampf gegen Kaiser Napoléon I. zu gewinnen; am selben Tag war auch die Kriegserklärung Preußens an Frankreich erfolgt.

[151] Dieser Ausspruch stammt nicht vom damals überaus verhaßten Fürsten Metternich (1773–1859), sondern von dem vor allem vom prot. Deutschland als Reformer gefeierten Kaiser Joseph II. (1741–1790), der damit das Leitprinzip für seine Reformen formuliert hatte.

[152] Siehe hierzu S. 118, Anm. 340.

[153] Der griech. Mathematiker, Geograph und Astronom Claudius Ptolemäus (griech. Κλαύδιος Πτολεμαῖος, Klaúdios Ptolemaios; ca. 100–ca. 160).

[154] Friedrich I., genannt Barbarossa (ca. 1122–1190), von 1147 bis 1152 als Friedrich III. Herzog von Schwaben, seit 1152 römisch-deutscher König und seit 1155 Kaiser des römisch-deutschen Reiches.

Herzoge kam und in Ober- und Niederschlesien getrennt wurde. Da weder die Untheilbarkeit dieser Herzogthümer gesetzlich bestimmt, noch das Erstgeburtsrecht eingeführt war, so wurde das Land durch Erbtheilungen in viele kleine Staaten zerstückelt. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts zählte man in Schlesien nicht weniger als siebenzehn regierende Fürstenhäuser. Bei solcher Zersplitterung der Landeskraft blieb die Selbstständigkeit Schlesiens nicht lange unbedroht. Wäre es den siebenzehn Fürsten möglich gewesen, zum Heile des Ganzen durch Entsagung der Einzelnen ein einiges Schlesien zu schaffen, so hätte dasselbe wohl den Polen Trotz bieten und auch neben Ungarn und Böhmen wenigstens als Bundesgenosse bestehen können, denn zum deutschen Reiche gehörte das Land damals nicht. Die Fürsten zogen es jedoch vor, sich unter böhmischen Schutz zu stellen, unter welchem Schlesien nun fast anderthalbhundert Jahre (1335–1471) blieb. In diese Zeit fallen die Verwüstungen der Hussitenkriege[155] und die Schrecknisse des sogenannten Interregnums von 1439 bis 1453, während dessen der unmännliche Kaiser Friedrich III.[156] das Land vormundschaftlich verwaltete, d. h. dem Faustrecht und der Räuberei Preis gab. Im Jahre 1471 wurde Matthias Corvinus[157], der Ungarnkönig, als Herr Schlesiens anerkannt. Unter Wladislaw[158] waren Ungarn, Polen und Böhmen nebst Schlesien abermals zu einem Reiche vereinigt, und unter dessen Nachfolger Ludwig[159] führten der Bischof Jakob von Salza[160] und Johann Heß[161] die Reformation in Schlesien ein; schon im Jahre 1526 war fast ganz Niederschlesien evangelisch. Durch seine Verbindung mit Böhmen kam Schlesien im Jahre 1526 an den zum Böhmenkönig gewählten Erzherzog Ferdinand von Oesterreich[162] und damit unter österreichische Herrschaft. Fortan theilte es alle Schicksale Böhmens und Mährens. Wie diese erfreute es sich des Majestätsbriefs[163], der die freie Religionsübung sichern sollte; mit diesen fachte es die Flamme des dreißigjährigen Kriegs an und ging, wie diese, verwüstet und verarmt aus dem ungeheuren Brande hervor. Wie überall in den Ländern der Habsburger spielte auch in Schlesien die Sorge derselben für die ewige Seligkeit ihrer Unterthanen die Hauptrolle; trotz im westphälischen Frieden[164] bebriefter und besiegelter Rechte der Protestanten begannen die Jesuiten schon seit 1648 ihre Wirksamkeit und arbeiteten, im Verein mit dem österreichischen Finanzbeamtenthum, eifrigst der Trennung Schlesiens von dem Kaiserhause vor.

Wie nämlich die Willkür sich über alles Recht setzte in religiösen Angelegenheiten, so setzte sie sich über alle Ordnung in den finanziellen. „Die Steuern und Landesabgaben waren nicht nach einem beständigen Anschlag festgestellt, sondern sie wurden von Zeit zu Zeit gefordert, angelegt und erhoben.“ Diese doppelte Ungewißheit, über Zeit und Höhe der Besteuerung, lastete doppelt drückend auf dem Lande. „Trotzdem fehlte es dem Hofe beständig an Geld, und die Unterthanen klagten beständig über schwere Abgaben.“ Und dies war der Fall in gewöhnlichen Zeiten des Friedens. Sobald jedoch gar ein Krieg drohte, so machten Noth und Druck sich noch weit fühlbarer. Man versetzte dann wohl, wie noch 1735, die schlesischen Einkünfte an englische und holländische Kaufleute gegen baares Geld und

---

[155] Von 1419 bis 1436.

[156] Friedrich III. (1415–1493), ab 1424 als Friedrich V. Herzog der Steiermark, von Kärnten und Krain, ab 1439 Herzog von Österreich, seit 1440 römisch-deutscher König und ab 1452 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[157] Matthias Corvinus (eigentl. Hunyadi; ung. Hunyadi Mátyás; 1443–1490), seit 1458 König von Ungarn und von Kroatien, seit 1469 (Gegen-)König von Böhmen und der Eroberer weiter Teile der Habsburgischen Erblande, die er von 1485 bis 1490 von Wien aus beherrschte.

[158] Vladislav II. (tschech. Vladislav Jagellonský; 1456–1516), seit 1471 König von Böhmen und seit 1490 auch König von Ungarn und Kroatien.

[159] Ludwig II. (tschech. Ludvík Jagellonský; 1506–1526), seit 1516 König von Böhmen, Ungarn und Kroatien.

[160] Jakob von Salza (1481–1539), seit 1. September 1520 Fürstbischof von Breslau.

[161] Der Nürnberger Reformator Johann Heß (1490–1547).

[162] Ferdinand I. (1503–1564), seit 1521 war er als Erzherzog von Österreich Herrscher in den habsburgischen Erblanden, seit 1526/1527 König von Böhmen, Kroatien und Ungarn und seit 1558 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[163] Vom 9. Juli 1609.

[164] Mit dem Friedensschluß von Münster am 15. Mai 1648 und zu Osnabrück am 24. Oktober 1648 war der Dreißigjährige Krieg beendet worden.

erfand eine schöne Reihe immer neuer Steuern, als da sind: außerordentliche Türkensteuer, Kopfgelder, Auflagen auf Stiefeln, Schuhe und Pantoffeln, ja sogar eine Tanzaccise bestand.[165]

Seit dem 11. Juli 1742 (Friede zu Breslau) gehört Schlesien zum Staate Preußen. Friedrich II. schritt gleich nach der Besitznahme zu einer gründlichen Reorganisation des gesammten Verfassungs-, Verwaltungs- und Rechtswesens, während er, religiösen Hader verabscheuend, auch in Schlesien Jeden nach seiner Façon selig werden ließ. Leider folgten aber jenem Friedensschluß noch ein zweiter schlesischer[166] und der siebenjährige Krieg, Kriege, die zu denen gehören, welche wir Eingangs dieses Artikels aus tiefster Seele verdammt haben. Wie sah Schlesien ans, als endlich am 15. Februar 1763 in Hubertsburg der fürstliche Starrsinn sich zum Frieden beugte: „Die blühendsten Gegenden waren in Einöden verwandelt, die Männer in den Schlachten geblieben oder verstümmelt, und die Aecker konnten von Greisen und Weibern nur nothdürftig bestellt werden." Ueber eine Million Menschen waren der Habsucht und dem Ehrgeiz der Gekrönten zum Opfer gefallen, über 500 Millionen Thaler hatten die vortrefflichen 16 Schlachten, 20 Belagerungen und sonstigen hochberühmten Thaten dem Wohlstande der Völker gekostet, und nicht bloß Schlesien, ganz besonders Sachsen, Pommern, die Marken, Hannover, Hessen und Westphalen waren verwüstet, und alle diese Greuel – wozu? Damit Alles blieb, wie es vorher gewesen war. Dorthin sind die Dynastien der Gegenwart zu führen, dort ist ihnen die Rechnung zu stellen, wie unendlich viel sie dem Volke wieder gut zu machen haben, wie unendlich viel sie in der That und Wahrheit für solche Unthaten der Vergangenheit dem Volke schuldig sind!

Schlesien hat bei einem Vergleiche mit seinen ehemaligen Schicksalsgenossen, Böhmen, Mähren und Oesterreichisch-Schlesien, wie hart es ihm später gerade wegen seiner Zusammengehörigkeit mit Preußen, namentlich während der französischen Kriege, auch widerfuhr, gleichwohl seine gewaltsame Trennung von Oesterreich nicht zu beklagen: die freiere Geistesrichtung in dem neuen Staatsverbande ist allein ein unschätzbarer Gewinn. Befreit von den Fesseln pfäffischer Verdummung, die ihm in der letzten Zeit seiner österreichischen Unterthanenschaft mehr und mehr drohten, hat es sich so energisch aufgerafft und in allen nationalen Bewegungen Deutschlands eine solche würdige Gesinnungserhabenheit bewiesen, daß Schlesien nicht nur unter den preußischen, sondern unter allen deutschen Ländern an der Spitze des entschiedenen Fortschritts steht, und daß wir ihm viele unserer tüchtigsten Kämpfer für Recht, Macht und Ehre Deutschlands verdanken.

Die Geschichte der jüngsten Zeiten, die diplomatischen Versündigungen Preußens am Wohlstande des schlesischen Handels, die geistige Bevormundung nach Eichhorns Manier[167], die fortwährende Noth in den Gebirgen und die heißen Wünsche der Gegenwart – dies Alles bedarf hier keiner Auseinandersetzung. Daß die Zeit aber bedeutend rascher geht, als die preußische Politik, das ist eine Bemerkung, die man eigentlich nur ausspricht, um von dem verehrten Leser in der vollkommensten Eintracht der Anschauungen zu scheiden.

Wir stehen am Ende und haben unser schönes Bildchen noch kaum eines Blicks gewürdigt. Es spricht deutlich genug für sich. Jedes Rathhaus ist ein geschichtereiches Gebäude, und wenn es als der alte Zeuge eines Bürgerthums vor uns steht, wie das von Breslau seit frühen Tagen war und noch ist, so recht voll des Stolzes einer festen Gesinnung und des Bewußtseins vom eigenen Werthe, da hat es nicht bloß Bedeutung für die Stadt, sondern wird von jedem deutschen Manne als ein Haus der Bürgerehre hochgehalten, und vor vielen andern gebührt dies dem Rathhaus in Breslau.

---

[165] Woher die Zitate genau stammen, läßt sich nicht eruieren. Grundlage hierfür dürfte aber Karl Ludwig Klöbers (1739–1795) Werk „Von Schlesien Vor Und Seit Dem Jar MDCCXXXX" (Freiburg: o. Vlg. 1785), 1. Theil, S. 291ff., gewesen sein, das wiederum die Übersetzung des englischen Werkes „Accounts from Silesia with Remarks on the Austrian and Prussian Governement" (1778) sein soll, das bibliothekarisch jedoch nirgends nachgewiesen ist. Die in Klöbers (s. o.) Werk getroffenen Grundaussagen finden sich zwar in neuerer Diktion, doch inhaltlich sehr ähnlich in zahlreichen zeitgenössischen Lexika und populären Geschichtswerken.

[166] Von 1742 bis 1745 (Friedensschluß in Dresden vom 25. Dezember 1745).

[167] Johann Albrecht Friedrich Eichhorn (1779–1856), 1840 bis 1848 preußischer Kultusminister, dessen Schul- und Wissenschaftspolitik sehr kirchlich, und damit selbst für damalige Verhältnisse sehr konservativ, ausgerichtet war.



RATHHAUS in BRESLAU

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [241]-246.

Die Universität zu Breslau.

Die Breslauer Universität in ihrer gegenwärtigen Gestalt ist, gleich der Berliner, in der trostlosesten Epoche Preußens – im Jahre 1811 – gegründet worden, in einer Zeit tiefer Erniedrigung, die aber das Gute in sich barg, daß in maßgebenden Kreisen der Gedanke Wurzel faßte, die Hoffnung einer besseren Zukunft vor Allem auf die Macht des Geistes zu setzen, „der, wie schon die Alten es wußten, in allen menschlichen Dingen den letzten entscheidenden Aus schlag gibt." Hatte doch schon König Friedrich Wilhelm III.[168] nach dem Tilsiter Frieden in Memel die denkwürdigen Worte ausgesprochen: „Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er au physischen verloren hat."

Die Breslauer Universität ist eine kombinirte. Sie wurde aus der Breslauer „*Leopoldina*" und der Frankfurter „*Viadrina*" zusammengesetzt. Die Erstere, bereits über ein Jahrhundert alt, war doch nie zu einer rechten Entwicklung gekommen, wurde auch kaum als eine eigentliche Universität angesehen, und bestand auch nur aus zwei Fakultäten, einer theologischen und philosophischen. Die „*Viadrina*" anderseits, welche 1806 schon ihr 300jähriges Bestehen gefeiert hatte, war überlebt und konnte nach der Begründung der Berliner Universität vollends keine Verjüngung hoffen. Aus einem unfertigen und einem abgelebten Organismus also wurde die Breslauer Stiftung zusammengesetzt.

Der unfertige Organismus, die „*Leopoldina*", war ein Werk des bekannten Jesuitenpaters Wolff[169]. Als sich im Jahre 1695 die erste Kunde in Breslau verbreitete, daß derselbe die damalige unter seinem Rektorat stehende Jesuitenschule in eine Universität umzuwandeln beabsichtige, gerieth die Stadt in fieberhafte Angst und Bestürzung. Rath und Bürgerschaft glaubten alles Ernstes, daß durch die Einführung von Studenten der gänzliche Untergang Breslaus unfehlbar und gewiß sei. In der ersten Immediat-Eingabe an Kaiser Leopold[170] (vom 2. März 1695) betheuerten die „Rathmannen" Breslaus auf zwölf Folioseiten „in allertiefster Demuth" bei ihren Eidespflichten, daß die Gründung einer Universität in der ganzen Stadt „eine unbeschreibliche Furcht, Perplexität und Kleinmüthigkeit erwecken," und daß „die sämmtliche Bürgerschaft die Hände sinken lassen würde."

Wie es damals in Breslau aussah, davon gibt Reinkens[171] eine köstliche Beschreibung, in der es unter Anderem heißt:

Die Zünfte und Zechen klagen nicht allein, daß sie bei ihrer „zuläßlichen Ergötzlichkeit" von den Studenten gestört werden würden, sondern ihre beunruhigte Phantasie sieht auch „alles Unheil, Zwietracht, Schwelgerei, Unzucht, Schlägerei, Mord und Todtschlag mit vollen Haufen eingeführt," und sie

[168] Siehe hierzu S. 54, Anm. 138.

[169] Friedrich von Lüdinghausen Wolff (1643–1708).

[170] Leopold I. (1640–1705), seit 1655/57 König von Ungarn, Kroatien und Slawonien, seit 1556 König von Böhmen sowie seit 1658 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[171] Die Schrift des kath. Priesters und Theologen Joseph Reinken (1821–1896), von 1857 bis 1866 Rektor der „Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität" zu Breslau, „Die Universität zu Breslau vor der Vereinigung der Frankfurter Viadrina mit der Leopoldina. Festschrift der katholisch-theologischen Facultät. […]." (Breslau: Königl. Universitäts- und Stadt-Buchdruckerei W. Friedrich 1861), S. 34ff.

gerathen dabei so in Angst, daß sie ausrufen: „Hilf, ewiger Gott! was für Jammer und Elend, wie viel Todtschläge, auch wohl gar Plünderungen der Häuser und ander Unglück mehr dürfte uns ärmsteu, jedoch allezeit treugehorsamsten Bürgern zuwachsen, und damit zugleich viel Blutschulden und Gottes schwere Strafen über diese Stadt gezogen werden!“ Sie erzählten einander, was sie während ihrer Wanderjahre „in manchen schönen Königreichen, Ländern und Provinzen“ von Universitäten und Studenten gesehen und gehört hatten, wie diese keine Obrigkeit achteten, überall herrschen wollten und namentlich mit Garnison, Kaufleuten und Handwerksburschen sich balgten und rauften bis zu Mord und Todtschlag. Sie stellten sich auch vor, es würde gleich anfangs die ganze Stadt mit Studenten aus allen katholischen Landern überfluthet werden. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß zuletzt alle miteinander „weh- und demüthig um Gottes Barmherzigkeit willen“ fleheten, der Rath möge „zur Hintertreibung dieser Stadtverderblichen Universität“ dem Kaiser Alles „fußfälligst vor Augen stellen“ und „höchstbeweglich“ erbitten helfen, daß der Kaiser die Stadt „mit weiterer Extendirung der H.H. P.P. *societatis Jesu*[172] und Errichtung der gesuchten Universität allergnädigst verschonen.“ Auch die Kaufleute regten sich immer mehr auf und glaubten von Tag zu Tage fester an den „tragischen Ausgang,“ daß aus der Errichtung einer Universität zu Breslau: „der Stadt Ruin, der Commerzien Verjagung in andere Länder, der Handwerker Untergang und äußerste Armuth und aller guten Verfassung Destruktion, endlich auch Ihrer Kaiserlichen Majestät Conneval-Intraden[173] äußerste Schmälerung erfolgen würde.“

Bei so wachsender und allgemeiner Unruhe wurde denn beschlossen, eine besondere Gesandtschaft nach Wien zu schicken. Dieselbe machte sich am 15. November auf den Weg und verweilte nicht weniger als beinahe zehn Monate in der Kaiserstadt. Sie brachte dem Kaiser ihr Anliegen buchstäblich „fußfälligst“ vor, sie antichambrirte[174] bei den Großen und Vornehmen, sie theilte Geschenke aus und versprach noch viel mehr, um so gut wie Nichts zu erreichen. Alles, was sie erzielte, war ein Interims-Dekret des Inhalts: Es werde der Stadt Breslau nichts Unbilliges oder Nachteiliges widerfahren, die Resolution über die Universitäts-Angelegenheit werde also ergehen, daß die Stadt mit Fug darüber zu beschweren nicht Ursache haben, noch zuversichtlich in Abfall gerathen werde.

Aber schon am 21. Oktober 1702 unterzeichnete Kaiser Leopold die Stiftungsurkunde der „Leopoldinischen Universität“, am 2. November erfolgte die Mitteilung an den Breslauer Rath mit der Mahnung „sich dem Kaiserlichen allergnädigsten Willen aus allerunterthänigster Pflicht zu unterwerfen, und am 12. November erging von P. Wolff eine Einladung zur Inauguration, und schon am 15., am Namenstage des Kaisers, erfolgte die feierliche Eröffnung der Universität, welche der Kaiser gegründet „in allergnädigster Betrachtung, daß der alleinselig machenden katholischen Religion nicht allein, sondern auch in *instructione Juventutis* dem *Publico* viel und großer Nutzen zeither durch die Societät Jesu in Schlesien geschafft worden und noch mehr geschehen könne, wenn die *studia* in hiesiger Königl. Stadt Breslau noch mehr befördert würden.“

Die Universität war da. Nochmals wurde ein Gesandter nach Wien geschickt, um die Verlegung nach einer andern schlesischen Stadt zu beantragen und nochmals lag der Gesandte vor dem Kaiser auf den Knieen, um „fußfälligst“ um Erhörung zu flehen. Das diesmalige Dekret verbot aber in aller Kürze, „daß hinfüro ferners diese Universität *impugniret*[175], noch auch auf eine *Transferirung* drungen werde.“

Die Universität blieb.

---

[172] Die Abkürzung kann wohl mit „Hochwürdige Patres der Gesellschaft Jesu“ aufgelöst werden („H.H. P.P“ als Pluralform von „H. P.“).

[173] Lat., Einkünfte.

[174] Von frz. l’antichambre, das Vor- bzw. das Wartezimmer hochgestellter Personen; wegen der damals üblichen langen, erniedrigenden Wartezeiten ist das dazugehörigen Verb „antichambrieren“ pejorativ konnotiert im Sinne von sich unterwürfig, diensteifrig um jemandes Gunst bemühen.

[175] Lat., angreifen, bekämpfen.

Sie blieb, aber wie Herr von Pein[176] in Wien ganz richtig vorhergesehen, weder zum Nutzen, noch zum Schaden der Stadt Breslau: „Denn wo – so hatte sich der vorerwähnte Gegner der Jesuiten geäußert –, wo hätte man ein Exempel, daß eine Jesuiten-Universität förderlich aufkommen wäre?“ –

Hundert und zehn Jahre waren dahingezogen, ohne die Leopoldina zu irgend einer Blüthe gebracht zu haben. In Berlin war soeben eine neue Universität nach den großartigsten Maßstäben in’s Leben getreten, und man konnte leicht vorhersehen, daß die mangelhafte *Viadrina* in dem benachbarten Frankfurt sich nicht werde behaupten können. Da reifte plötzlich im Winter von 1810–11 im Ministerium der ganz neue Gedanke, die „*Viadrina*“ nach Breslau zu verlegen und mit der *Leopoldina* zu einer großen Universität zu verschmelzen. Auf die erste Kunde dieses Planes gerieth Frankfurt in Bestürzung und in Breslau – herrschte Jubel.

In der That war die Stimmung über das neue Projekt in allen Kreisen der Stadt und der Provinz eine ganz außerordentlich günstige. „Alles Geschwätz über die Leiden der Zeit – lesen wir bei Büsching – scheint vergessen, man denkt an nichts Anderes, als an die neue Universität, die man nun in Kurzem hofft hier aufblühen zu sehen. Alle die unendlichen Vortheile, welche Stadt und Land durch dieselbe haben werden, werden aufgezählt. Man ist so voll von den schönen Plänen, daß man schon davon spricht, auf Ostern müsse Alles fertig sein.“ Wem drängt sich hier nicht der gewaltige Kontrast zwischen 1702 und 1811 in vollster Schärfe auf?! So vollständig hatten sich Zeiten und Menschen geändert, daß eine Erscheinung, welche damals allgemeines Entsetzen, jetzt allgemeinen Jubel hervorrief, daß die Opfer, welche damals gegen, jetzt mit Freuden für die Gründung einer höheren Bildungsanstalt gebracht wurden! Wer wollte Angesichts solcher Thatsachen noch die „gute alte Zeit“ loben?

Die Angelegenheit ging rasch von Statten. Schon am 24. April unterzeichnete der König die Kabinetsordre, in welcher die Verlegung der Universität Frankfurt nach Breslau angeordnet, und schon am 19. Oktober 1811 wurde sie mit großer Feierlichkeit und unter enthusiastischer Theilnahme der gesammten Bevölkerung eröffnet.

Der erste Rektor der neuen Universität war der aus Frankfurt mit über gesiedelte Geh. Medicinalrath, Professor Berends[177]. Der erste neu immatrikulirte Student war Braniß[178], gegenwärtig der Nestor der hiesigen Hochschule, dem es vom Schicksal vergönnt war, ihr Jubelfest im Jahre 1861 als ihr Rector magnificus zu begehen.

Noch nie dagewesen, ja vordem für ganz unmöglich gehalten, war eine paritätische Universität, wie sie jetzt aus der Verschmelzung einer Stiftung des Ordens Jesu mit einer reformirten Universität in’s Leben trat. „Bisher – schreibt Roepell[179] in seiner Festschrift – hatten wohl katholische Laien auch auf protestantischen Universitäten studirt, die Anstalten selbst aber waren stets auf und für ein bestimmtes Glaubensbekenntniß gestiftet, und in denselben erhalten worden. Daß aber katholische und protestantische Theologen an ein- und derselben Universität lehren und der konfessionelle Gesichtspunkt bei Professoren und Studenten aller Fakultäten so weit hinter den wissenschaftlichen zurücktreten könnte, um ein friedliches gemeinsames Wirken zu ermöglichen, hätte in früheren Zeiten Niemand geglaubt. Es gereicht deshalb unserem Staate und den Männern, welche seine innere geistige Wiedergeburt damals leiteten, zu nicht geringem Ruhme, daß sie die Ersten in der Welt waren, welche die Idee einer Simultan-Universität hier zur Ausführung brachten.

Die Staatsmänner unserer Tage halten sich allerdings für weiser. Ein preußischer Kultusminister[180] will von keiner Simultan-Universität wissen, und gestattet z. B. den Juden die Zulassung zur

[176] Johann von Pein (1582–1649), Hofrat in Wien, der die Jesuiten in Breslau erbittert bekämpfte.

[177] Der Mediziner Carl August Wilhelm Berends (1759–1826), ab 1815 Leiter der Berliner Charité.

[178] Der Philosophieprofessor Christian Julius Braniß (1792–1878).

[179] Die Festschrift zur Feier des hundertfünfzigjährigen Bestehens der Universität Breslau von Richard Roepell (1808–1893) „Zur Geschichte der Stiftung der Königlichen Universität zu Breslau. […].“ (Breslau: Königl. Universitäts- und Stadt-Buchdruckerei W. Friedrich 1861).

[180] Der von 1862 bis 1872 als preuß. Kultusmininster fungierende Heinrich von Mühler (1813–1874) weigerte sich bis zum Ende seiner Amtszeit kategorisch, Juden als Lehrer an höheren Schulen und Universitäten zuzulassen (siehe hierzu u. a. auch: Rahden, Till van, Juden und andere Breslauer – Die Beziehungen zwischen Juden,

Universität Königsberg nicht, trotzdem sie selber die Aufhebung der betreffenden Bestimmung beantragt hat.

Aber diese hochmüthige Schulweisheit wird den ewigen, unwandelbaren Gang des Weltgeistes in der fortschreitenden Entwickelung des reinen Menschenthums nicht hindern. Einer der größten Vorkämpfer auf diesem Entwickelungsgange, Lessing[181], verkündet es laut in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“: „Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird. Geh’ deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen! – Es ist nicht wahr, daß eine kürzeste Linie immer die gerade ist.“[182]

In der neu errichteten Breslauer Universität sollte aber nach nicht zu langer Zeit auch in welthistorischer Beziehung etwas Unerhörtes geschehen, es sollte geschehen, daß von hier aus im Jahre 1813, noch bevor es König Friedrich Wilhelm III. gethan, der Krieg gegen Frankreich erklärt wurde[183].

Wie ging das zu? Unter den nach Breslau berufenen Professoren befand sich auch Steffens[184] aus Halle, den Schleiermacher[185] schon für Berlin empfohlen hatte, weil Niemand mehr geeignet sei, „den Sinn der jungen Leute zu wecken, sie mit Enthusiasmus für Wissenschaft überhaupt zu erfüllen und ihnen die Ahnung von etwas Höherem als Dem zu geben, was nur in’s bürgerliche Leben eingreift!“ Der Mann sollte sich in dieser Eigenschaft bald bewähren.

Friedrich Schleiermacher
(siehe hierzu S. 67, Anm. 185).

Es war im Februar 1813. Der König befand sich in Breslau, wohin er sich zur größeren Sicherheit vor den Franzosen begeben hatte. Aber noch waren Preußen und Frankreich Bundesgenossen, und der französische Gesandte St. Marsan[186] hatte den König sogar nach Breslau begleitet. Allgemein wurde der königliche Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung erwartet, und Steffens verlangte einen Tag vor der Veröffentlichung eine Abschrift dieses Aufrufs (vom 3. Februar). In demselben war aber bekanntlich der Feind, gegen den man sich bewaffnen sollte, nicht genannt, und die Eingeweihten befürchteten von diesem Stillschweigen eine lähmende Wirkung. Steffens, der Jahre lang in Halle eine politische geheime Thätigkeit entwickelt hatte, gerieth in die größte Unruhe. „Ich

---

Protestanten und Katholiken in einer deutschen Großstadt von 1860 bis 1920, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2000, S. 202ff.).

[181] Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781).

[182] Ein wenig frei zitiert nach Gotthold Ephraim Lessings (s. o) § 91 in dessen „Die Erziehung des Menschengeschlechts“ (Berlin: Chr. F. Voß u. Sohn 1780), S. 84f.

[183] Siehe hierzu auch S. 60, Anm. 150.

[184] Der Philosoph und Naturforscher Henrich Steffens (1773–1845). Die Zitate stammen aus dessen Autobiographie „Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben […]. Siebenter Band.“ (Breslau: Josef Max 1843), S. 71ff.

[185] Der prot. Theologe Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher (1768–1834). Der nach einer Vorlage von Friedrich Ludwig Heine (1796–1836) von Albrecht Fürchtegott Schultheiß (1823–1909) geschaffene Stahlstich wurde folgendem Werk entnommen: „Bildnisse berühmter Deutschen [sic!]. Dreißig Blätter. […]“ (Leipzig: Breitkopf & Härtel 1850-1861).

[186] Antoine Marie Philippe Asinari de Saint-Marsan (1761–1828).

brachte die Nacht – erzählt er in seinen Gedenkbüchern – in wilden, unruhigen Träumen zu und erwachte, um mich so viel wie möglich für einen Vortrag über Naturphilosophie vorzubereiten, der um 8 Uhr stattfinden sollte. Indeß ging, was ich erfahren hatte, mir durch den Kopf und plötzlich ergriff mich der Gedanke: es steht ja, dachte ich, bei dir, den Krieg zu erklären, deine Stellung erlaubt es dir, und was der Hof beschließen wird, wenn es geschehen ist, kann dir gleichgültig sein. Ich zweifelte gar nicht an dem Entschlusse des Königs, sich mit Rußland zu verbinden. Es kann geschehen, erwog ich, daß man, um die noch nicht aus gesprochene Stellung gegen den Feind zu behaupten, deinen Schritt öffentlich mißbilligt, ja bestraft. Du wirst dann wahrscheinlich in's Gefängniß gebracht, vielleicht nach einer Festung geschickt. Wie unbedeutend erschien mir dieses in einer solchen Zeit."

Steffens hielt seinen naturphilosophischen Vortrag an dem erwähnten Morgen vor wenigen Zuhörern, und ein zweiter über physikalische Geographie sollte von 11–12 Uhr folgen. Am Schluß des ersten Vortrages aber sprach Steffens seine Zuhörer folgendermaßen an: „Meine Herren, ich sollte um elf Uhr einen zweiten Vortrag halten, ich werde die Zeit aber benutzen, um über einen Gegenstand mit Ihnen zu sprechen, der wichtiger ist. Der Aufruf Sr. Majestät au die Jugend, sich freiwillig zu bewaffnen, ist erschienen, oder wird noch heute an Sie ergehen. Dieser wird Gegenstand meiner Rede sein. Machen Sie meinen Entschluß allenthalben bekannt. Ob die übrigen Vorträge in dieser Stunde versäumt werden, ist gleichgültig. Ich erwarte so Viele, als der Raum zu fassen vermag!"

In der Stadt herrschte eine ungeheure Bewegung und unter der heftigsten Aufregung drängte sich die Menge um die angegebene Stunde nach Steffens Hörsaale. „Ich hatte diese zwei Stunden (vor 11 Uhr) – heißt es in den erwähnten Memoiren – in einem seltsamen Zustande zugebracht; was ich sagen wollte, regte mein ganzes innerstes Dasein auf; ich sollte jetzt und unter solchen Verhältnissen aussprechen, was fünf Jahre hindurch zentnerschwer aus meinem Gemüthe gelastet hatte; ich sollte der Erste sein, der nun öffentlich laut aussprach, wie jetzt der Rettungstag von Deutschland, ja von ganz Europa da war; die innere Bewegung war grenzenlos. Vergebens suchte ich Ordnung in meine Gedanken zu bringen, aber Geister schienen mir zuzuflüstern, mir Beistand zu versprechen, ich sehnte mich nach dem Ende dieser quälenden Einsamkeit; nur ein Gedanke trat vorherrschend hervor: Wie oft hast du dich beklagt, sagte ich mir, daß du hier in diese Ecke von Deutschland hingeschleudert windest: und sie ist jetzt der Alles ergreifende, begeisternde Mittelpunkt geworden; hier fängt eine neue Epoche in der Geschichte an, und was diese wogende Menschenmenge bewegt, darfst du aussprechen. Thränen stürzten mir aus den Augen, ich fiel auf die Kniee, ein Gebet beruhigte mich. So trat ich unter die Menge und bestieg mein Katheder. Was ich sprach, ich weiß es nicht, selbst wenn man mich nach dem Schlusse der Rede gefragt hätte, ich würde keine Rechenschaft davon ablegen können. Es war das drückende Gefühl unglücklich verlebter Jahre, welches jetzt Worte fand; es war das warme Gefühl der zusammengepreßten Menge, welches auf meiner Zunge ruhte."

Und die erste öffentliche Kriegserklärung gegen Frankreich – fügen wir hinzu. Denn kaum war das Gerücht von dieser Rede verbreitet, als der französische Gesandte zum Staatskanzler eilte: „Sagen Sie mir, was das zu bedeuten hat? Wir glauben mit Ihnen in Frieden zu leben, ja, wir betrachten Sie als unsere Bundesgenossen und nun wagt es ein Universitätslehrer, unter den Augen des Königs uns den Krieg zu erklären?" – Hardenberg[187] antwortete dem Gesandten: „Die Gesinnung des Volkes, der Jugend, kann Ihnen kein Geheimniß sein; die Rede konnten wir nicht verhindern; daß sie gehalten wurde, erfuhren wir erst, als sie beendigt war. Der König desavouirt sie. Fordern Sie Genugthuung, sie soll Ihnen werden. Aber wir dürfen Ihnen nicht verheimlichen, daß ein jeder Schritt gegen den übereilten Redner ihn in einen Märtyrer verwandeln und eine Bewegung erregen wird, die uns in große Verlegenheit setzen würde und die wir schwerlich zu hemmen vermögen."

Dem „übereilten Redner" geschah nichts zu Leide. Bei der ersten Begegnung mit Scharnhorst rief ihm dieser vielmehr in tiefster Bewegung zu: „Steffens, ich wünsche Ihnen Glück! Sie wissen nicht, was Sie gethan haben!" Einige Tage später (16. Februar) erhielt der muthige Professor folgendes königliche Schreiben:

„Ich bezeuge Ihnen mein ganzes Wohlwollen darüber, daß Sie nicht nur die Zuhörer Ihrer Vorlesungen bei der Universität ermuntert haben, sich jetzt der Beschützung des Vaterlandes gegen die äußere

[187] Der preuß. Außenminister und Staatskanzler Carl August von Hardenberg (1750–1822).

Gefahr zu widmen, sondern sich selbst noch diesem rühmlichen Zwecke hingeben. (Steffens hatte den Eintritt in die Schaar der Freiwilligen nachgesucht.) Zudem ich Sie zu diesem Ende von Ihrem gegenwärtigen Amte bis dahin beurlaube, daß die Umstände Ihnen gestatten, dasselbe wieder anzutreten, wünsche ich aufrichtig, daß das Beispiel, mit welchem Sie den Jünglingen in der ernstesten Ausübung der Pflichten für's Vaterland vorangehen wollen, wirksam beitragen möge, sie zur freudigen Erfüllung derselben anzufeuern."

In welchem Maße aber dieses Beispiel auf die Jünglinge gewirkt hat, ergibt sich zur Genüge aus der einfachen statistischen Notiz, daß von den 351 Studenten, welche sich zu Anfang des Jahres 1813 an der Breslauer Universität befanden, nur 119 an derselben zurückblieben.

Im September 1815 belief sich die Zahl der Studirenden wieder auf 236 und sie steigerte sich bis zum Jahre 1830 auf mehr als tausend. Im Jubeljahre 1861 zählte die Universität 775 Studirende. Die Jubelfeier selbst wurde vom 1. bis 6. August des gedachten Jahres begangen, und sie gehört unstreitig zu den denkwürdigsten Tagen von Breslau und ganz Schlesien.

Noch ein paar Worte über das Gebäude. Dasselbe gewährt namentlich von der Oderseite einen überaus imposanten Anblick. In alten Zeiten stand hier die Kaiserburg, daher auch das Thor unter der Universität den Namen „Kaiserthor" führt. Von den Jesuiten 1736 vollendet, zeigt es den Jesuitenstyl in seiner ganzen Blüthe, eine Fundgrube des üppigsten Rococo. Berühmt wegen ihrer Fresken ist die *Aula Leopoldina*, welche die ganze Breite des Gebäudes (120 Fuß) einnimmt und als Disputations- und Promotionssaal, zuweilen auch zu Konzerten benutzt wird.

Bis zum Jahre 1800 blieb das Gebäude im Besitz der Jesuiten. Bei der damals auf königlichen Befehl vorgenommenen Reform fiel es sammt dem Korporationsvermögen dem Staate zu. Im Jahre 1773 war dieser Wohnsitz der Jesuiten von dem protestantischen Könige gegen den Papst in Schutz genommen. Friedrich der Große hatte das Aufhebungsbreve des Papstes Clemens XIV.[188] gegen die Jesuiten in Breslau nicht bekannt machen lassen, sie vielmehr in ihren Rechten geschützt, so daß Voltaire[189] dem König ziemlich ironisch sehreiben konnte: „*Vous voilà général des jésuites après avoir été général de l'armée.*"[190]

Und wie ernst es Friedrich dem Großen mit seinem den Jesuiten gewährten Schutze war, das bezeugte noch in dem Jahre 1803 der Kanzler der *Leopoldina*, Anton Gottfried Steiner[191] laut und öffentlich mit dem Geständniß: „Er hat sein königliches Wort erfüllt!"

Max Kurnik.[192]

---

[188] Clemens XIV. (eigentl. Giovanni Vincenzo Antonio Ganganelli; 1705–1774), seit 19. Mai 1769 Papst; am 21. Juli 1773 hatte er mit dem Breve (also nicht in einer Päpstlichen Bulle, sondern mittels untergeordneter Rechtsform „per Brief") „Dominus ac redemptor noster" die Aufhebung des Jesuitenordens angeordnet.

[189] Der Philosoph Voltaire (eigentl. François-Marie Arouet; 1694–1778).

[190] Frz., „Jetzt sind Sie vom Armeegeneral zum Jesuitengeneral avanciert".

[191] Anton Gottfried Steiner (1749–1819), von 1796 bis 1812 Professor für katholische Theologe an der Leopoldina Breslau und bis 1811 deren letzter Kanzler.

[192] Max Kurnik (1819–1881), ein linksliberaler Breslauer Journalist.


P. Ahrens gez.
Die UNIVERSITÄT in BRESLAU
Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 87-96.

DCXXXII. Sitten[193] in Wallis in der Schweiz.

Das Recht ist die Mutter der Demokratie und die Humanität soll ihre Führerin seyn. Die Demokratie soll machen, daß es überall recht in der Welt zugehe, und daß die Gerechtigkeit über die Ungerechtigkeit triumphire. In diesem einen höchsten Zweck fließen alle andern zusammen, und kein anderer soll verfolgt werden, der diesem widerspreche. Alle wahren Freunde der Freiheit sind darüber einig, alle arbeiten auf diesen Endzwecklos, und sie bedürfen dazu weder der Verabredung, noch propagandischer Künste. Ohne sich einander zu kennen, ohne andere Satzungen, als die, welcher jeder vom Vorurtheil und der Selbstsucht befreite, vernünftige und denkfähige Mensch in der Brust trägt, ohne anderes Statut, als die allgemeinen Sittengesetze, bilden sie doch eine feste Gemeinschaft. Wo die Sonne der Vernunft die Herzen erwärmt, wo ihr Lichtstrahl in die Seelennacht der Menschen dringt, da ist ihr Reich, da wirkt sie, da schlägt sie ihren Lehrstuhl auf, da sendet sie ihre Heerschaaren hin, da streitet sie, abwehrend oder angreifend, für des Rechtes Sieg, Welteroberung und Weltherrschaft. Dieser Bund, diese Vereinigung aller wahren Freunde der Freiheit zur gemeinschaftlichen Förderung ihres Hauptzwecks, des Triumphs des Rechts über das Unrecht auf der Erde, soll ihren beständigen Ausdruck finden, und jeder Mensch, der die Freiheit um ihrer selbst willen liebt, ist ein Mitglied dieser Gemeinde, deren Macht und Gewalt wie eine Lawine wächst, je weiter sie fortrollt. „Das Gute soll herrschen über das Böse, das Reich des Rechts soll kommen auf Erden!" erschallt's in ihrem Tempel; und ihr Tempel ist die Welt, und. Jeder kann in demselben ein Priester seyn. In der wahren Demokratie ist kein Streit, kein Zwiespalt. Es ist die Fahne der Gerechtigkeit, die Alle um sich versammelt; eine Farbe hat sie, wie sie ein Streben hat: Freiheit für Alle und durch die Freiheit Aller Recht und Aller Glück. – Sie hat etwas Kirchliches an sich, – das gesteht sie offen. Sie hält sich für die Alleinseligmachende, sie ist fest überzeugt, daß außer ihr für die Völker kein Heil zu finden ist. Wie ein religiöser Glaube strebt sie nach Bekehrung Andersdenkender; doch will sie nimmer der Freiheit der Meinung Gewalt anthun, und noch weniger die verfolgen oder hassen, welche eine andere Ueberzeugung haben oder bekennen. Wenn sie alle Menschen unter ihrer Fahne zu schaaren wünscht, so geschieht es immer nur um des Einen willen: „Für das ewige Recht."

Dafür und dafür allein ist ihr Streiten, dafür allein erhebt sie ihr begeistertes Wort, und wenn es seyn muß, Arm und Schwert. Dahin allein zielen ihre Lehren. Dafür allein trägt sie das Kreuz; dafür allein nimmt sie das Märtyrerthum; dafür allein darf sie die Gott-Menschen aller Zeiten als Zeugen auf rufen: Sokrates[194], Confuzius[195], Zoroaster[196], Plato[197], Christus.

Ich sagte, das Licht der Vernunft ist der Demokratie zu ihrem Gedeihen nöthig. Ich hätte **unentbehrlich** sagen sollen! Wie wir ohne Vernunft weder Wahrheit von Irrthum, Recht von Unrecht, Tugend von Laster, Stimme Gottes von tollem Wahnruf unterscheiden können, – wie wir ohne sie das Spielzeug unserer Leidenschaften und Gefühle und jedes Betrügers und jedes Verführers sind: so ist auch die Demokratie wie ein steuerloses Schiff im Sturm auf dem uferlosen Meere, wenn sie nicht all ihr Dichten und Trachten, Meinen und Glauben mit den Vernunftgesetzen in Einklang bringt,

---

[193] Lat. Sedunum; frz. Sion.

[194] Sokrates (griech. Σωκράτης, Sōkrátēs; 469–399 v. Chr.).

[195] Siehe hierzu S. 40, Anm. 101.

[196] Der pers. Religionsstifter Zarathustra (avest. Zaraθuštra, griech. Ζωροάστρης, Zōroástrēs; pers. زَردُشت, Zardošt; kurd. Zerdeşt; ca. 1000 v. Chr.).

[197] Platon (griech. Πλάτων, Plátōn; 428/427–348/347 v. Chr.).

wenn sie nicht Alles verwirft, was mit den Grundsätzen der Moral streitet; wenn sie nicht mißtrauisch ist gegen alle Lehren, die nur auf das dunkle Gefühl wirken sollen, deutliche Begriffe nicht zulassen, oder sich der kaltblütigen Prüfung und Untersuchung entziehen. Der ächte Demokrat weist Alles zurück, was sich in Nebel, in Geheimniß und Ausschließlichkeit hüllt; er verdammt Alles, was die Vernunft verdächtigen will, oder ihren Gesetzen widerstreitet. Die wahre Demokratie will die vernünftige Selbsterkenntniß und deren Consequenzen in Staat und Gesellschaft für die gesammte Menschheit erstreben. Sie will, daß der Mensch überall auf der Erde sich seiner Würde und seines Rechts vollbewußt werde, sie will als einen Ausfluß seines Menschenrechts die Freiheit, sie will, daß die Völker mit freier Selbstbestimmung und selbstherrlich die Wege des Gesetzes wandeln; sie will, daß sie durch Tugend, Humanität und Brüderlichkeit veredelt werden zu jenem erreichbaren Zustand von Glückseligkeit, den jeder Mensch einmal im Leben – als Kind – geahnet hat. Das Wohlseyn aller in der Gesellschaft vereinigten Menschen ist dem ächten Demokraten das unveränderliche Ziel seines Staats und das Ideal, das ihm unablässig vor Augen schwebt. Aus dem Chaos verworrener Vorstellungen und Begriffe tritt ihm dieses Ideal klar vor's Auge. Es gibt ihm die leitenden, unabänderlichen Grundregeln seines Verhaltens, es wird die vornehmste Triebfeder seines Wollens; es wird das Ziel seines Thuns; es wird der Grund, den er stets voraussetzt, wenn er sich dem Streben Anderer anschließt; ihm ist's der Preis und der Zweck aller Gesetzgebung, aller Führung in seinem Staate. Nur was vernünftig und recht ist, nennt er gut, und indem er für alle Völker die Entwickelung des Rechtsstaats fordert und die Beförderung dieser Entwickelung hinstellt als der Gesellschaft oberste Pflicht, **will er Herstellung der Harmonie des Menschen mit der Gottheit.**

Ist auch dieß Ziel ein noch in unabsehbarer Ferne stehendes, weiß er auch, daß bis dahin noch der Staub mancher Generationen verwehen wird, – so hindert es ihn doch nicht in seinem Eifer. Er strebt dar nach hin, obschon er weiß, weder er, noch seine Kindeskinder werden das Ideal ganz verwirklicht sehen, welches seine Seele erfüllt. Er fühlt sich schon in dem Gedanken für alle Mühen, Gefahren und Opfer belohnt, – daß er einen Stein legen kann zu dem Bau der Menschenbeglückung, und Etwas, sey es auch noch so wenig, beitragen darf, die Periode zu verkürzen, welche die Vollendung verlangt. – Ja, meine Freunde, die Ihr mich immer verstanden habt und in dem Geiste wirkt, der durch dieses Buch zu Euch redet, – Ihr werdet nicht müde werden und nie darnach fragen, ob Euer Wirken Früchte bringe heute oder morgen.

Wie es auch werde mit uns: – das ernste Streben genügt schon;
Denn auf der Erde steht nichts so hoch, als der entschlossene Wille,
Welcher im Bruder die Kräfte erweckt und die göttliche Würde,
Und ihn hebt zu des Rechts ungetrübtem Bewußtseyn.
Lasset nicht nach, Ihr Lieben! und rüttelt beständig
An den umnachteten Schläfern, und macht sie zu Menschen.
Lohn und Lorbeer verheißt man uns nicht; doch rechnet die Gottheit
Ehrlichen Streit für das Recht stets als unsterbliche That.[198]

Und nun zu unserm Bildchen!

Die Rhone, unter den Alpen-Töchtern des ewigen Eises die wildeste, durchläuft von ihrer Wiege bis zu ihrer Einmündung in den Genfersee eine Entfernung von 38 Stunden. Mit unbegreiflicher Kraft hat sie sich ein tiefes Thal durch das höchste Gebirge des Welttheils gerissen. In unzähligen Rinnsalen, welche bald dunkle Schluchten, bald lichte Nebenthäler bilden, stürzen, auf beiden Seiten, von Gletschern und Schneefirnen die kleineren Gewässer herab, um sich mit jener zu vereinigen. Die Breite des Rhonethals erreicht nirgends eine volle Meile[199]. Seine Wände sind steil; der Hirtenstab trat fast allwärts an die Stelle des Spatens. Mehr als 8000 Sennhütten sind hingestreut über die grünen Matten, und die

[198] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[199] Hier ist sicherlich die geogr. Meile zu 7,4204 km bzw. die preußische zu 7,5325 km gemeint.

Glocken der Heerden beleben die Einöde des Gebirgs bis an den Rand der Gletscher, bis zu den Feldern des ewigen Schnees. Im Thale wälzt sich der Strom mit furchtbarem Tosen zwischen den zerrissenen Felsufern schäumend hinab und einzelne Schuttkegel und Bergtrümmer erheben sich da und dort aus dem Boden als Verheerungszeugen vergangener Zeit. Menschen sind mit ihren Städten, Dörfern und Weilern vor den unbändigen Wassern auf die höhern Thalränder geflüchtet, oder auf die Terrassen der Vorberge, oder in den Schooß der tiefern Alpenwelt. Wie auf den Felsenhäuptern des Rheinthals zwischen Mainz und Koblenz, so haben auch hier die Ritter und Pfaffen des Mittelalters die Felszinnen mit dem grauen Gemäuer von Burgen, Schlössern und Klöstern gekrönt: – wohl ein halbes Hundert zählt man in dem Hauptthale allein, und manchem, das zwischen Himmel und Erde auf jetzt unersteiglichen Klippen hängt, gibt die Tradition den Bösen zum Baumeister, und die Sage bevölkert es mit Gnomen und Geistern. Das ganze Thal hat eigentlich das Ansehen einer landschaftlichen Ruine, welche aber von der Natur auf's reichste geschmückt wurde. In keinem Theile der Schweiz ist die Flora so zahlreich und so mannichfaltig, und während zwischen den Klippen von Sitten in geschützten Lagen das zarte Granatbäumchen wild wächst und die südliche Kaktus klettert, wandelt man weiter oben unter den Gesträuchen und Blumen Islands.

So ist das Wallis, und wie das Land ist auch die nur etwa 20,000 Familien starke Bevölkerung; – sie ist eine Trümmerwelt. Noch hat kein Forscher die Völker aufgezählt, deren Ueberbleibsel in den Thälern und Schluchten zerstreut sind seit grauer Vorzeit. Schon die Idiome stellen ein langes Verzeichniß auf: Gälen, Araber, Hunnen, Gallier, Germanen, Römer, Gothen und Vandalen. Noch hat auch Niemand die Grenzen des Landes fest bestimmt, und die Linien, welche die Karten als solche angeben, hat noch kein Mensch gemessen. Der Flächenraum des Staats ist unbekannt; denn wer kann die Marken stecken auf den Gletschern und Firnen und topographische Aufnahmen bewerkstelligen auf unersteiglichen Eiswüsten, die nur der Adler kennt, oder in den Felsöden, wo der Bär, vor den Nachstellungen des kühnsten Jägers sicher, haußt? Nur da sind die Grenzen bekannt und festgestellt, wo Straßenzüge über den Nacken der Hochgebirge laufen, oder wo Alpendörfer, welche die größere Hälfte des Jahrs in Schnee begraben liegen, ihrem Vieh zwischen den Zinken und Berggräthen Sommerweide suchen müssen.

Staatlich ist Wallis in das obere und untere geschieden, und jedes theilt sich wieder in „Centen", d. h. in kleine, selbstherrliche, verbündete Republiken, die, unter selbstgewählten Obrigkeiten, selbstgegebenen Gesetzen gehorchen. Das Land ist also eine Föderativrepublik, die als Kanton zum Schweizerbunde gehört. Im obern Wallis wiegt das deutsche Volkselement über; in dem untern das gälische und romanische, mit dem arabischen und hunnischen bald mehr oder weniger stark versetzt; denn sowohl von den Heeren des Attila, als auch von den Sarazenen[200] (Arabern), welche im achten Jahrhundert die alte römische Welt vollends verwüsteten, blieben versprengte Schaaren zwischen den Bergen in Wallis sitzen. Von einer Nationalphysiognomie kann unter solchen Verhältnissen nicht wohl die Rede seyn. Das Volk ist, wie alle Mischlinge kaukasischer und mongolischer Raçe, häßlich, und die ungeschlachte Tracht hilft den widrigen Eindruck vergrößern, den die bigotten Gesichter hervorbringen. Die Männer tragen Jacken, Westen und Kurzhosen von grobem, schwarzem oder dunkelbraunem Tuch; die unzierlichen Weiber von denselben Stoffen Röcke, Wämser und Schnürbrüste. Von der Sauberkeit der schweizer Landleute in den reformirten Kantonen ist keine Spur. Wie sie selbst, so sehen auch ihre Wohnungen aus. Unwissenheit, Schmutz und Armuth sind die Penaten[201]. Viele haben sogar ein verfallenes Ansehen. So lange dem walliser Hirten nicht der Regen aufs Bett träufelt, bessert er kein Dach und keine Wand. Selbst die Gemeindehäuser sind meist vernachlässigt. Diese entbehren jedoch nicht einen barbarischen Schmuck. Thüre und Wände sind nämlich mit den Klauen, Krallen und Bälgen von Luchsen, Bären, Wölfen, Adlern benagelt, ein Gebrauch, der sich bei

---

[200] Der Begriff Sarazenen (von lat. sar[r]acenus; wahrscheinl. über die arab. Bezeichnung شرقيون, šarqīyūn, „Menschen des Ostens" für die semitischen Bewohner Nordwest-Arabiens, von arab. شرقي, šarqī, „östlich") bezeichnete ursprüngl. einen im Nordwesten der arab. Halbinsel siedelnden Volksstamm. Mit der islamischen Expansion wurde der Begriff in lat. Quellen und im christl. Europa zur Sammelbezeichnung für die islamisierten Völker verwendet, die ab etwa 700 n. Chr. in den Mittelmeerraum eindrangen.

[201] Die Penaten (lat. Dii Penates) waren in der röm. Religion die Schutzgötter der Vorräte und gehörten zu den privaten Schutzgöttern eines Haushalts.

den Mongolen wiederfindet und die Herkunft verräth. Am traurigsten aber ist der Anblick jener Unglücklichen, in denen der Gottesfunke zu fehlen scheint und die auf den Grenzen der Menschheit und der Thierwelt irren: jener Allerärmsten, für welche der Himmel umsonst seinen Sternenmantel über die Erde breitet und die Natur ihre Herrlichkeit und ihre liebenden Arme öffnet: denn sie schauen hinan und stieren hinein ungerührt, und kein Gedanke und kein Engel läßt sich in ihr verödetes Herz nieder. Ich meine die Kretinen[202]. Das Wallis ist ihr Vaterland. Auf hundert Einwohner rechnet man wenigstens einen dieser Pariahs[203] der Schöpfung. Tage-, ja Wochenlang sitzen sie an einem Fleck, angethan in Lumpen, mit gesenktem Haupte und den unförmlichen Kröpfen, lebend von den Brocken, welche ihnen die Vorübergehenden reichen. Viele sind sprachlos; Viele blöcken mit den vorbeiziehenden Rinderheerden; denn die meisten haben die menschlichen Töne ganz verloren, und gleichwie eine geborstene Glocke verletzt jeder ihrer Laute das Ohr, und jeder Blick auf die Jammergestalten zerreißt Einem das Herz. Warum – so möchte man ausrufen – sind sie auf der Erde? Engel des Todes, komm' herab und erlöse die Jammerwesen und schließe ihre thränenleeren, rothen Augen! –

Sitten ist die Hauptstadt des ganzen Walliser Landes. Eine schönere Lage ist kaum zu denken. Um zwei isolirte Felsen, welche fast senkrecht aus der Thalebene 4–500 Fuß hoch aufschießen und von welchen Burgtrümmer und Klostergebäude herabschauen, gruppiren sich die Häuser des Städtchens, dessen neues, freundliches Ansehen um so mehr erquickt, je weniger man ein solches in Wallis sucht. Sitten brannte vor ungefähr 60 Jahren[204] fast ganz nieder und wurde seitdem schöner aufgebaut. Das Städtchen ist nicht ohne Wohlstand. Als Kreuzpunkt mehrer Straßen und Saumwege, welche thalab- und thalaufwärts, nach Piemont und nach Deutschland und zu den Bergpässen über die Scheidewand der Hochalpen zwischen Wallis und Italien führen, hat es einen Speditions- und Zwischenhandel, der im Sommer Alles belebt und beschäftigt. Es ist ein eigener Anblick in dieser Zeit, Abends die langen Züge schwerbeladener Maulthiere, eins dem andern folgend und von wenigen Führern begleitet, die steilen Gebirgswege herab dem Städtchen zuschreiten zu sehen, oder den wandernden Handwerksburschen mit seinem Knotenstocke, der, aus der todtenstillen Eiswelt kommend, in Sitten zum ersten Male den warmen Odem Italiens fühlt und die Vegetation Hesperiens[205] schaut. Die Gärten und Felder umher sind sehr fruchtbar, auf allen Hügeln rankt die Rebe, von allen Höhen winken Fruchtbäume. Dazu die Zauberspiele des Lichts, die mit jeder Tageszeit wechseln, die Blicke in die Gebirgswelt, auf die braußenden Gletscherbäche der Nebenthäler, oder auf stürzende Kaskaden, und in der Ferne auf die Riesen der Alpen, auf die Dome, Gräten, Zacken und Hörner, welche hinter den Wolken herüber schauen, wie Angehörige einer andern Welt. –

Sitten ist der Sitz eines Bischofs, der sich ehedem des heiligen römischen Reichs Fürst, Graf und Präfekt von Wallis nannte, und nicht nur geistliche, sondern auch weltliche Gerichtsbarkeit über alle Völkerschaften des Gebirgs übte. Seine Titel sind mit dem Reich verschwunden und sein fürstliches Schwert ist zerbrochen; aber seines Krummstabs Herrschaft über die Menschen ist darum nicht schwächer geworden. Noch heute gilt die Stimme des Bischofs im allgemeinen Landrath der Föderativrepublik so viel als die Stimme jedes einzelnen Cents; aber weit wirksamer noch ist sein Einfluß auf die Bevölkerung durch eine wohlorganisirte Hierarchie, die, enggeschlossen und streng gegliedert, die Gewissen beherrscht und alle Lebensverhältnisse der Einzelnen, wie die des Staates, überwacht und leitet. Außer der zahlreichen Klostergeistlichkeit sind 112 Pfarrer unablässig bemüht, die Pfaffengewalt aufrecht zu erhalten und auszudehnen, und jeder Cent ist noch durch einen besondern bischöflichen Statt-

---

[202] Als Kretinismus (abgeleitet von frz. crétin, möglicherweise von lat. crista, „Auswuchs, Erhebung", bezogen auf den menschlichen Kropf) oder angeborenes Jodmangelsyndrom wird das durch eine unzureichende Wirkung von Schilddrüsenhormonen und Jodmangel verursachte Vollbild der Kropfbildung bezeichnet; hier wohl auch, wie damals durchaus üblich, im Sinne von Schwachsinn gemeint.

[203] Paria, ein der niedersten oder gar keiner Kaste angehörender Inder; der Begriff leitet sich vom tamil. Paraiyar (Tamil பறையர், paṟaiyar, „Paria"), einer Bezeichnung für eine untere Kastengruppe in den südindischen Bundesstaaten Tamil Nadu und Kerala ab.

[204] Am 24. Mai 1788.

[205] Hesperien (griech. ἑσπέρα, hespéra, Westen), in der antiken Literatur ein westl. gelegenes Land, meist mit dem heutigen Italien in Verbindung gebracht, gelegentlich auch mit Hispanien; der Begriff leitet sich ursprüngl. von Hesperos (griech. Ἕσπερος), dem Abendstern, ab.

halter, einen „Supervigilanten“, beaufsichtigt. In Wallis wird recht sichtbar, daß republikanische Institutionen, wenn sie nicht von der Volksbildung getragen werden, am wenigsten Schutz gewähren gegen die Tyrannei der Kirche, welche mit dem öffentlichen Leben zugleich das Familienleben in eiserne Fesseln schlägt. Das Ansehen der weltlichen Beamten in einem Volksstaate beruht auf der oft unsichern Autorität und der nicht selten schwankenden Auslegung der Gesetze und des Herkommens; beziehungsweise auch auf den wandelbaren, materiellen Interessen der Bürger. Der Beamte selbst ist das Geschöpf der Volkswahl; er ist Diener des Volks; die höchsten Aemter sind in der Regel nur auf wenige Jahre verliehen, und da er nach der Amtszeit wieder in den Stand des einfachen Bürgers zurücktritt, so betrachtet ihn auch jeder Bürger, trotz der Magistrats würde, die ihn kleidet, als seines Gleichen.

Nicht also der Priester. Er ist unabhängig in der bürgerlichen Gesellschaft, als Diener und Geweiheter einer fremden und höhern Gewalt, mit deren Geheimnissen er vertraut ist. Die Interessen, welche die Volksmenge an ihn knüpfen, sind die feierlichsten der Menschheit, Erwartungen von Ewigkeit, Strafen u. Belohnungen nach dem Tode. Die Stimme der Kirche tönt weit über das Grab hinaus; der bürgerliche Gesetzgeber, der Richter und Regent, straft nur den Leib; er berührt nur das Haus und das äußere Gut. Der Priester hingegen ergreift das innere geheime Leben seiner Gläubigen; Furcht und Schrecken, Hoffnung und Freude kommen und verschwinden auf seinen Wink. Der einzige Zerstörer der priesterlichen Macht in einem solchen Gemeinwesen, wo kein Monarch mit seinen Satelliten die Prärogative der Alleinherrschaft, der Kirche gegenüber, mit Eifersucht wahrt, ist die Aufklärung, die Volksbildung. Gelingt es ihr, diese fern zu halten aus den Köpfen und den Herzen, weiß sie das Volk so zu leiten, daß in die Nacht seiner Unwissenheit kein Strahl fällt und der blinde Glaube in allen Begegnissen des Lebens die entscheidende Stimme behält: dann ist der priesterliche Absolutismus gesichert. Der Staatsmann, wie der Vorsteher des kleinsten Dorfs, unterwirft sich der nicht im Namen des Priesterthums, sondern im Namen Gottes und seiner Heiligen geübten Herrschaft; und geschieht dieß nicht aus religiöser Ehrfurcht, so wird es aus Weltklugheit geschehen. Denn wer in einem solchen Staate mit der Geistlichkeit bricht, von dem weicht das frommgläubige Volk wie von einem Verworfenen. „Religionsgefahr ist bei verblendeten Völkern, wo die Priestergewalt die weltliche beherrscht, immer eine weit furchtbarere Drohung, als – Vaterlandsgefahr.“[206]

Mehre von den kleinen katholischen Kantonen der Schweiz sind republikanische Theokratien, in welchen sich die priesterliche Hoheit zwischen aristokratischen und demokratischen Elementen, beide durchwuchernd, und beide überwuchernd, empordrängt. – Weltliche Obrigkeit, ohne Beistimmung der geistlichen, ist dort machtlos. Die eine wie die andere sind sich dieses Verhältnisses bewußt; aber der Clerus, mit schlauer Bescheidenheit, gesteht nur ein, daß die Kirche neben dem Staate, nicht über ihm sey; und die weltlichen Magistrate fühlen sich durch dieß Zugeständniß, wenn auch nicht geschmeichelt, doch befriedigt. Mit gleicher Eifersucht, wie die politische Regierung den Grenzumfang des Landes gegen die Nachbarstaaten hütet, über wacht die priesterliche Grund und Boden ihres geistlichen Gebiets gegen weltliche Eingriffe. Dieser Boden, auf welchem ihre Macht ruht und aus dem sie erwächst, ist die – Unwissenheit und Verdummung des Volks. Darum behält die Priesterschaft für sich die Besorgung des öffentlichen Unterrichts und Leitung des Schulwesens **überall**, wo sie Macht hat oder Einfluß genug, dieß zu erlangen. **Sie** will für den Geist des großen Haufens **niemals** Erleuchtung, die zum Selbstdenken führt. Denn so wie das Volk **denkt**, würde auch des Priesters Vormundschaft **enden** und des **Pfaffentrugs** künstliches Gebäude verschwinden, wie Nebel vor dem Sonnenlicht. –

Und so ist auch das Volk von Wallis in der Seelennacht stets befangen geblieben, welche seine Priester hüten, und im Gefolge seiner tiefen Unwissenheit und Geistesarmuth geht neben der Anhänglichkeit an das Alte und der eifrigen Uebung des religiösen Aberglaubens die Dürftigkeit. – In einem solchen Lande darf man begreiflicherweise keine Industrie, keine Manufakturen suchen. Gewerbfleiß weckt das Nachdenken, und daß die Denkkraft ewig schlummernd erhalten werde, **das** ist in der Hierarchie sorgfältiges Augenmerk. Das Pfaffenthum bleibt überall und ewig eins und dasselbe. Da

[206] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

ist kein Schwanken, kein Aendern in den Grundsätzen, kein Abweichen von dem Wege der Uebung. Sein ganzes Wesen ist Consequenz – und ob es der Sonne opfert, oder den Schiwa[207] anruft, oder zum Christus betet oder zum Mohammed: – es bleibt immer das Nämliche im Streben und Handeln; die Gesetze, denen es folgt, sind so unwandelbar, wie die, welche die Welten in ihren Bahnen halten.

Offen bekenne ich's: lieber einen Tisch voll Kronen, als einen Hochaltar voll Jesuiten[208]. Aus Pfaffenmund klingt mir die Lehre Jesus Christus wie eine Lästerung Gottes, und mein weiches Herz verstockt vor dem Worte der Liebe. Wo ich einen Pfaffen beten sehe, da könnte ich – fluchen.

Fürsten-Despotismus ist ein entsetzliches Uebel; aber die Pfaffen-Tyrannei ist das zehnmal ärgere. Was die Alleinherrschaft in ihrer Ausartung Böses verübt hat von Anbeginn, was die tausend und aber tausend Despoten, welche ihr Schoos geboren, an Menschenglück zerstört und an Menschenelend geschaffen haben; – all die Felder, wo sie die Völker schlachteten, all die Kerker, wo sie die Unschuld marterten, all die Schafotte und die Brigittenauen[209], wo sie die Männer des Rechts würgten, all die Einrichtungen, durch die sie die Volksarbeit um ihre Früchte betrogen und die Bürger um ihre Freiheit: – all diese Last von Sünde, Unrecht und Unthat reicht doch nach Maaß und Gehalt nicht hinan zu dem Berge der Schuld, der, seit die verfluchteste der Mütter den ersten Pfaffen geboren, mit jedem Tage höher wächst. Schwerer, als durch die Geißel der weltlichen Gewalt, werden selbst in unserm kulturstolzen Europa noch Völker von der Geißel der geistlichen Herrschaft geschlagen. Der Tyrann, welcher eine Krone trägt, wird sich begnügen, den Menschen ihr irdisches Glück zu nehmen, ihr irdisches Recht zu zertreten, ihre irdische Freiheit zu rauben, ihre irdischen Güter zu erpressen. Die Pfaffengewalt thut dieß gleichfalls; sie bezieht die Steuern von ihren Gläubigen zwar nicht nach Heberegistern: aber sie kollektirt sie dennoch; sie hat einen unermeßlichen Grundbesitz an sich gerissen; sie zehntet die Früchte des Fleißes und des Bodens; sie macht die Trauer wie die Freude zu Goldquellen für sich, die ewig fließen; ja sie weiß sogar die Furcht und Hoffnung jenseits des Grabes noch zu Erpressungen zu nützen. Man hat den Volksverlust an irdischem Gut durch die Priesterschaft in Zahlen gebracht. Sie beträgt für Europa allein jährlich an 2000 Millionen Gulden[210]: – eine ungeheuere Summe, groß genug, um das Elend und die Armuth aus dem ganzen Welttheil zu verbannen. –

Wäre **der** Verlust der einzige! Aber er ist nur ein Tropfen aus dem vollen Eimer.

Die Sünden und Verbrechen weltlicher Despoten schrumpfen zusammen neben denen der Pfaffen, und die starken Werkzeuge jener sind schwach, verglichen mit denjenigen, welche diese zum Verderben der Menschheit gebrauchen. Was sind die Wirkungen verschwenderischer Höfe, dressirter Heere, eines alle Verhältnisse aus spähenden, überwachenden und gängelnden Beamtenthums gegen Das, was die Pfaffen mit der Ohrenbeichte vermögen, was sie anrichten mit ihren Irrlehren von Sündenvergebung, Ablaß, ewigen Strafen, Fegefeuer, priesterlicher Gewalt und Kraft der Reliquien und Heiligen? Ihr Ausspruch: „Nur der blinde Glaube macht selig!" – schleudert den Bann gegen die edelsten Kräfte der Seele und lehnt sich sogar gegen den allweisen und allgütigen Schöpfer selbst auf, weil er uns Vernunft und Denkkraft, als den Funken seines eigenen Wesens, gab. Das Pfaffenthum will dem Menschen die menschliche Freiheit selber rauben; es will dem Europäer nehmen, was selbst der Wilde hat, den unbeschränkten Gebrauch seiner geistigen Kräfte; es strebt mit eiserner Beharrlichkeit darnach, die Civilisation zu bekämpfen, die Völker herabzuziehen auf die Stufen der Thierwelt und ihr Menschliches im Sumpf des Aberglaubens und der Unwissenheit zu erstikken. Und nicht genug, die Völker um das Edelste des Erdenlebens zu betrügen, greift es auch

---

[207] Die hind. Gottheit Shiva (Sanskr. शिव, Śiva); er verkörpert in der hinduist. „Trinität" (Sanskrit त्रिमूर्ति, Trimūrti; „drei Formen") das Prinzip der Zerstörung.

[208] Das Narrativ der jesuitischen Weltverschwörung kam im prot. Deutschland kurz nach der Gründung des dezidiert gegenreformatorischen kath. Ordens im Jahre 1540 auf und hielt sich bis weit ins 20. Jhd. Nachhaltig verstärkt wurde diese Form des Anti-Jesuitismus durch eine 1614 in Krakau erschienene Fälschung von angeblich internen „Monita secreta / Geheime Ermahnungen", die der aus dem Orden ausgeschlossene Hieronymus Zahorowski (1582–1634) herausgeben hatte.

[209] Siehe hierzu S. 13, Anm. 23.

[210] Lat. florenus, daher auch Floren oder Florin, Abk. fl.; süddt. Währungseinheit; 1 fl. = 60 Kreuzer = 240 Pfennige; entspricht heute in etwa dem Wert von ca. 8 bis 9 €.

noch hinüber in die andere Welt, macht es die Hölle zum Vorhof des Himmels und hält dem armen, unwissenden Volk alle Schrecknisse vor, für welche der Pfaff schon das erste Fassungsvermögen des Kindes arglistig bearbeitet. Nicht zufrieden, dem gläubigen Volke die Freuden dieser Welt zu verkümmern, nimmt er auch die der nächsten in Beschlag und stellt ihm dafür den vollen Becher der Qualen und Seelenfoltern hin. – Wenn ein schlechter Fürst seinem Volke von bezahlten Dienern Dasjenige lehren läßt, was seiner Hab- und Herrschsucht frommt, so greift er damit doch blos das Irdische an; aber die Lehren, welche die Pfaffen geben, nehmen sogar dem Grabe seinen Trost, sie unterwühlen die Welt jenseits. Und wer sind ihre Gehülfen in diesem Streben? Schaut sie an und schaudert! Der Pfaff verleitet die Mutter, daß sie den Menschen mordet in ihrem eigenen Kinde, er verleitet den Vater, daß er die ersten zarten Keime der Seele vergiftet, und daß Beide die frühesten Vorstellungen ihrer Kinder mit den Bildern des Aberglaubens ausfüllen. Mutter, Amme, Vater, Wärterin, Alle werden zu Werkzeugen der pfäffischen Arglist, und sie arbeiten an dem finstern Werke derselben, ohne daß sie sich dessen bewußt sind. –

Unsere Zeit ist in der Erzeugung von Ungeheuerem fruchtbar. Sie hat den Despotismus geboren als Drachen mit sechs Häuptern: Autokratie, Junkerthum, Bourgeoisie, Bureaukratie, Soldateska und jenem Professorthum, durch welches die Intelligenz zur Magd der Unterdrückung herabsinkt. Damit aber das Thier der Apokalypse vollständig werde, fehlt ihm das siebente Haupt: Sie schickt sich an, es ihm aufzusetzen – das Allerscheußlichste. Der **Bund** der geistlichen und weltlichen Despotie soll das Unglück der Völker vollenden; aber – – da dreht sich die Welt, wie man Sie Hand umwendet – erschrocken schüttelt das schwarze tonsurirte Männchen die schwere Krone von dem Haupte, und Luzifer läßt Heiligenschein, Horn, Huf und Schwanz im Beichtstuhl liegen und fährt durchs Kirchenfenster von dannen!

„Was gibt’s?“

„„Es prasseln die Flammen aus dem Weltmeer und die Erde liegt im Kreißen. *Sauve qui peut!*[211]““ –

[211] Frz.: „Rette sich, wer kann!“



SITTEN
in der Schweiz

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 98f.

DCXXXIV. Bei Weißkirchen[212] im Banate.

Im südlichen Theile Ungarns macht die Donau die Landesgrenze auf einer Strecke von fast fünfzig deutschen Meilen[213]. Am linken Ufer breiten sich die schwachbevölkerten Sümpfe und Hügel des Banats aus; am rechten die schönen Landschaften des türkischen Serbiens mit den zahlreichen Städten und Vesten. Schon bei Semendria[214] hat die Donau alle großen Nebenströme aufgenommen, und nun wälzt sich jene in der Breite von 2000–4000 Fuß an der Neramündung[215] vorüber nach Orsova[216] und dem eisernen Thore[217] hin, wo sie den ungarischen Boden für immer verläßt. – Hier in den von serbischen Stämmen bewohnten südlichen Theilen des Banats war es, wo zuerst jener grausame Raçenkampf angezettelt wurde zwischen Slaven und Magyaren, welcher Gelegenheit gab, um die freiheitstolzeste Nation ins Joch zu schmieden, was Habsburg's Streben schon seit zwei Jahrhunderten gewesen war; und hier war es auch, wo Kossuth[218] (am 15. August 1849[219]) seinem verrathenen Vaterlande das letzte erschütternde Lebewohl zurief! –

Kossuth! Bleicher Held, die Gluth des Seelenschmerzes gab Deinen Worten Feuer; – Dein „Ade" war das größte Wort, das Du gesprochen. Deinem Seherauge war die Bahre des Vaterlandes die Wiege seiner einstigen Auferstehung. O, ihr Kleingläubigen, lernt von Kossuth, – und wenn die schwarzen Wetterwolken eure Hoffnungsfelder niederhageln, denkt der Sonne, die jene verbergen. – Kossuth's letztes Wort stehe hier zu seiner Ehre.

Vaterland, Heimath der Magyaren! Gott mit dem Land aller Leiden! Du, heiliger Boden! welche Gebete erhoben sich von dir zu dem Allmächtigen! welche Milliarden Thränen ergossen sich in deine Tiefe, um selbst der Hölle Hülfe anzurufen gegen deine Dränger! Und dennoch bist du ein Sklave geworden, und aus deinen Eingeweiden wird man eherne Ketten schmieden für deine Söhne!

Mein Gott! mein Gott! Wenn du dein Volk liebst, dem du den Sieg gabst in so vielen Schlachten: Erniedrige es nicht! Wenn das Schicksal mit blutigen Lettern das Wort Vernichtung an seine Stirn geschrieben hat, sey es vernichtet: aber, Herr Gott! Erniedrige es nicht! –

O Erde, Erde so lieb! Du sogst deiner Söhne Blut so viel ein, daß für dich kein Erbarmen mehr ist. Du zogst mit deinem Fette den Landesverräther[220] groß, und deshalb ist das Glück von dir gewichen! – Erde – du stürzest unter meinen Füßen. Nation – allertreueste Du! – du fielst von eigener Hand! Nicht die Waffen der heranstürmenden Feindesheere, nicht die von 14 Völkern gegen dich gerichteten Ge-

---

[212] Das 1717 gegründete und heute serb. Bela Crkva (Бела Црква, „Weißkirchen"; ungar. Fehértemplom, Weißkirchen; rumän. Biserica Albă, Weißkirchen)..

[213] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

[214] Smederevo (osman. سمندره, Semendire; serb. Смедерево; ungar. Szendrő; dt. Semendria).

[215] Die Nera (rumän./ungar. Néra; serb. Нера, Nera; osman. نيرا, Nīrā).

[216] Die rumän. Ortschaft Orșova (lat. Castrum Dierna; ungar. Orsova; osman. آدا قلعه, Ādā-Kalʿe; aus osman. آدا, ādā, „die Halbinsel" und قلعه, ḳalʿe, „die Burg, Festung", also frei übersetzt „Halbinselfestung"; dt. Orschowa; serb. Оршава, Oršava; bulg. Орсово, Orsovo; kroat. Rušava; Oršava; tschech. Oršava; poln. Orszawa).

[217] Das Eiserne Tor (osman. تيمرقپى, Tīmurḳapı; aus osman. تيمر, tīmur, „das Eisen", قپو, ḳapu, „das Tor", „eisernes Tor"; serb. Ђердап, Đerdap; rumän. Porțile de Fier; ungar. Vaskapu; bulgar. Железни врата, Železni vrata) ist ein Durchbruchstal an der Donau, zwischen den Serbischen Karpaten und dem Banater Gebirge, an der Grenze von Serbien und Rumänien, gelegen.

[218] Ludwig Kossuth (ungar. Kossuth Lajos; slowak. Ľudovít Košút; 1802–1894), der Anführer der ungar. Unabhängigkeitsbewegung.

[219] Siehe hierzu S. 44, Anm. 112.

[220] Siehe hierzu S. 147, Anm. 470.

schütze besiegten dich; nein! verrathen und verkauft wurdest du, mein Heimathland; es war dein Todesurtheil schon vorher gesprochen von Dem – o hätte ich doch lieber an Gottes Daseyn gezweifelt, als ihm vertraut! – der geschworen hatte, dich zu vertheidigen bis zum letzten Hauche seiner Seele. Er ward zum Landesverräther, – werthloses Erz war ihm theurer, als Gott und Vaterland! Dein Fluch verfolge ihn! Fluche, mein Volk, der Brust, die nicht versiegte, als sie ihm zum ersten Male Lebenskraft gereicht. –

Sterbe nun hin, mein Volk; aber sterbe, wie die Lilie stirbt, die im folgenden Lenze neue Blüthenstengel treibt! Dein Winter ist hereingebrochen – bete das Vaterunser des Todes; aber bete es hoffend! Der Winter geht vorüber und die Lilie blüht wieder!

Ich gehe von dir. Ich führe mit mir die Kleinodien, die du so treu bewahrt hast seit Jahrhunderten, und die du setztest auf Häupter, die eingriffen in Gottes Rechte: denn Gott sagt: Ich habe die Menschen zur Freiheit geschaffen.

Aber der langmüthige Gott weiß, was er thut. Verzage nicht! Sey treu in dem Glauben an Gott und an seinen Freiheitsengel.

Magyaren, seyd stolz! Um die „Rebellen“ zu beschwichtigen, mußten die Löwen Europas sich erheben.

Volk der Magyaren! Gottes, der da herrschet über alle Völker, Segen über dich! – Mein Volk! Glaube! Hoffe!

Und es hallt wider in allen Zonen:

Glaube! Hoffe!



Bey WEISSKIRCHEN im BANATE

(Neramündung)

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 103-112.

DCXXXVI. Königsberg in Preußen[221].

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht![222]

(Schiller)

Glaube an die Tugend ist Glaube an die Freiheit. Der edle Mensch glaubt fest an die Freiheit, weil er sich ihrer bewußt ist. Der Unedle kann nicht an sie glauben; denn er ist selbst unfrei, er ist Sklave seiner Begierden und Leidenschaften; er dient andern Göttern. Viele thun dieß mit Bewußtseyn, Viele auch, ohne es zu wissen. So wirft die feige, gedankenlose Menge sich heute nieder vor der Macht, die sie schlägt, und küßt ihr die Füße, und morgen ruft sie Hosiannah[223] der Zügellosigkeit und wähnt, die Freiheit anzubeten.

„Sie glaubt sich frei, wenn sie das Unrecht darf!" –

Freiheit, hehre Himmelstochter Du, wie die Gottheit selbst ehrwürdig, erhaben und ewig: Erleuchte mich, wenn ich von Dir zeuge! –

Die Welt der Freiheit trägt der Mensch in seinem Innern,
Die Tugend ist der Freiheit Mal und Zier;
Und wenn ein Volk die Freiheit sich errungen,
So ehrt es seine Pflichten für und für.
Ein freies Volk kennt nie ein andres Sollen
Als Rechtthun; es darf nie ein Andres wollen. –
Was führt ein Volk zur Freiheit? Ungerechter Druck!
Er drängt es in den Streit, aus welchem freier
Und siegender bei jedem Schritt
Die Kraft des Rechtes an das Taglicht tritt.
Ein langer Kampf verherrlicht nur die Feier
Des endlichen Triumphs: – drum Muth! Bald glänzen
Die Sterne neu, die Deutschlands Haupt umkränzen.[224]

---

[221] Seit 1946 Kaliningrad (russ. Калининград, Kaliningrád).

[222] Die 2. Strophe aus Friedrich von Schillers (1759–1805) 1797 entstandenem Gedicht „Worte des Glaubens", das erstmals veröffentlich wurde in „Musen-Almanach für das Jahr 1798. herausgegeben [sic!] von Schiller" (Tübingen: J. G. Cottasche Buchhandlung [1797]), S. 221f.; hier bes. S. 221.

[223] Hebr. הוֹשִׁיעָה נָּא, hôšîʿâ-nā, „Hilf doch!"

[224] Umdichtung Joseph Meyers, ausgehend vom „Sechsten Gesang" in Christoph August Tiedges (1752–1841) „Urania – […] Zweite verbesserte Auflage" (Halle: Rengersche Buchhandlung ²1805), S. 189ff.; hier bes. S. 190.

Wie es Gottesleugner gibt, so gibt es auch Freiheitsleugner: – gibt es doch Menschen, die Alles negiren, was sie nicht einrahmen können in ihre Vorstellungen und sich nicht dienstbar machen läßt den gemeinen Sinnen. Aber darum werden Gott, Freiheit und Tugend nicht wie leere Phantasien und Hirngespinste von der Erde verschwinden! Ob sie verleugnet werden von der Gemeinheit oder Narrheit: sie werden dennoch ewig die Leitsterne aller Menschenbildung seyn, eine höhere Begeisterung erwecken, als Ehren, Gold und Kronen, und mehr erfreuen, als alle Lust und alles Gut der Erde; sie werden das Losungswort bleiben für die Beglückung der Völker, und unter ihrer Fahne wird das Gute das Böse der Welt überwinden.

Durch die Freiheit allein fühlt sich der Mensch als Mensch. Durch sie allein ist Selbstachtung, Zuversicht, Wort und Glaube, ist Freundschaft und Treue möglich, worauf in der Gesellschaft Alles beruht. Aber der Mensch ist nicht frei, wenn er nicht selbstständig handelt; die Selbstregierung ist, wie im Volke, so im Individuum, das untrügliche Kennzeichen der Freiheit. Ein freier Mensch kann unmöglich an die Stelle des eigenen Willens, des eigenen Gewissens, der eigenen Vernunft eines Andern Willen, ein anderes Wahr- und Gutfinden setzen, dessen Ansehen höher, dessen Entscheidung zuverlässiger wäre. Der wahrhaft Freie weist jede Bevormundung von sich. Alles, was er thut, ausübt, hervorbringt, erzeugt er aus sich selbst; er kennt kein höheres Gesetz, als seinen eigenen, vernünftigen Willen; sein eigener Trieb bestimmt jede Richtung, die er einschlägt; sein eigener Geschmack, jede Form, die er schafft; sein ganzes Verhalten ist ein Ausfluß seiner Freiheit, und diese, des göttlichen Ursprungs sich bewußt, strebt unverwandt nach dem Einen, der Harmonie mit dem ewigen Sittengesetz.

Der gemeine Mensch, dessen Thun und Denken in der Sinnenwelt befangen ist, dessen Erdenleben keinen höhern Zweck kennt, als irdische Glückseligkeit und irdischen Besitz, Er kann den Werth der Freiheit freilich nicht begreifen. Ein solcher Erdensohn wird sich mit Bevormundung und Vielregierung, mit Unterdrückung und Knechtschaft immer befreunden. Willig dient er der absoluten Gewalt, schon weil er glaubt, daß sie das Bestehende am sichersten schütze. Er sucht im Staate nichts, als seinen Vortheil. Er will Ruhe um seines Erwerbs willen; Errungenes will er behalten und mehren; Vorzug will er erlangen; Macht über Andere will er erstreben, und wenn er sie hat, sie behaupten; er will ungestört seinem Vergnügen oder seiner Bequemlichkeit leben, er scheut jede Unruhe, wie jeden Schmerz. So gesinnt, entsetzt er sich vor dem Wesen der Freiheit überall; in sich selber wie in seinem Hause, in der Gemeinde wie im Staate; denn das Wesen der wahren Freiheit ist ja: zu bewältigen die gemeinen Begierden, bei allen Menschen das gleiche Recht vorauszusetzen, anzuerkennen und zur Geltung zu bringen, die Unterdrückung, die Ungerechtigkeit, die Bevorzugung, die Ausnahmstellung aus der Gesellschaft zu entfernen und jeden Anspruch auf Achtung zu verwerfen, der sich nicht auf persönliche Tugend oder auf nützliches, bürgerliches Wirken gründet; es spottet jeder Auszeichnung, die vom Reichthum, von der Geburt, vom Amt und andern äußern Zufälligkeiten begehrt wird, – kurz es betrachtet das Meiste von Dem als nichtig, was des gemeinen Menschen Wünsche und Streben ausfüllt und wodurch es ihm möglich wird, in der Gesellschaft Geltung zu erlangen. Die Freiheit fragt wenig nach allen diesen Dingen; allein will sie schaffen in des Menschen Brust, allein will sie erwecken und hervorbringen seinen Haß und seine Liebe, seine Freuden und seine Schmerzen, und aus seiner Seele tilgen Alles, was nicht unvergänglich ist und ewig.

Jeder unfreie Staat ist daher grundsätzlich in Widerspruch mit der Bestimmung der Menschheit. Hätte es in der Absicht Gottes gelegen, dem Menschen ein blos irdisches Daseyn zu schaffen, so bedurfte es, wie in der Thierwelt, blos eines unfehlbaren Mechanismus, der unser äußeres Handeln bestimmte, und wir brauchten nichts mehr zu seyn, als die gut passenden Räder einer Maschine. Die Gottesgabe, die Freiheit des menschlichen Willens wäre dann für uns nicht nur eine überflüssige und vergebliche, sondern auch eine schädliche, zweckwidrige. Wir müßten dem Schöpfer zurufen: „Weltgeist, nimm sie von uns, diese Freiheit, dieß unheilvolle Werkzeug der Zerstörung unseres bescheidenen Erdenglücks, und gib uns dafür ein **Zwangs**gesetz, welches uns **müssigt**, nach deinem Willen und deinem Plane zu handeln.“ –

Aber der Mensch ist nicht immer ein bloßer Erdenbürger. Er ist ein Hauch der Gottheit, und dieser macht ihn unsterblich. Er ist vernünftig, er ist frei, und eben darum kann ein solcher Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen, eine solche Nothwendigkeit, in welcher die Freiheit

absolut überflüssig wäre, seine Bestimmung nicht erschöpfen. Der Mensch **muß** frei seyn; denn nicht die mechanisch hervorgebrachte That, sondern die mit freier Selbstbestimmung gewirkte, macht – dieß sagt uns die innere Stimme des Gewissens – **allein** unsern wahren Werth aus. Das Band, mit welchem das Sittengesetz mich bindet, ist ein Band für lebendige Geister; es kann keine Beziehung haben zu einem todten Mechanismus; es wendet sich allein an das Lebendige und Selbstthätige, und wenn es Gehorsam begehrt, so begehrt es ihn als eine Huldigung des er kennenden freien Willens.

Und hiermit geht der Zweck der Gesellschaft heller vor uns auf, und das Grundgesetz ihrer Ordnung steht klar vor dem Auge unsers Geistes. Wie unsere sittliche Freiheit, getragen vom Willen, der in der heimlichen Kammer unserer Seele verschlossen liegt vor jeglichem sterblichen Auge, erstes Glied einer Kette von Folgerungen ist, welche unser ganzes Daseyn durchläuft: – eben so soll die Freiheit im Staate das Lebensprinzip seyn, welches den Organismus desselben durchdringt und ihn begeistigt bis ins feinste Geäder. Da nun aber Alles, was unvernünftig ist, absolut verwerflich ist: so müssen die Einrichtungen der Staatsgesellschaft in Einklang stehen mit dem Vernunftgesetz, und weil die Freiheit das Wirkende und Lebendige in demselben ist, so wird der Staat der beste seyn, welcher seinen Angehörigen das größte Maß von Freiheit gewährt. – Der Bürger steht in einem wahren Freiheitsstaate gleichsam im Mittelpunkte zweier entgegengesetzten Welten; einer sichtbaren, in welcher der Staatszweck durch die That, und einer unsichtbaren, in welcher der Mensch durch den Willen entscheidet: er fühlt sich aber zugleich als die Urkraft für beide, er umfaßt sie, er beherrscht sie.

Anders in dem Staate, wo der Wille eines Einzigen den Willen Aller vertritt. Wo Einer herrschen will, da müssen Viele unterthänig werden, und wo der freie Wille des Einen maßgebend ist für die Millionen, da kann von Freiheit nur als eine Lüge die Rede seyn. Die Alleinherrschaft bedarf zu ihrem Zwecke und ihrem Daseyn den todten Mechanismus und je vollkommener, kräftiger und wirksamer dieser ist, je näher wird jene ihrem Ideale treten. Die Zerstörung des freien Willens und Wirkens ist ihr ein wirkliches Bedürfniß. Was darauf hinzielt, die Thätigkeit des Menschen in vorgeschriebene Wege und feste Formen zu leiten, was ihre Abhängigkeit von der staatlichen Vormundschaft kräftigen und das Verlangen darnach vermehren kann, das dient dazu, sie zu befestigen. Darum darf die Bildung in einem solchen Staate auch nie in die Massen dringen; denn ein gebildetes Volk bedarf des Gängelbandes nicht und es würde ihm ein solches bald lästig seyn. Unwissende Volksmassen erlagen noch allemal den Stößen des monarchischen Mechanismus und gewöhnten sich bald an Gehorsam. Der Freiheitstrieb ist für die Alleinherrschaft ein gar gefährlicher Geist, und ihn zu bannen und zu fesseln, ist die Aufgabe, welche ihre Staatsmänner von jeher am meisten beschäftigte. So lange als er nicht in feste Banden geschlagen ist, bedräut sie stets der Gedanke, er könnte, sich entgegengesetzte Bahnen wählen und wühlen und den Widerstand gegen die Staatsgewalt hervorrufen. Jeder Wortführer der Freiheit erregt darum ihre Furcht und ihren Haß. Und nicht ohne Grund. Wie viele Dynastien liegen in dem einen Schädel Luther's begraben und wie viele werden noch darin begraben werden? Und doch wäre die kleinste Kerkerzelle weit genug gewesen zur Oubliette[225] für den großen Luther.

Wenn im Freiheitsstaate beständige Bewegung und ein rastloses Fortschreiten die Bedingung seiner Dauer ist, wenn in demselben die Gesellschaft immer darnach trachtet, Dem zuzustreben, dem die gesammte Menschheit zuwandelt: – größerer Vollkommenheit und Glückseligkeit: so sind die Einrichtungen des Staats, wo der Wille eines Einzelnen despotisch herrscht, vorzugsweise darauf gerichtet, die Völker zurückzuführen auf der Himmelsleiter der Gesittung zu niedrigeren Staffeln, oder wo dieß nicht möglich ist, sie doch am Aufsteigen zu verhindern. Blicke hin, Leser, auf solche Reiche und Staaten! Gleich wie in der Thierwelt, bleiben dort die gefesselten Völker ohne Fortschritt. Ihre Organisation gibt kaum dem Instinkte Berechtigung. Das Sklavenvolk, das Lastthier, zu dem Gottes Ebenbild herabgewürdigt ist, wird, was es nach dem Willen seines Treibers und Herrn werden soll; eine Generation ist, was alle vorhergehenden waren, und die folgenden seyn sollen: ohne

[225] Frz., Verließ, Kerker; das Substantiv – und das noch im verniedlichenden Diminutiv – ist vom Verb oublier, „vergessen“, abgeleitet.

Fortschritt, ohne Entwickelung, eingeschlossen alle Thätigkeit in festbestimmte Formen und in unübersteigliche Grenzen. Der Mensch, das Herrlichste, was die Schöpfung aufzuweisen vermag, hat seine göttliche Natur verloren. Er ist wie ein dürrer Baum ohne Blüthen und Früchte. Die Freiheit des Willens ist vernichtet. Selbst die Tugend hört auf, geistiger Natur zu seyn, sie wird Instinkt, körperliches Bedürfniß, etwas Zeitliches, Kleinliches, Elendes. Sie blüht in einem Grabe.

Freiheit und Despotismus; Bügerstaat [sic!] und Alleinherrschaft; Nordamerika und Rußland: – vergleiche! Dort Leben, Glück, Fortschritt; da Erstarrung, Stillstand; dort alle Kräfte in freier Entwikkelung; da sie gebunden; dort Menschen-Bildung; hier Zucht zur Schur; dort die Pforten der Ehre, des Reichthums, des Wissens Allen offen; hier ein Privilegium begünstigter Minoritäten; dort der Bürger ein Herr und König; hier ein Sklav. – Aber getrost! Ewig drückt der Despotismus diese Erde nicht. Nur was in Einklang steht mit Gottes Weltordnung ist unvergänglich. Der Despotismus aber ist ihr Gegensatz, wie der Teufel der Gegensatz Gottes. So lange auch der Kampf währen mag: der Sieg ist doch unzweifelhaft. Kann Gott unterliegen? – Allenthalben ist die Freiheitssaat ausgestreut, nur ist sie noch nicht überall aufgegangen. Viele [sic!] liegt noch unter Schnee und Eis begraben; verdorben aber ist sie nicht und das Eis wird schmelzen und die Schneedecke von der Sonne weggenommen werden. Auch wo der winterliche Despotismus noch mit eiserner Hand die Völker in Erstarrung hält, bleibt der Frühling nicht aus. In jedem Frühling aber gebiert die Natur neue Welten und wirft abgestorbene in Trümmer.

An eins ist noch zu erinnern. Der Despotismus wirkt, wie jedes Gift, nicht blos tödtend, er kann auch heilend wirken. Nicht allemal ersterben an ihm die Völker, zuweilen werden sie auch durch ihn neu geboren. Nur altersschwache und entnervte Nationen gehen zu Grunde unter dem vampyrmäßigen Pumpwerk der Tyrannei und den Hieben ihrer neunschwänzigen Katze; aber Völker, deren Organismen noch unverdorben sind, werden durch ihr Gift erregt zu erhöheter Lebensthätigkeit, und die Mißhandlung stachelt sie auf zum Gebrauch ihrer Kräfte. Für solche kann die Tyrannei folglich zur Mutter ihrer Verjüngung, ihrer Wiedergeburt werden. Die Weltgeschichte erzählt, wie zuweilen die blutgierigsten Despoten die Säugammen wurden einer neuen Zeit, und gekrönte Wüthrige und Narren, gegen ihren Willen, zu Wiedertäufern der Menschheit. – Die Aengsten, das Schreien, das Blut, die Wehen der Gebärerin – das freilich muß muthig erwartet und standhaft ertragen werden. Dafür hilft kein Bangen!

Und so soll auch uns die Sorge die Hoffnung nicht nehmen! Ich kann mir nicht denken, Westeuropas Völker werden auf einer Marterbank sterben. Nein! das Prokrustusbette[226] der Tyrannei wird ihre Bahre nicht. Mag sich die Reaktion Triumphbogen bauen; der Nebel, der von den Brigittenauen[227] aufsteigt, stürzt sie einst mit Wolkenbruch und Donnerkeilen nieder! – „Die Gefallenen aber?“ Nun, was werden sie anders sagen, als die abgefallenen Blüthen in der Paramythe: „Wir sind gerne gesunken; **hatten wir doch vorher die Früchte geboren**.“[228]

Was flattert dort oben auf den schwarz und weißgeringelten Masten? Willst du einathmen, schwarzer Adler[229], den Hauch der Wolken und dich sonnen im Lichte? Wie warst du herrlich damals, als du voranflogst dem deutschen Volke im langen Kampf zu seiner Befreiung von fremder Herrschaft! Deine Gegenwart war der Sieg, und wo du dein Antlitz hinwendetest, da floh die Unterdrückung von deutscher Erde und leuchteten die Berge von Siegesflammen und jubelten die Thäler und erhob sich

[226] Prokrustes (griech. Προκρούστης, Prokroústēs, „Ausstrecker“), ein Riese der griech. Mythologie; er bot Reisenden stets ein Bett an; waren diese nun zu groß für das Bett, hackte er ihnen die Füße bzw. die überstehenden Gliedmaßen ab; waren sie jedoch zu klein, hämmerte und reckte er ihnen die Glieder auseinander, indem er sie auf einem Amboß streckte.

[227] Siehe hierzu S. 13, Anm. 23.

[228] Zitat aus Jean Paul Friedrich Richters (1763–1825) „10. Die Blüthen und das Laub. eine [sic!] Paramythe.“, erstmals veröffentlich im „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1820“ (Tübingen: Cotta [1819]), S. 303.

[229] Der Wappenvogel Preußens.

alles Brudervolk und zog, Brust an Brust mit dem deinen, von Schlacht zu Schlacht, bis die Feuer der deutschen Beiwacht loderten auf dem Mont-Martre und in Notre-Dame unser „Herr Gott, dich loben wir!“ den Triumph des Rechts und die Versöhnung der Völker zugleich verkündigte. Wer hätte damals gedacht, daß Tage kommen könnten, wo der Anblick von Preußens Aar im deutschen Herzen noch eine andere Empfindung rege machen würde, als die des Stolzes und der Freude! Und doch strebst du, deiner Natur gemäß, ewig dem Lichte zu und verabscheust die Eulen, welche sich nur an der Nacht ergötzen und ihrer Finsterniß. Und doch ist das Beste an dir, gerade Das, was dich so hoch in der Meinung der Welt gestellt hat, – dein Ruhm in Kunst und Wissenschaft – **nur** deutsch, und die Nation, welcher du angehörst, hat dir noch allemal einen Ehrenplatz angewiesen. Was ist’s, das dich nun entfremden möchte deiner Bestimmung und trennen will den stärksten Ast von dem Stamme und reißen will das Glied von den Gliedern? Zersprengt den Wahn, ihr Götter! und laßt Preußens Namen und Preußens Adler immer prangen auf dem dreifarbigen Banner[230], der wallen muß und wallen soll über die ganze deutsche Erde.

Kobolde treiben ihr Wesen mit dir und der Eisbär[231] buhlt um dich und haucht dich an mitten im Frühling mit Winterluft und bindet tückisch Blei an deine Schwingen, auf daß du nicht höher zur Sonne fliegest. Du sollst dich müde flattern, bis der zweiköpfige Riesengeier des Nordens seinen Augenblick ersieht und auf dich niederstößt und dir die gefesselten Schwingen zerzaußt, und die Federn des Ruhms und der Ehre von dir fallen wie welke Blätter! Wie? hat Preußen vor 37 Jahren[232] darum sein Blut stromweise ausgeschüttet auf den deutschen Fluren, damit die deutsche Eiche gefällt werde von der russischen Art, oder Schatten gebe nur Slaven und Sklaven? und hat Preußen darum seit jener Zeit Geisterschlachten geschlagen unablässig für die Freiheit in Lehre und Leben, in Wort und That, in Staat und Haus, damit der zottige Riese mit seinem wilden Heer zertrete die Todtenurnen sammt den Siegeskränzen, daß der Kosak seine Lanze stecke auf die deutschen Berge, und die slavische Knechtschaft und Tyrannei, slavische Art und Sitte das Deutsche in Deutschland überwuchere, bis sie es endlich ersticke und es verschwinde?

Schwarzer Adler! Zur Sonne geht dein Flug, der lichte Aether ist deine Heimath, die Freiheit ist deine Stärke!

Als ich ein Knabe war, da lehrte man Geographie und Syntax noch in Reimen, und auf die Frage: „Welche sind die Hauptstädte in Europa?“ schloß der lange Vers:

Lobenstein in Reußen,
Königsberg in Preußen.

In meinem kleinen Kopfe, in welchem die Helden- und Wundergeschichten vom „Alten Fritz“ umgingen, war Preußen damals das mächtigste Reich der Erde, und Königsberg dachte ich mir unter den Städten schön herrlich wie eine Elfenkönigin. Wenn ich auf der Wandcharte der Schule die Namen ablesen mußte, so wurde keiner lauter betont, als – Königsberg. Daß Niemand an ihrem Range irre werde, dafür hatte Herr Homann[233] schon gesorgt. Kein Stadtname hatte größere Schrift und kein Ortszeichen hatte der Thürme und Mauerkränze so viele. Groß wie ein Kupferdreier[234] und mit Zinnober prächtig ausgemalt lag Preußens Königsberg auf der Karte, und es deckte eine größere Fläche, als mein engeres Vaterland, das Gothaer Herzogthum.

[230] Schwarz-Rot-Gold.

[231] Das russ. Zarenreich.

[232] Im Jahre 1813, dem Beginn der Befreiungskriege gegen die napoleonische Fremdherrschaft.

[233] Der Kartograph Johann Baptist Homann (1664–1724).

[234] Als Dreier werden alte deutsche Münzen bezeichnet, die zunächst aus Silber geprägt und später vorwiegend durch Kupfermünzen ersetzt wurden; beispielsw. der sächsische Viertelgroschen im Wert von drei Pfennigen nach der Münzordnung vom 20. Januar 1534.

Des Knaben Vorstellungen gehören längst ins Fabelreich. Um Königsberg „die Hauptstadt Preußens“ spielt nicht mehr der Nimbus der Pracht, Größe und Herrlichkeit. Preußens letzt-hundertjähriges Wachsen an Reichthum, Macht, Geltung und Volkszahl hat Königsberg mehr genommen als gegeben, und während Berlin, die begünstigte Halbschwester, zur größten Stadt Deutschlands heranwuchs und eine Menge anderer Städte der Monarchie ihre Bevölkerung verdrei- und vervierfachten, hat sich Königsberg nicht behaupten können und ist in der Reihe der preußischen Großstädte von der ersten auf die fünfte Stelle gesunken. Die Zahl der Einwohner ist nicht über 70,000, und die wiederhergestellten Festungswerke und eine starke Garnison drücken der alten Bundesgenossin der Hansa bei vermindertem Handel allmählig das Gepräge eines Waffenplatzes auf. Bellona[235] wird sich in die Verlassenschaft Merkurs als Erbin einsetzen, und sie spinnt emsig den Faden fort, welche diesem entfällt. Es ist, so sagt man, der Plan der Regierung, Königsberg in eine Festung ersten Rangs zu verwandeln und zu verwirklichen, was schon Friedrich II. wollte. Königswünsche gehen selten ganz verloren, die Gegenwart pflegt sie manchmal besser als die Vergangenheit, die sie geboren hat, und die Zukunft bricht dann die mitunter bittern Früchte der Erfüllung um so gewisser. Das Recht der Herrschaft, willkürlich über das Loos ganzer Städte und ihrer Bevölkerungen zu verfügen, nimmt der Volksbegriff unerörtert hin, und kein Mensch läßt sich beikommen, zu fragen, worauf der Fürst den Anspruch begründe, zu bestimmen, daß Städte ihre Zwecke wechseln und ihre Einwohner genöthigt werden, die gewohnten Bahnen des Erwerbs – die Jahrhunderte lang verfolgten oder in Jahrhunderten errungenen – zu verlassen und neue zu suchen. So wurde aus dem weltberühmten Sitz deutscher Wissenschaft, Wittenberg, eine Festung, und Venedig[236], die alte Königin der Meere, die der Handel aus den Wogen erhob, ihrer Handelsrechte beraubt, wird nun auf Habsburgs Geheiß in einen Waffenplatz verwandelt zum Stützpunkt österreichischer Herrschaft über das gebundene Italien. Die Rechte der Dynastien nimmt die Welt hin auf Treu und Glauben; wenn vom Rechte der Bürger die Rede ist, fordert sie Beweise durch ächte Urkunden und gültige Zeugen. –

Königsberg hat sich zu beiden Seiten des Pregelflusses hingelagert, der unterhalb der Stadt sich ins frische Haff ergießt. Es nimmt fast eine halbe Quadratmeile ein mit seinen fünftehalbtausend Häusern und den zwischenliegenden Kanälen, Speichern, Gärten und Feldern. Acht Brücken verbinden die drei Stadttheile: Altstadt[237], Löbenicht[238] und Kneiphof[239]. Auf einer kleinen Anhöhe steht das Schloß – ehedem die Burg des Böhmenkönigs Ottokar[240], – später durch viele Anbauten erweitert, nun der Sitz der obersten Landesbehörden der Provinz: Regierung und Oberlandesgericht. Das Innere der Stadt hat ein ernstes, mittelalterliches Ansehen. Die massiven, oft sehr großen Häuser drücken langbestehenden bürgerlichen Wohlstand aus; gegenwärtig ist dieß jedoch nur in beschränktem Sinn wahr; denn der sonst sprüchwörtliche Reichthum des Königsberger Bürgerstandes ist mit seiner Ursache, dem Handel, allmählig gesunken. – Das sehenswertheste Gebäude der Stadt ist der Dom[241] mit den Denkmälern von Preußens ältester christlichen Zeit. Da ruhen die Geschlechter der Herzöge des Landes, der Hüter der deutschen Nord-Ostmark, und die Hochmeister jener Ritter, welche, in der einen Hand das Schwert, in der andern das Kreuz, christlichen Glauben, deutsche Gesittung und deutsche Herrschaft unter die rohen Völker des Nordens trugen, Städte baueten und Kolonieen gründeten.

Mehre Ursachen haben zusammengewirkt, den ehemals so berühmten Handel Königsbergs zu beschränken und zu verkümmern. Die Versandung des frischen Haffs nimmt seit Jahrhunderten zu

---

[235] Eine röm. Kriegsgöttin.

[236] Venedig gehörte von 1798 bis 1805 und von 1814/15 bis 1866 zum österr. Kaiserstaat.

[237] Russ. Альтштадт, Ál′tštadt.

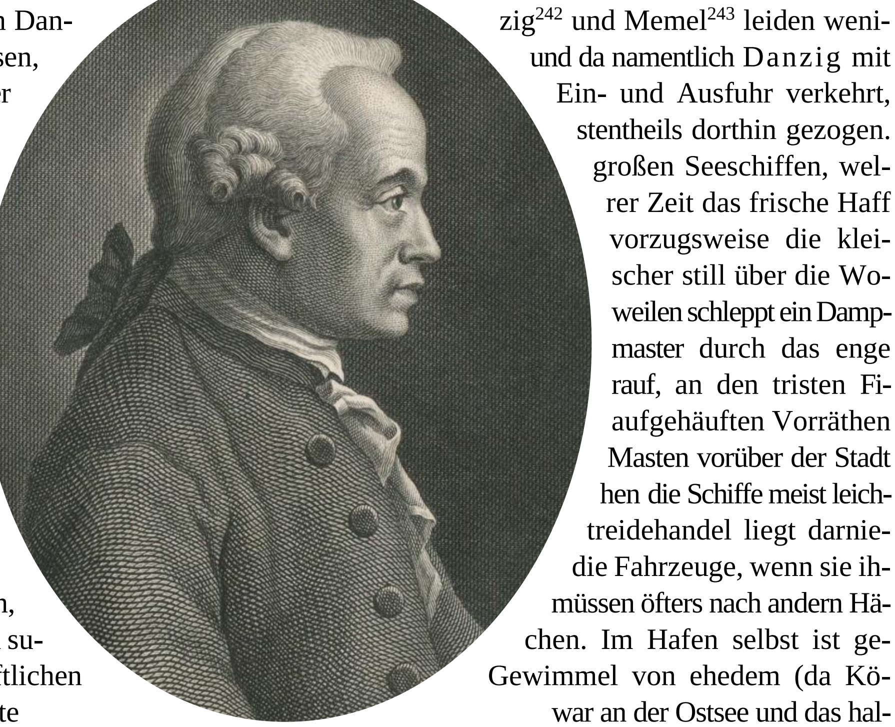
[238] Russ. Лёбенихт, Ljbenicht.

[239] Russ. Кнайпхоф, Knajpchof.

[240] Ottokar II. Přemysl (tschech. Přemysl II. Otakar; ca. 1232–1278; gefallen), seit 1253 König von Böhmen.

[241] Der Königsberger Dom (russ. Кёнигсбергский собор, Kënigsbergskij sobor), dessen Baugeschichte bis ca. 1330 zurückreicht.

und ist endlich so weit vorgeschritten, daß eine Abhülfe kaum mehr im Bereiche menschlicher Kraft liegt. Schiffe, die mehr als 9 Fuß Tiefgang haben, können Königsberg nicht erreichen. Die nahen Häfen Danzig[242] und Memel[243] leiden weniger an solchen Hindernissen, und da namentlich Danzig mit denselben Gegenständen der Ein- und Ausfuhr verkehrt, so hat sich der Handel meistentheils dorthin gezogen. Statt der Geschwader von großen Seeschiffen, welche in Königsbergs älterer Zeit das frische Haff belebten, sieht man jetzt vorzugsweise die kleinen Fahrzeuge der Fischer still über die Wogen ziehen, und nur zuweilen schleppt ein Dampfer einen stattlichen Dreimaster durch das enge Fahrwasser der Pregel herauf, an den tristen Fischerhütten und den hoch aufgehäuften Vorräthen der Bretter, Balken und Masten vorüber der Stadt zu. Hinaus zu Meer ziehen die Schiffe meist leichtern Schritts: denn der Getreidehandel liegt darnieder schon seit Jahren, und die Fahrzeuge, wenn sie ihre Importen gelöscht haben, müssen öfters nach andern Häfen versegeln, um Fracht zu suchen. Im Hafen selbst ist gemeinlich von dem geschäftlichen Gewimmel von ehedem (da Königsbergs Handel der größte war an der Ostsee und das halbe Polen sich der Vermittelung seiner Kaufleute bediente, um die Produkte seiner Wälder und Felder zu verwerthen und fremde Waaren dafür zu tauschen) selten viel zu sehen. Polen ist jetzt verschlossen. Der Czar[244] macht's zum China und die für den polnischen Verkehr erbauten Magazine und Speicher stehen daher leer. Erst dann, wenn eine unzureichende Ernte in England den Ostseeländern die Aufgabe zuführt, die dichte Bevölkerung des Inselreichs mit Brodkorn zu versorgen, kehrt für kurze Perioden eine Handelsthätigkeit in Königsberg ein, welche an die große alte Zeit erinnert. Aber diese Conjunkturen dauern selten lange, und sie lassen die Geschäftsstille, welche ihnen nach folgt, um so mehr empfinden.



Immanuel Kant
(siehe hierzu S. 88, Anm. 246).

Trotz alledem hat Königsberg weniger zu klagen, als manche der übrigen Ostseestädte, welchen die Abgeschlossenheit von ihrer alten Nährmutter, Polen, um so weher thut, da sie andere Hülfsquellen nicht besitzen. – Königsberg hat doch in seiner Universität[245], in dem wohlbezahlten Beamtenheer, der Garnison und als Wohnsitz vieler reichen Familien, welche den Ertrag ihrer Güter und Kapitalien in der alten Hauptstadt des Preußenlandes, weil da freier und unbeachteter, lieber verzehren, als in dem zwischen einer hochfahrenden Aristokratie und dem anmaßlichen Proletariat schwimmenden Berlin, – eine Menge Hülfsquellen des Wohlstands und Pfeiler der Bildung. Letztere ist verbreitet durch alle Schichten des Bürgerthums, und als Stadt der Intelligenz behauptet Königsberg eine rühmliche Stellung. Die Bildung ist hier zur Mutter jener unabhängigen, männlichen Gesinnung und politischen Reife geworden, welche Königsberg in dem Kampfe des preußischen Volks für Fortschritt und Entwickelung zum freien Staate so oft den Ehrenposten eines Bannerträgers gab. – Was große Geister, wie Kant[246],

[242] Poln. Gdańsk.

[243] Lit. Klaipėda.

[244] Nikolaus I. (siehe hierzu S. 49, Anm. 124).

[245] Die am 20. Juli 1544 gegründete und bis 1945 bestehende Albertus-Universität.

[246] Immanuel Kant (1724–1804). Der unsignierte Stahlstich „Nach dem Leben“ entstammt dem Verlagsprogramm von Joseph Meyer.

als Saat hier ausstreuten, hat im bürgerlichen Leben seit 4 Jahrhunderten tiefe Wurzeln getrieben und gute Früchte. Das Wissen hat im Volk das klare Rechtsbewußtseyn hervorgerufen und es für die Freiheit entzündet. Das Bestreben, ihr helles Feuer auf dem Herde auszulöschen, welchen aufgerichtet hat der größte Denker des Jahrhunderts, und den Geist der Finsterniß auf der Universität herrschend zu machen, das hat niemals dauernd gelingen wollen, und immer gab es Priester, welche die heilige Flamme bewahrten. Nie fehlte es in Königsberg, so oft auch das System des Rückschritts und der Knechtung seine Vertreter hinsandte, an Männern, welche für die Einheit, Macht, Größe und Freiheit Deutschlands, ledig der Fesseln des Partikularismus, kühn auf der Bresche kämpften und selbst in den trübsten Zeiten die Rechte des Volks standhaft und oft mit großem Erfolge vertheidigten. Je häufiger wir, leider! in deutschen Universitätsstädten das Gegentheil gewahren, je öfterer wir sehen müssen, wie das Professorenthum und seine Wissenschafterei die Herzen verhärtet, die Menschen unempfindlich macht gegen die höchsten Interessen der Zivilisation und sie zu willigen Werkzeugen der Gewalt erniedrigt: je mehr gebührt einer Ausnahme Ehre. Statt vieler Illustrationen der Regel nur die eine: Bonn. Kinkel[247], der einst in der Rheinuniversität so Hochgefeierte, dessen Poesien, die auf der Toilette der Fürstin lagen, zugleich der Arme bei der Arbeit sang, Er sitzt in der Zuchthauszelle am Spulrad[248], Er liegt auf Stroh und hat die Kost und Kleidung eines gefangenen Mörders. Hat unter der Bonner Collegenschaft nur eine Stimme des Mitleids sich erhoben, nur ein Laut der Entrüstung sich vernehmen lassen? Fragt doch die Herren! – sie werden Euch lächelnd antworten: „Solchen Verbrechen gebührt solche Strafe!“ Nicht so in Königsberg. Jene eiserne Herzenshärtigkeit, jenes wohldienerische Professorenthum hat dort noch nicht gewagt, sich dreist zur Schau zu stellen, und wenn auch ein Königsberger sich herbeiließ, sein Leben von gestern umzukehren wie einen Rock und die Magna Charta der Nation zu verleugnen, der er gelobt hatte als der Allererste: so hat Königsberg diesem Einen gegenüber Andere zu nennen, die es wagen konnten, Königen die Wahrheit auf ihrer Stube zu sagen und Seelengröße genug besaßen, aus sicherem Asyl, auf die schwersten Anklagen der Regierung, den Gerichten sich selbst zu überliefern. – Simson[249] – Jacobi[250]. Wen wird die Geschichte an den Pfahl stellen und wen sie bekränzen?



Gottfried Kinkel
(siehe hierzu S. 89, Anm. 247).

[247] Der prot. Theologe, Schriftsteller und liberale Politiker Johann Gottfried Kinkel (1815–1882). Der „Nach dem Leben“ von Traugott Kühner (Lebensdaten nicht ermittelt) ausgeführte Stahlstich entstammt dem Verlagsprogramm von Joseph Meyer.

[248] Gottfried Kinkel (s. o.) war vom 4. August 1849 bis zu seiner Flucht in der Nacht vom 6. auf den 7. November 1850 in Bruchsal, Naugard und Spandau inhaftiert und galt deshalb als nationaler Märtyrer.

[249] Der gebürtige Königsberger Jurist Martin Eduard von Simson (1810–1899), der wegen seiner Mitarbeit an der letztlich gescheiterten Reichsverfassung von 1849 auch als der „erste deutsche Verfassungsvater“ bezeichnet wird.

[250] Der gebürtige Königsberger Arzt Johann Jacoby (1805–1877), der mit der Flugschrift „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen“ ([Leipzig: G. Wigand] 1841) die Einlösung des 1810 und 1815 gegebenen königl.-preuß. Verfassungsversprechen eingefordert hatte.


DCXXXVI
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

KÖNIGSBERG

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 113f.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 129f.

DCXXXVII. Battina[251] in Ungarn.

Die Donaufahrt von Peterwardein[252] nach Pesth[253] führt durch das Herz Ungarns. Der Strom macht auf dieser Strecke viele Windungen; sie verlängern die Entfernung auf 60 Meilen[254], welche der Dampfer in einem Tag zurücklegt. Landschafts- und Uferformen wechseln auf dieser Fahrt mit grellen Contrasten. Bald blickt man auf weite, lachende, wohlangebaute Fluren, besäet mit Städten und Ortschaften; bald rauscht der verengte Strom zwischen waldbewachsenen Bergen oder anmuthigen Rebengeländen hin; bald verirrt sich der Dampfer zwischen mit haushohem Schilf, oder dunkelm Eichenwald, bewachsenen Inseln, bald flachen sich die Ufer in unabsehbare Sümpfe aus, überwachsen mit Riedgras und Heide, langweilig und menschenleer, wie die Prairien am Arkansas und Missouri. Einige Stunden oberhalb der Festung Essek[255], bei Monasterzeg[256], einem nahrhaften Städtchen, mündet der Franzenskanal[257], welcher die Verbindung von Theiß und Donau für den Gütertransport von Millionen Zentnern um 42 Meilen abkürzt. Von da aufwärts geht die Sumpfgegend allmählig in ein fruchtbares, weinreiches Hügelland über. Städte, Dörfer, Schlösser, Klöster und die Ruinen von Burgen, Warten, und türkischen und römischen Kastellen eilen wie die Bilder im Guckkasten vorüber. Der Juwel in dieser reizenden Gegend ist ein Gebirgsstock von mäßiger Höhe, welcher mit anmuthigen Hügelformen aus der Ebene auf steigt und viele liebliche Thäler und Gründe einschließt. Alle Gelände tragen Reben, alle Gipfel sind mit Obsthainen bepflanzt oder mit schattigen Holzungen gekrönt, und eine dankbare Natur lohnt jeden Fleiß und jede Mühe mit überschwenglicher Fülle. Mitten in diesem Paradiese liegt der Flecken Battina, dessen freundliche Kirche den Reisenden von ihrem Hügel herüber anschaut wie ein weißgewandeter Priester Gottes. Jenseits der Kirche ragen 3 hohe Kreuze und zeigen den Gläubigen, welche oft von weither zum heiligen Calvaryberge pilgern, schon von fern das Ziel ihrer Wallfahrt. Bei Battina legt der Dampfer an; mancher Reisende bleibt zurück und erwartet die nächste Gelegenheit zur Weiterreise. Ihn fesselt die Herrlichkeit der Gegend, oder ihr historisches Interesse: denn er steht auf dem klassischen Boden der Geschichte. Von der Höhe oberhalb Battina überschaut man die Ebene von Mohaks[258], wo die Riesenkämpfe geschlagen wurden zwischen Christen- und Prophetenthum, zwischen

---

[251] Heute das kroat. Batina (ungar. Kiskőszeg).

[252] Serbokraot. Петроварадин/Petrovaradin (osman. واراډين, Vārādīn), die Festungsanlage für die frühere Grenzstadt Novi Sad (Serbokroat. Нови Сад/Novi Sad; ung. Újvidék; osman. واراډين, Vārādīn; dt. Neusatz), heute ein Stadtteil derselben.

[253] Siehe hierzu S. 44, Anm. 107.

[254] Es ist nicht ersichtlich, ob hier die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geogr. zu 7,4204 km, die österr. Postmeile zu 7,5859 km oder gar die engl. zu 1,6093 km gemeint ist.

[255] Das kroat. Osijek (ungar. Eszék).

[256] Das serb. Bački Monoštor (Бачки Моноштор; ungar. Monosztorszeg).

[257] Der in den Jahren 1793 bis 1801 angelegte, 118 km lange Große Batschka-Kanal (ungar. Ferenc-csatorna, Franzenskanal; serb. Велики бачки канал, Veliki bački kanal).

[258] Die Schlacht bei Mohács (dt. Mohatsch; osman. موهاچ, Mohāç; serb. Мохач, Mohač, kroat. Mohač) am 29. August 1526.

den Heeren des Kreuzes und des Halbmonds[259], zwischen des Orient und des Occidents Herrschaft. Dort war es, wo 1526 der heldenmüthige Jüngling, Ludwig II.[260], mit seinen Ungarn gegen die dreimal stärkeren Türkenheere unter Soliman dem Großen[261] die blutigste Schlacht focht und sie mit Krone, Leben und Reich verlor. 14,000 Ungarn und 10,000 Türken blieben todt auf der Wahlstatt und noch nach hundert Jahren bleichten die Christengebeine auf der Ebene, die ihr Herzblut getrunken hatte; denn bei Todesstrafe war es vom Sieger verboten, sie zu begraben. – Etwa 160 Jahre später (so lange trug Ungarn die türkischen Ketten) wurde auf dem nämlichen Felde die Befreiungsschlacht gekämpft (1686). Karl von Lothringen[262] führte in derselben die verbündeten Deutschen und Ungarn. Ueber 20,000 Türken, der Kern ihrer Macht, wurden erschlagen, und ganz Ungarn schüttelte das Joch von seinem Nacken. Auch frühere Fehden zwischen Hunnen und Römern, zwischen Slaven und Magyarenthum sind in diesen Ebenen vielfach ausgefochten worden. Die ganze Gegend ist ein Cyklus von Schlachtfeldern und Schädelstätten des Wahns und des Hasses zwischen Brüdern, und mancher Altar ist zu schauen, wo man dem Moloch[263] mit den zwei Kronenhäuptern – Hab- und Herrschsucht – Völker opferte. Den verhärtetsten Tyrannen darf man fragen: was ist ein Raubmord? und er wird sagen: das scheußlichste Verbrechen. Fragt aber Jemand: wie viele Millionen Raubmorde haben die Capetinger[264], die Carolinger u. s. w. begangen? dann ruft der ganze Chor: „ans Kreuz mit dem Frager, dem gotteslästerlichen Zweifler am höchsten Herrscherrechte, dem Kriegsrecht.“ Und wenn es die Welt durchmordet hätte und nur Einer übrig bliebe, und dieser Eine das Recht anzuzweifeln wagte: er würde verurtheit werden, sich aufzuhängen mit eigener Hand. Welche Macht auf Erden kann lösen den Bann und welche den Fluch von ihr nehmen? Nur das Eine: Die Humanität. – Ohne sie – „**ewig Herren, ewig Sclaven!**“

---

[259] Das von 1299 bis 1922 bestehende Osmanische Reich (osman. دولت عليه, Devlet-i ʿAlīye, „der erhabene Staat“). Der Halbmond (arab. هلال, hilāl, „die Mondsichel“), das bedeutendste islam. Symbol stammt allerdings noch aus vorislam. Zeit, denn hierbei handelt es sich eigentl. um die Bezeichnung für den bei den arab. Ṯamūd (arab. ثمود) besonders verehrten Mondgott.

[260] Ludwig II. (tschech. Ludvík Jagellonský; 1506–1526), seit 1516 König von Böhmen, Ungarn und Kroatien.

[261] Süleyman I., genannt „der Prächtige“ (osman. سليمان; Süleymān; ca. 1495–1566), seit 1520 Sultan des Osmanischen Reiches

[262] Karl V. Leopold, genannt der Herzog ohne Herzogtum (1643–1690); er hatte am 12. August 1687 in der Schlacht bei Mohács (siehe hierzu, S. 91, Anm. 258; auch bekannt als Schlacht am Berg Harsány) über die Türken gesiegt.

[263] Die phöniz. Gottheit Moloch (phöniz. 𐤌𐤋𐤊, mlk; hebr. מֹלֶךְ, mōlek; griech. Μολόχ, Molóch), der wohl Kinder geopfert wurden.

[264] Die Kapetinger (frz. Capétiens), ein fränkischstämmiges Adelsgeschlecht, das besonders von der Historiographie Frankreichs als das dritte frz. Herrschergeschlecht nach den Merowingern und den Karolingern betrachtet wird; die Kapetinger sind heute das älteste noch im direkten Mannesstamm existierende Herrschergeschlecht des europäischen Hochadels, vertreten durch die Häuser Bourbon, Orléans und Braganza.



BATTINA AN DER DONAU

im Ungarn

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh. Eigenthum der Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 115-118.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 10.

DCXXXIX. Der Hohenasberg.

„Dort auf der Burg, im milden Sonnenglanze,
Rundum ein grünend Land, gewundne Thäler,
Von Strömen schimmernd, heerdenreiche Triften,
Des nahen Dörfchens abendlich Geläute: –
Wer wohnt dort? welch gesegnetes Geschlecht?“
„„Treufeste Männer schmachten dort für's Volk!““[265]

Im würtembergischen Oberamte Ludwigsburg, auf einem freistehenden, kegelförmigen Berge, 700 Fuß hoch, prangt das feste Bergschloß Hohenasberg, einst die Wiege eines verblüheten Grafengeschlechts, dem es den Namen gab. Schon im 10ten Jahrhundert war die Burg vorhanden; später kam sie an die Grafen von Tübingen, und der erste Herzog von Würtemberg[266] erweiterte und verschönerte sie zu einer landesherrlichen Wohnung. Dieser große Fürst sagte die unvergeßlichen Worte: „Ich darf mein Haupt jedem Würtemberger ruhig in den Schoos legen!“[267] und zu seinen versammelten Räthen: „so Jemandem meine Regierung schwer und ungerecht gewesen und „wider Billigkeit“ – dem soll es mit alle meiner eigenen Habe ersetzt werden, und wenn Dir, Gott und Schöpfer! damit noch nicht genug gethan – so ist hier mein Leib!“ – – Jetzt aber? Wenn die Millionen Seufzer all der Unglücklichen, die aus den Kerkerzellen des Hohenasberg zum Himmel stiegen – und wenn all die Thränen des stillen Grams und tiefen Kummers, die da vergossen wurden, als Sündfluth niederstürzen sollten, um die Hartherzigkeit von der Erde zu vertilgen, – wo wäre für sie Rettung? Wo wäre Erbarmen für sie zu finden? – – Der Dichter Schubarth[268], der erste, der eine Zeitschrift für Volksbelehrung schrieb im Würtemberger Lande, der wurde eingesperrt und stumm und dumm gemacht auf dem Asberg vor 70 Jahren; und statt des Einen sitzen jetzt sieben Redakteure freisinniger Volksblätter droben und so viel näher den Sternen. Wie seltsam klingt dies „*Da capo!*“ nach siebenzig Jahren. Haben sie denn geschlafen, die Rufenden, diese letzten drei Viertel Jahrhunderte? Selbst Gottes Donner hat sie nicht geweckt, vergeblich schlugen seine Blitze neben ihnen nieder.

So schlaft, schlaft denn fort unter Stummen und Verschnittenen und träumt den letzten Traum. Ja, ja, den **letzten**! –

---

[265] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

[266] Eberhard im Bart (1445–1496), 1459 als Eberhard V. Graf von Württemberg-Urach und ab 1482 auch von Württemberg-Stuttgart sowie seit 1495 als Eberhard I. der erste Herzog von Württemberg und Teck.

[267] Zitat aus Justinus Kerners (1786–1862) 1818 entstandener Ballade „Der reichste Fürst“ in „Gedichte […]“ (Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1826), S. 23f. Besagte Stelle wurde damals zum geflügelten Wort, das sowohl in politischen Reden als auch in zeitgenössischen Zeitschriften kolportiert wurde, z. B. vom württ. Staatsminister und Kammerpräsident Karl Ludwig Georg von Wöllwarth-Lauterburg (1750–1832) in seiner Rede vor den Landständen am 2. Juni 1817 oder in „Der Bayerische Volksfreund, № 56, Sonnabend, 6. October 1832“, Sp. 454.

[268] Christian Friedrich Daniel Schubart (1739–1791), seit 1774 Herausgeber der Zeitschrift „Teutsche Chronik“ saß von 1777 bis 1787 auf dem Hohenasperg ein.

Es ist zwar wahr: gegenwärtig überfluthet die Demoralisation Alles, und diese traurigste Erscheinung in dieser unglücklichen und schmachvollen Zeit ist dazu gemacht, schwächere Patriotenherzen mit Niedergeschlagenheit, stärkere mit Ekel zu erfüllen. Irre machen darf es aber nicht, verzagen darf Keiner. Alles das ist schon da gewesen. Dem Corsenjoch[269] und der Rheinbundschande[270] folgten die Erhebung und die Triumphe der Nation von 1813–15, den Karlsbader Beschlüssen[271] die Erschütterung des Absolutismus im Jahre 30, der spätern Volksbedrückung und Verfolgung der Patrioten die Revolution von 48; – die Bundesverbote der deutschen Farben hatten in dem Aufziehen des deutschen Banners auf dem Bundespalaste ihren Ausgang, und das Knebeln der Presse in dem Bundesgesetze: „die deutsche Presse soll frei seyn für ewige Zeiten!“ – Dreimal habe ich das Ebben und Fluthen erlebt in den deutschen Dingen; dreimal haben die Wogen der Freiheit und Knechtschaft gewechselt; dreimal hat das Volk Ketten zerrissen und Ketten angenommen: wird es bei diesem „Dreimal“ bleiben? wird die Nation in den neuen Fesseln sterben, oder sie wieder zerreißen? In meiner Seele steht die Ueberzeugung felsenfest: Die Unterjochung des deutschen Volkes, wie sie im Sinne des Absolutismus gewünscht wird, wird nicht gelingen. Wenn der Absolutismus das Unmögliche versucht; wenn er den Strom hinauf bis zu seiner Quelle schwimmen will: – so ist das Unsinn. So wenig wahre Größe auch in diesem Zeitalter zu finden seyn mag: seine Gewaltmenschen sind doch zu klein, es zu bezwingen. Der Widerwille ist zu allgemein, zu lebendig. Sie können es nicht durchsetzen. Sie bereiten sich ihren Untergang. Keine Offenbarung ist gewisser. Deutschland war so unklug, eine halbe Revolution zu machen, und das war ein Unglück: denn sie mußte die gereizte Autorität zum entgegengesetzten Ziele hindrängen. Aber der Stoff zum Widerstande wird nicht schwächer durch den Druck, und die zersetzenden Elemente haben durch letzteren an Wirkung eher gewonnen, als verloren. Ich kann nicht glauben, der nackte Absolutismus sey das Ende der Bewegung so vieler Völker. Wenn aber die Auflösung der alten Parteien, welche jetzt in so vielen Erscheinungen hervortritt, erfolgt, so ist dieß nicht der Tod, sondern vielmehr das Vorzeichen des neuen Lebens. Wenn der Geist der zukünftigen Gesellschaft in die alten Formen nicht mehr passen will, so findet er auch in den alten Parteibegriffen keine Befriedigung mehr. Junger Most verlangt neue Schläuche. Die Demokratie von 48, der Constitutionalismus von 49, die Reaktion von 50 sind Faktoren, die sich abnutzen, wie die Altliberalen von vormärzlichem Datum sich verbrauchten, und alle die mittelmäßigen oder unfähigen Menschen, welche jene Parteien repräsentiren, sind in der Meinung schon so vollständig zu Grunde gerichtet, daß, wagten sie sich je auf die Bühne der Zukunft, sie ganz gewiß ausgepfiffen werden würden. – An eine dauernde Herrschaft der Reaktion ist gar nicht zu denken. Sie, als derzeitigen Inhaberin der materiellen Gewalt, würde nur dann einigen Respekt ansprechen können, wenn sie eine geistige Größe belebte. Aber ihre Figuranten sind ja lauter kleine Menschen, und in der ganzen Gesellschaft steckt bei aller Kniffig- und Pfiffigkeit nicht so viel gesunder Menschenverstand, um zu wissen, daß man Todte zwar galvanisiren, aber nicht wieder beleben kann. Die Sache der Reaktion ist ohne Chance: sie ist eine verzweifelte. Die Sache der Völker ist aber blos dann verloren, wenn die Völker selbst sie aufgeben; auch dadurch aber könnte die Sache der Menschheit nicht verwüstet werden; denn sie wird von Gott geleitet. Und der Neubau der Gesellschaft – die Aufgabe der Zukunft – sie **ist** Sache der Menschheit. – – –

Deutschland – es ist wahr – hat niemals schmachvollere Tage gesehen. Das Ungeheuere, das Erbärmliche, das Feige, das Verderbliche, das Schlechte des Rheinbunds[272], gegenüber der geistigen

---

[269] Von Napoléon Bonaparte.

[270] Siehe hierzu S. 95, Anm. 272.

[271] Die Karlsbader Ministerialkonferenzen vom 6. bis zum 31. August 1819, auf der vier Gesetzesvorlagen vorbereitet wurden, die anschließend vom Deutschen Bundestag in Frankfurt a. Main (siehe hierzu S. 36, Anm. 85) im Eilverfahren verabschiedet wurden: Die Exekutionsordnung (Regelung der militär. Intervention des Deutschen Bundes bei Unruhen in den Einzelstaaten), das Universitätsgesetz, das Preßgesetz (Pressegesetz) und das Untersuchungsgesetz. Gemeinsam bewirkten sie das Verbot der öffentlichen schriftlichen Meinungsfreiheit und der Burschenschaften, die Überwachung der Universitäten, die Schließung der Turnplätze (Turnsperre von 1820 bis 1842), die Zensur der Presse und Entlassung und Berufsverbot für liberal und national gesinnte Professoren, die ihre Einstellung ihren Schülern vermittelten (sog. „Demagogenverfolgung“).

[272] Der am 12. Juli 1806 gegründete, von Napoléon Bonaparte abhängige Rheinbund, mit dem die 16 Erstunterzeichnerstaaten mit Wirkung vom 1. August 1806 aus dem Verband des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher

und politischen Größe des Eroberers war nicht so verächtlich, als jene Politik der Gegenwart, welche nicht erröthet, einen slavischen Selbstherrscher[273] zum Schiedsrichter anzurufen in den Geschicken Deutschlands, und aus Petersburg und Warschau die Orakelsprüche der modernen Pythia[274] mit Knebelbart und Kantschu[275] zu holen. Dem Verrath an der Würde des Vaterlandes folgt inzwischen die Züchtigung so unmittelbar auf dem Fuße nach, daß ein Verlassen dieser Bahn wohl nicht ausbleiben wird. Freilich ist's immer zu beklagen, wenn auch nur eine Zeitlang die humanitätsfeindlichen russischen Staats- und Regierungsmaximen in Deutschland Einfluß üben dürfen. Das Schicksal wird es rächen, die Geschichte wird es richten. –

Was haben aber die Patrioten bei der jetzigen Lage des Vaterlandes zu thun?

Ich antworte: Schaut den Sternenhimmel an – die Welt des Künftigen; und blickt in die Vergangenheit hinab – die Welt der Erfahrung: in Beiden steht's geschrieben. Was der Patriot thun soll, kann jeder wissen; denn, wie es gekommen ist, sah Jeder längst voraus. Es trifft Keinen unvorbereitet und unerwartet. Auch ist das Ende Keinem verborgen. Das ruhige Auge des Beobachters überschaut den nothwendigen Gang der Reaktion bis an ihr Ziel hin – den Abgrund. Der Weg, den sie eingeschlagen hat mit ihrem Wagen, dem schwerbeladenen, führt so steil hinunter, daß ihn kein Gott mehr aufhalten und retten kann die Führer und Passagiere. Wir aber, wir wollen muthig und standhaft dem Schlimmsten entgegen treten, was kommen kann. Aendern den Gang der Dinge können wir nicht mehr. Das vergeltende Verhängniß, welches die Verblendeten ins Verderben forttreibt, ist stärker geworden, als alle menschliche Macht. Und wenn, in patriotischer Selbstaufopferung, wir unsere Leiber vor die hinabrollenden Räder niederwerfen würden: hemmen können wir sie doch nicht; sie würden zermalmend über uns weggehen, wie der Wagen des Götzen zu Jaggernaut[276] über die Opfer des Fanatismus.

Die Reaktion treibt zur Katastrophe hin, die sie verschlingen wird, und die Katastrophe muß erwartet werden als etwas Unvermeidliches. Erst ihr Losbruch ruft die wahren Patrioten auf die Bühne. Erst dann, wenn das Feuer auflodern wird an tausend Enden und der himmelhoch aufgehäufte Zunder in Flammen aufschlägt und ein allgemeiner Brand zu verzehren droht mit allem Bösen auch alles Gute, mit dem Tand auch die Schätze, mit dem Absolutismus auch die theuersten Errungenschaften tausendjähriger Gesittung: – wenn sie Kunst und Wissenschaft und ihre Träger, und alles Bestehende, in ein gemeinschaftlich Grab stürzen will ohne Unterschied und ohne Prüfung – **dann** sollen wir, zum Opfertod für das Heiligste entschlossen, kühn und kalt den wilden Mächten der Zerstörung uns entgegenwerfen, uns einigen zu ihrer Bekämpfung. Und ein glorreicherer und gerechterer Bund wird auf Erden nicht gewesen seyn!

Diese Ansicht ist zu fassen, festzuhalten und zu verbreiten. An ihrer Durchführung hängt das Schicksal Deutschlands, der Gesellschaft.

Wie groß, oder wie klein die Zahl Derer sey, welche Aufopferungsmuth genug in sich tragen, im entscheidenden Augenblicke entschlossen und freudig Alles daran zu setzen an den Versuch, die Wogen der Zerstörung zu stillen und nach Leiden und Drangsal ohne Gleichen das unglückliche

---

Nation" austraten, woraufhin Kaiser Franz II. (1768–1835) am 6. August die Kaiserwürde niederlegte. Nahezu alle beteiligten Fürsten wurden hierfür mit Standeserhöhung, Bayern und Württemberg z. B. mit der Königskrone, belohnt.

[273] Nikolaus I. Pawlowitsch (siehe hierzu S. 49, Anm. 124), der für seine repressive Politik berüchtigt. Er verstand sich als Schutzherr der in Europa herrschenden monarchischen Ordnung und belebte deshalb 1833 von neuem die Heilige Allianz.

[274] Griech. Πυθία, Pythía; die amtierende weissagende Priesterin im Orakel von Delphi (griech. Δελφοί, Delphoí; lat. Delphi).

[275] Aus Leder geflochtene Riemenpeitsche; sie galt als charakteristisches Attribut der Kosaken bzw. der russischen Offiziere (russ. нагайка, Nagájka).

[276] Der tonnenschwere Prozessionswagen „Ratha" (sanskr. रथ) für die ind. Gottheit Jagannatha (sanskr. जगन्नाथ; Jagannātha) entwickelte sich im engl. Kulturraum zum Inbegriff für eine unaufhaltsame, alles vernichtende Kraft.

Vaterland vor dem Ruin der Anarchie zu schützen, das kommt jetzt nicht in Frage. Großes Unglück hat noch allemal große Menschen gezeugt. So einzeln sie jetzt stehen, die Treuen und Zuverlässigen, sie werden nicht vereinzelnt bleiben, wenn die Stunde der Gefahr geschlagen hat. Jetzt haben jene Männer den dringenden Beruf, Lehrer der Nation zu seyn, sie, besonnen und leidenschaftslos, zu einer klaren Erkenntniß ihrer Zustände zu bringen, in ihr den Glauben an die Gerechtigkeit Gottes zu stärken, den Sinn für Recht und Ehre zu pflegen, jenen für Deutschlands Größe und Selbstständigkeit wach zu erhalten, auf die Gefahren des Kommenden und Unvermeidlichen hinzudeuten, die Banden der stammlichen Vorurtheile und Antipathien schonend zu lösen, die partikularistische Selbstsucht durch Belehrung und durch die Erhebung der Idee zum Allgemeinen zu bekämpfen und so den Samen auszustreuen für die Wiedergeburt der Nation auf den Grundsätzen der Humanität. Sie sollen Steine sammeln und zusammentragen für den künftigen Neubau, während die Reaktion, im Wahne, das Alte, Einfallende zu erhalten, mit eigenen Händen den Grund aufreißt, auf dem es steht. Und die angedeuteten Mittel des patriotischen Wirkens in dieser entsetzlichen Zeit kann uns selbst der Absolutismus nicht ganz entziehen!

So laßt uns denn wirken, ihr Männer! so lange ein Wirken überhaupt uns noch gelassen ist! Der Leidenschaft baar, den sittlichen Ernst und die geistige Weihe nicht nur auf der Stirn, sondern auch im Herzen tragend, müsse unser Streben und unsere Lehre unablässig auf die bürgerliche, religiöse und moralische Erhebung unsers Volkes gerichtet seyn. In der Reaktion ist keine Gefahr, denn sie entleibt sich selbst. Große Gefahr ist aber in der Roheit des Volks. Bildet das Volk, um das Vaterland zu retten, und mit demselben rettet ihr die Freiheit! –



HOHENASBERG

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 119-125.

An die Leser des Universums.

Ein ganzes Jahr habe ich geschwiegen.

Warum? fragen meine Freunde.

Mein Buch und sein Urheber hatten seit dem Frühjahr vorigen Jahres Verfolgungen zu erdulden[277]. Eine Reihe von Maßregeln, welchen es glücklicherweise bei dem Wirrwarr der deutschen Dinge an der Kraft des Zusammenwirkens gebrach, bezweckten Einschüchterung und Unterdrückung. Konfiskation und Preßprozesse trafen das Werk und mich.

Warum? frage ich meine Feinde.

War es ein Verbrechen, daß mir die Nation ihre Achtung zuwendete, und mußte man darum, ohne irgend einen gründlichen Verdacht sträflicher Umtriebe, und vorbeigehend an den rechtlichen Formen, verdammen mein Buch um Worte willen vor Jahren ausgesprochen und längst verhallt? Mußten darum die Verhörrichter die Kammer meiner Seele erbrechen und meine Ueberzeugungen in ihrer geheimen Werkstätte, die Gedanken gleichsam im Entstehen belauschen? mußte man darum mich verdächtigen, weil man Verdächtiges vergebens bei mir gesucht, und muß darum der Argwohn an mir kleben bleiben, weil man überall an mir nichts gefunden, was ihn rechtfertigte? Man versprach, den schuldbeladenen Sünder bei mir zu fangen und man wußte ihn nicht zu liefern. Man stieg hinab in den Schacht meines Geistes, um Ideen zu erjagen, welche Herzen erwärmen und entflammen, und durchspürte die Gänge und Klüfte, um den Ursprung des Feuers zu finden und auszulöschen, das den Gedanken erleuchtet und seine Gestaltungen beseelt: man hat jeden Athemzug behorcht und nach den Zeichen und Bildern geforscht, welche die Sympathien verrathen sollten, die mich mit Hunderttausenden verbinden. Thorheit über Thorheit! Wenn sich der heilige Geist niederläßt wie feurige Zungen auf die Häupter der Organe dieser Zeit, dann glauben sie, er sey im Hexenkessel gekocht worden, und wenn die Menschen eines Sinnes geworden sind und eine Ueberzeugung durch die ganze Gesellschaft zieht, dann müssen es Zauberkräuter gethan haben, welche Verbrecherhand um Mitternacht gepflückt. Wahrlich! das ist ein unweises und verwegenes Spiel und es hat die längste Zeit gedauert! –

Nach den Preßprozessen kamen die Verbote. Rußlands Herr[278] eröffnete den Reigen. Andere Regierungen folgten. Wenn damals das Verbot in ganz Deutschland und in den östlichen Ländern Europas durchgeführt worden wäre, so wäre die Unterdrückung des Universums vollständig gelungen.

Das Buch hing mir am Herzen und mein Wirken durch dasselbe war mir theuer. Um das Aeußerste abzuwenden, sah ich nur einen Ausweg. Ich legte freiwillig ein Jahr lang die Feder nieder, stumpfte dadurch die Verfolgung ab und gewann Zeit, dem Buche für sein Bestehen ein neues Fundament zu bereiten. Das Universum hat jetzt in den Nordamerikanischen Freistaaten fünftausend Abonnenten.

Und nun, nachdem ich das Forterscheinen des Werkes gegen alle Fälle sicher gestellt habe, nehme ich die Feder wieder auf, mit dem Vorsatze, die Möglichkeit zu prüfen, das Universum auch seinen deutschen Freunden zu erhalten.

Werde ich das können? Werde ich im Stande seyn, die Schranken jederzeit zu wahren, innerhalb welcher den Gedanken eines Mannes noch gestattet ist, Ausdruck zu suchen, den die Ereignisse wider seinen Willen aus der Bejahung in die Verneinung getrieben? Wird mir gestattet seyn, noch fernerhin mit Seherblick von der Zukunft zu reden und vor den Machthabern von Dem zu sprechen, was Recht und Billigkeit gebieten? Darf ich dem Volke offenbaren, was ich für unvermeidlich halte und ihm sein

[277] „Meyer's Universum" war in Preußen von 1850 bis 1858 verboten; er selbst sollte am 17. Dezember 1851 auf Betreiben Preußens eine vierwöchige Haftstrafe antreten müssen.

[278] Nikolaus I. (siehe hierzu S. 49, Anm. 124).

eigenes Gepräge von beiden Seiten zeigen? Darf ich kund geben, was ich hoffe, und aussprechen, was ich fürchte? Darf ich auffordern, gemeinschaftlich zu rüsten, um im schlimmsten Falle doch das Kleinod zu retten, das höchste und kostbarste, den Schatz der Gesittung, den Gewinn so vieler Jahrhunderte? Werde ich volle Gerechtigkeit üben dürfen in meinem Urtheil in diesen Tagen, da die Ungerechtigkeit waltet, und Gehör erlangen für den Rath der Mäßigung, während an beiden Enden der Gesellschaft die maßlose Habsucht beflissen ist, Alles gewaltsam zu erraffen? Werde ich, während die Erde bebt, während die Vulkane sich zum Auswurf vorbereiten, während die Ueberzeugung herrscht in allen Köpfen, daß die Explosion, welche ein geworfener Funke entzünden kann im Augenwinken, ihre einstürzenden und verheerenden Oscillationen verbreiten müsse über Land und Meer nach allen Weltgegenden hin, zu so später Stunde noch das Wort erheben dürfen vor den fiebernden Fürsten und den grollenden Völkern, ohne Hohn und Haß von beiden Seiten zu ärndten?

Ich versuch's und wag's.

Meyer.

Zur Orientirung.

Alle Staaten haben ihre Stufenjahre[279], alle Völker haben ihre Phönixperioden, wo sie in fressenden Feuer flammen ihre Wiedergeburt vollbringen. Auch die Deutschen haben (vielleicht!) eine solche.

Wohl war's ein starkes Haus, das seit einem halben Jahrhundert in Trümmer liegt. Aus Cyklopengemäuer[280] war es aufgerichtet und die Kaiseridee stellte sich dem Volksbegriff als ein Athlet dar, welcher der Welt Gesetze schrieb. Doch die altersgrauen Mauern zerbröckelten in der Hand eines Jahrtausends, das Leben ging dem Riesen aus, und als der letzte Besitzer[281] von der Krone Karls davon gegangen war, so theilten sich die zurück gebliebenen Fürsten in des Reiches Erbe. Diese haben unter sich einen Bund gemacht[282]; Leben jedoch haben sie nicht hineingetragen. Der Tod ist sein Genius und Verwesung sein Gesetz.

Nur das Lebendige ist der Erhaltung werth, und nur für Das, was Leben hat, ist die Erhaltung ein Gewinn. Institutionen, die dem Leben der Völker fremd sind, haben niemals Dauer, und von Einrichtungen, die sie feindlich berühren, wenden sie sich ab mit Widerwillen. Der Bund, welcher das Gesammtseyn der deutschen Nation vertreten soll seit 35 Jahren, ist ihrem gesteigerten Lebensdrange viel zu enge geworden. Die Nation war sich längst bewußt, daß eine neue grünende Zeit aufgegangen sey der ganzen Menschheit, und daß ihr davon ein gutes Theil gebühre. Lebhaft fühlte Jeder, daß die Stunde nicht fern seyn könne, in der neue Formen für das deutsche Gesammtleben geschaffen werden müßten, wo ein neuer Vertrag abzuschließen sey zwischen Fürsten und Völkern, den obern und den untern Klassen der Gesellschaft.

Als nun vor 3 Jahren das Fastnachtsglöckchen[283] dem Königthume in Frankreich die letzte Stunde schlug, da schien auch für Deutschland die rechte Stunde gekommen, wo ein solcher Vertrag ins Werk zu setzen sey. Ueber den Zweck waren Alle einig; als man jedoch über die Wahl der Mittel forschte, siegte der Irrthum. Man mußte entweder Hand in Hand mit den Fürsten gehen, man mußte, diesen ganz vertrauend, ruhig und friedlich, in gesetzlicher, organischer, allmähliger Entwickelung, bedächtigen Ganges das Ziel verfolgen und jeden Fortschritt auf fortschreitender Volksbildung sicher fußen lassen, oder, – ohne die Fürsten durch die Revolution allein das Ziel in einem Sprunge zu erhaschen trachten, auf die Gefahr hin, daß ein allgemeiner Bankbruch nachfolge, in dem Alles verloren gehe, der neue wie der alte Besitz.

Zu ungeduldig für das Erste und zu bedächtig und furchtsam für das Letzte, suchten die Männer, welche in jener Zeit als Rathgeber der Nation agirten, das Ziel zwischen den beiden Wegen. Man wagte die Revolution; man rief sie aus als den Genius der neuen Ordnung; man forderte kühn, daß das positive Recht anheimfalle dem Naturrecht; man schickte das Volk auf die Barrikaden: aber zurück-

---

[279] Siehe hierzu S. 37, Anm. 87.

[280] Das Zyklopenmauerwerk oder Polygonalmauerwerk ist eine Sonderform des Bruchsteinmauerwerks aus sehr großen, unregelmäßigen Steinen, die paßgenau aufeinandergeschichtet sind.

[281] Franz (1768–1835) aus dem Haus Habsburg-Lothringen war von 1792 bis 1806 als Franz II. der letzte Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. 1804 begründete er das Kaiserreich Österreich, das er als Franz I. bis zu seinem Tod regierte.

[282] Der mit der Schlußakte des „Wiener Kongresses" vom 8. Juni 1815 konstituierte „Deutsche Bund" aus 38 souveränen deutschen Staaten, der bis 1866 bestehen sollte. Ihm gehörten ursprüngl. an: 1. Österreich (ohne Galizien und Lodomerien, Ungarn, Kroatien, Dalmatien und Lombardo-Venetien), 2. Preußen (ohne Ost- und Westpreußen und das Großherzogtum Posen), 3. Bayern, 4. Sachsen, 5. Hannover, 6. Württemberg, 7. Baden, 8. Hessen-Kassel, 9. Hessen-Darmstadt, 10. Holstein, 11. Luxemburg, 12. Braunschweig, 13. Mecklenburg-Schwerin, 14. Nassau, 15. Sachsen-Weimar-Eisenach, 16. Sachsen-Gotha, 17. Sachsen-Coburg, 18. Sachsen-Meiningen, 19. Sachsen-Hildburghausen, 20. Mecklenburg-Strelitz, 21. Oldenburg, 22. Anhalt-Dessau, 23. Anhalt-Bernburg, 24. Anhalt-Köthen, 25. Schwarzburg-Sondershausen, 26. Schwarzburg-Rudolstadt, 27. Hohenzollern-Hechingen, 28. Liechtenstein, 29. Hohenzollern-Sigmaringen, 30. Waldeck, 31. Reuß älterer Linie, 32. Reuß jüngerer Linie, 33. Schaumburg-Lippe, 34. Lippe, 35. Lübeck, 36. Frankfurt a. Main, 37. Bremen, 38. Hamburg (Aufzählung nach der „Deutschen Bundesakte", Art. 6).

[283] Die Pariser Februarrevolution, die am 24. Februar1848 in Frankreich dem dortigen konstitutionellen Königtum das Ende bereitete und von dort als Funke nach Deutschland übersprang, der sich schließlich am 18. März in den Barrikadenkämpfen von Berlin entzündete.

scheuend vor den Konsequenzen, beging man die Albernheit, an die Möglichkeit zu glauben, Das, was nur durch die Revolution im Sturm erobert werden konnte, von der Selbstaufopferung der Fürsten zu verlangen. Man erschrak vor der Medea der Empörung, und anstatt ihren Zauberkräften fest zu vertrauen – da – als schon alle schlimmen Leidenschaften aufgeweckt, als schon das tobende Menschenmeer die Dämme des Gesetzes und der Regierungsgewalt überall durchbrochen hatte, als die aufgestandenen Völker, Sieger über die bewaffnete Macht, nur noch des letzten Losungswortes harrten, die Throne zu zerschlagen und umzustürzen Verfassung, Gesetz und Autorität überall, damit der deutsche Boden eben werde für den zur Volksbeglückung verheißenen Neubau: – da scheuten die Baumeister zurück, und an ihrer Fähigkeit, die Aufgabe zu lösen, selbst verzweifelnd, riethen sie dem getäuschten Volke, Das, was die Revolution allein geben konnte, von den freiwilligen Zugeständnissen der Fürsten zu erwarten.

An diesem thörichten Beginnen, Feuer und Wasser zu mengen, Unverträgliches durch friedlichen Vertrag mit einander zu verständigen und dem monarchischen Elemente, während es im Besitz aller Gewalt gelassen wurde, zuzumuthen, sich dem demokratischen freiwillig unterzuordnen, scheiterte nothwendig das gewagte Unternehmen. Es konnten gewaltthätige Rückwirkungen nicht ausbleiben, welche denn allmählig die ganze Bewegung wieder rückläufig gemacht haben. Die Nation, von ihren unfähigen Führern verlassen, sieht sich in ihren Hoffnungen und Erwartungen betrogen, und so ist denn jener entsetzliche Zwiespalt zwischen den Herrschern und Unterthanen, zwischen den Regierungen und Regierten eingetreten, welcher, zur Unversöhnlichkeit gesteigert, die Nation in einen Zustand hingedrängt hat, der unhaltbar ist. Die Revolution hat die Contrerevolution geboren. Es stehen sich die allerweitesten und äußersten Gegensätze schroff gegenüber, und die ungeheure Spannung droht zu endigen in eine gewaltsame Explosion, welche die Gesellschaft unter ihren Trümmern begräbt. Angesichts dieser wirklich großen Gefahr erscheint das Schwertrecht der Autorität nicht ohne Berechtigung und wird in den Augen Vieler zur traurigen Nothwendigkeit. Die Ruhe von Warschau[284], die Dotation des Czars für West-Europa, nimmt auch Deutschland aus seinen Händen hin, und hier, wie dort, in ihrer Heimath, wird sie auf der Spitze der Bajonette getragen. –

Die Contrerevolution ist klug und sie hat viel gelernt. Sorgfältig hütet sie sich, die Massen zu verletzen oder zu beunruhigen. Sie läßt die Blätter grünen und legt die Axt an die Wurzel. Ihr Geschütz ist vorzugsweise gegen die geistigen und materiellen Kräfte der volksfreiheitlichen Entwickelung gerichtet, auf die Zerstörung ihres Rechtsbodens, auf die Vernichtung der Intelligenzen, welche sich dem Dienste des Volks widmen. Was die Massen in der Revolution an greifbaren Vortheilen errungen haben, das läßt sie noch unangetastet, Das aber, was verloren ging oder wieder eingezogen wurde an höhern Gütern, das fällt, ihrer Meinung nach, nicht in den Kreis der Volkserkenntniß, oder es ist der Menge wenig werth, weil sie dessen Werth nicht zu schätzen weiß. Alle Welt ist unzufrieden und die intelligenten Klassen sind es am meisten; diese schweigen jedoch aus Furcht und der gemeine Mann schlummert, bis die – Noth ihn ruft. – Gegenwärtig ist die Nation einer Somnambüle[285] zu vergleichen. Wie in diesem Zustande das ganze höhere, geistige Leben eines Menschen in's Thierische hinabgestiegen und alle selbst thätige Willkür erloschen ist; wie alle Bewegungen nicht mehr dem Gebote des Einen und Einenden, dem selbstbewußten Willen, gehorchen, sondern im Schlafwandeln Richtung und Ziele bekommen von unbekannten Kräften; wie alle Sinne geschlossen sind und in sich gekehrt und die Seele mit wesenlosen Traumbildern spielt: so die deutsche Nation! Es ist nicht Apathie, nicht Versunkenseyn, Abspannung, Gleichgültigkeit; es ist die auf's Höchste gespannte Reizbarkeit, welche still des Ausgangs lauscht. Unheimliche Erscheinungen mancherlei Art offenbaren diesen Zustand. Prophetische Organe haben sich im Volke erschlossen; Bildungstriebe nie gesehener Art knospen und schießen empor; Ahnungen des Unvermeidlichen sind in ihm wach; Ideen der extravagantesten und ausschweifend-

[284] Bezieht sich auf den Ausspruch des frz. Kriegs- bzw. Außenministers Horace François, comte Sebastiani de la Perta (1772–1851) anläßlich des Polnischen Aufstands vom November 1830, das bei mehreren zeitgenössischen Karikaturen – z. B. bei denen von Charles Joseph Travies de Villiers (1804–1859) und Jean Ignace Isidore Gérard Grandville (1803–1847) – Verwendung fand. Der Originalausspruch lautete übrigens: „Le gouvernement a communiqué tous les renseignements qui lui étaient parvenus sur les événements de la Pologne [...]. Au moment où l'on écrivait, la tranquillité régnait à Varsovie."

[285] Frz. le somnambule, der Schlafwandler.

sten Art über Staat und Gesellschaft gehen um wie Gespenster, finden Organe und graben sich in die öffentliche Meinung; Systeme, im Tollhause ausgebrütet, finden unter Narren und Schurken ihre Apostel und schmeicheln bestialischen Gelüsten.

Und gegen diese geheimen und unheimlichen Kräfte und Wirkungen kämpft die Autorität, wie der Ritter gegen Windmühlen, – polternd, zornig, erfolglos. Die Regierungen, befangen in der Finsterniß, die sie selbst geschaffen haben, und entsetzt vor der Gräberruhe, die sie selbst machten, haben, fortwährend beängstigt, die Polizei ausgerüstet mit unumschränkter Vollmacht zu jeglicher Inquisition, und diese sagt der verwunderten Welt noch einmal vor, was sie im Jahre 18 [sic!] gehört hat, und fabelt von einer weitgreifenden Verschwörung und von Hochverrath in allen Winkeln. Auf ihren Händen erhebt sie ein paar windige Schneidergesellen zu Helden der Bewegung, welche die Welt in neue Bahnen führen soll. Schriftstücke, die für ihre Urheber als Eintrittskarten in's Narrenhaus gelten sollten, die macht sie zu Zeugnissen und Urkunden unerhörter Vorhaben und Verbrechen, und der Wahnsinn einiger Menschen muß den Vorwand hergeben, den Frieden des Hauses zu brechen an 100 Orten, die Geheimnisse der Familien profanen Händen zu überliefern und anzustellen ein allgemeines Treibjagen auf Verschwörer, die nirgends zu finden sind, als in der Vision Derer, welche von der Furcht den Auftrag erhalten haben, Verschwörungen zu entdecken. „Fängt man die Malaria mit Sbirren[286]?" Unglücklicher konnte man die Waffen zur Bekämpfung eines unsichtbaren und unfaßbaren Feindes nicht wählen. Nicht geschwächt wird er dadurch; er wird gekräftigt. –

Bei der heftigen Spannung der Gemüther hat ein so unbegreiflicher Mißgriff gerade noch gefehlt, um die Entrüstung aller Herzen, denen an der Ehre des Vaterlandes gelegen ist, zu vollenden, und alle bösen Leidenschaften, welche schon vorher nur zu viel Nahrung an den Ereignissen fanden, auf einen Grad hinauf zu treiben, welcher das Räthsel einer befriedigenden Ordnung unserer öffentlichen Angelegenheiten für menschliche Kräfte unlöslich macht.

Die Krisis ist da; die Katastrophe wird nicht lange auf sich warten lassen. Noth und Theuerung werden kommen und sie beschleunigen. Wir stehen offenen Auges an einem Abgrund, rathlos und thatlos, und alle Schrecken steigen aus der Tiefe. Es faßt die Fürsten, es ergreift die Regierungen, es packt alle Träger des alten Staats mit dämonischer Gewalt und treibt sie, gegen ihren Willen, zu Maßregeln fort, deren Fruchtlosigkeit oder Schädlichkeit offen zu Tage liegen. Delirium und Veitstanz treten an die Stelle der Weisheit und Besonnenheit. Der einsichtige Einzelwille vermag nichts mehr. Wenn der Vorhang der nächsten Zukunft herunterfällt, so werden die Furien auf der Bühne stehen; was aber das Ende ist, das ist mit sieben Siegeln verschlossen und Niemand weiß es, denn Gott allein. –

Wohl steht im Hintergrunde der Zerstörung
Ein hoher Geist, den ich beschwören möchte;
Doch stolzer Haltung schreitet er einher,
Den Hohn im Blicke, fremd der wüsten Welt
Und rasch versinkend, wie er kaum erstanden,
Zieht er hinab zu seinem Schattenreich. –
Er läßt zurück das Eine nur, ein Wort,
Des deutschen Mannes letzten Stab und Hort:[287]

Sinket des Vaterlands Stern, so leuchtet der Menschheit
Ewiges Sternbild doch durch die zweifelnde Nacht.

[286] Ital. sbirro, „der Spitzel".

[287] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 129-132.

DCXXXXI. Brescia[288].

Die Italiener sagen: um mit der Welt fortzukommen, „müsse man etwas närrisch seyn“. Das Recept ist gut und spart viele Thränen und viel Kopfbrechens. Ein anderes heißt: „wartet’s ab!“ Eine kleine Dosis Narrheit und eine große Dosis Geduld sind das Beste in dieser Zeit und die Italiener und die Deutschen können’s gemeinschaftlich gebrauchen. – Als nach der Vertreibung der Franzosen Oesterreich halb Italien in seine Eisenarme nahm[289] und es voller Zärtlichkeit, wie der Leu sein Junges, fast erdrückte, als das Volk ächzte und eine Dauer der Fremdherrschaft bis an den jüngsten Tag fürchtete, da dachte ich: „wartet’s ab!“ Als dann auf den Ruf des gallischen Hahns Italien in flackernder Begeisterung sich erhob[290] und die Rückkehr der Zeiten des Saturns verhieß und es träumte vom Wiedergewinn des verlorenen Paradieses, da sagte ich: „wartet’s ab!“ Als das Heldenstück ausgespielt war und die Feuer auf den Bergen erloschen und Tricolore und Calabreserhüte[291] abgenommen waren von den Thürmen und Köpfen und die struppigen Haare glatt gekämmt und man Galgenbäume setzte an die Stelle der Freiheitsbäume und Kasernen machte aus den Rathhäusern und die Gnade zu Pulver und Blei Alle bedachte, welche an ihrem Unterthanenglück zu zweifeln wagten, da sagte ich abermals: „wartet’s ab!“ und – „wartet’s ab!“ sage ich heute. – Der Bogen, den man zu scharf spannt, muß erschlaffen, oder er – muß brechen. „Wartet’s ab!“

Brescia, Matrone du in Trauer, es wird kommen der Tag, wo du das Wittwenkleid ablegst und ganz Italien dich schmücken wird wie eine Braut zur Hochzeit! Was du im Sturme der Begeisterung und Aufopferung gesäet hast, hat dein Blut, das eine Hyäne in Menschengestalt[292] stromweis vergossen, nicht weggeschwemmt aus der Erinnerung, und von deinem Märtyrerthum für die Sache des Vaterlandes werden noch ferne Zeiten reden.

Brescia leitet seinen Ursprung bis in die griechische Heroenzeit hinan und die Stadt nennt Herkules ihren Erbauer. Die ersten Einfälle der Gallier verwüsteten sie; Brennus[293] stellte sie wieder her. Reich und groß geworden unter der Republik und unter den Kaisern, blühte sie fort bis zum Einfall der Barbaren unter Attila, der ihr römisches Leben vertilgte. Gothen herrschten dann und Longobarden siedelten auf ihren Trümmern; letztere machten sie zur Hauptstadt eines Herzogthums. Brescia ging auf und nieder in den spätern Jahrhunderten, während welchen Oberitalien, nach Perioden der Ruhe, von Krieg und Verheerung und allen Leiden heimgesucht ward, die sich an häufige Veränderungen der Herrschaft knüpfen. Am drückendsten erschien ihm das deutsche Joch, und als die lombardischen Städte ihr Haupt gegen die Kaiser erhoben, da war Brescia eine der vordersten und ersten. Sein Kampf um die

[288] Lat. Brixia.

[289] Ab 1814/15.

[290] Im Jahre 1848/49.

[291] Der Kalabreser ist ein breitkrempiger und ursprünglich aus Kalabrien (daher die Bezeichnung) stammender Filzhut mit einem spitz zulaufenden Kopf; er wurde 1848 von den ital. Republikanern und Freiheitskämpfern getragen.

[292] In den zehn Tagen vom 23. März bis zum 1. April 1849 hatte sich Brescia gegen die österr. Herrschaft erhoben (ital. le dieci giornate di Brescia); der Aufstand war vom österr. General Julius Jacob von Haynau (siehe hierzu S. 147, Anm. 468) brutal niedergeschlagen worden.

[293] Brennus (gall. Brennos), ein Heerführer der keltischen Senonen, der im 4. Jhd. v. Chr. bis nach Rom vorgestoßen war und die Stadt geplündert hatte.

Freiheit war an Großthaten reich. Eben so tapfer und entschlossen als die Brescianer sie erfochten, eben so fest und ausdauernd vertheidigten sie ihren Besitz. Im 14. Jahrhundert widerstanden sechstausend Bürger einem sechsfachen deutschen Heere unter der Führung König Heinrichs, des Luxemburgers[294]; 1412[295] vertheidigten die Frauen, die Heldin Brigitte Avogadro[296] an der Spitze, die Stadt mit Erfolg gegen das stürmende Heer des Piccinino[297] während der Abwesenheit der Männer, welche fern von der Heimath zu Felde waren. 1426 gerieth Brescia unter die Hoheit Venedigs, das, zu seinem Schutze zu schwach, die Stadt nach der Schlacht bei Aguadello[298] 1509 den Franzosen überließ. Nach 3 Jahren schüttelte sie das fremde Joch zwar ab; aber ein französisches Heer unter Gaston de Foix[299] rückte ein und nahm die Stadt im Sturm wieder. Das Schicksal der Ueberwundenen war grausam. Die fremde, rohe Soldateska überließ sich allen Greueln. Von den Einwohnern wurden 9000 in den Straßen und Häusern erschlagen und nach 7tägiger Plünderung die Stadt angezündet und gänzlich verheert.

Dennoch erhob sie sich wieder durch die Energie des Geistes und Willens, welche dem Brescianer inne wohnt seit den ältesten Zeiten. Die Freiheit war verloren; der Fleiß eroberte einen fest begründeten Wohlstand, und dieser hat sich erhalten und ist zum Reichthum angewachsen bis in die neueste Zeit. Selbst die Hand eines Barbaren, welcher die Brescianer für ihre Ausdauer im letzten Unabhängigkeitskampfe Italiens mit wilder Rohheit züchtigte und die niedergeworfene Stadt dem Morde und den Flammen überlieferte, vermochte nur die Trauer in alle Familien zu tragen, nicht aber die Quellen des Erwerbs zu verwüsten, die der Stadt in dem Seidenbau, in der trefflichen Stahl- und Eisenfabrikation der Gegend, in den Filaturen[300] und Webereien, in ihren berühmten Waffenfabriken etc. beständig fließen.

Brescia ist am Fuße der rhätischen Alpen, am Rande der fruchtbaren Poebene, hingebaut, – in einer lachenden Gegend mit mildem südlichem Klima und geschützt durch die Mauern der Gebirge vor den rauhen Winden aus Nord und Ost. Stundenweit ist um Brescia alles Land Ein Garten, wo Orange und Citrone im Freien reifen, wo Oliven und Maulbeerbäume, von Reben umschlungen, die Höhen und Gelände bekleiden. Die Anlage der Stadt ist großartig. Sie ist von breiten Straßen durchschnitten und hat eine Menge Plätze und Märkte, welche Denkmäler und Springbrunnen zieren, viele derselben aus Marmor, manche Meisterwerke der Kunst. Die Einwohner gelten als streitsüchtig, leidenschaftlich und tapfer bis zur Verwegenheit. Ihre Liebe zur Freiheit ist der rothe Faden, der sich durch das schicksalreiche Leben der Stadt zieht. Sie hat ihr oft Kampf, immer Ruhm, nicht selten Verderben gebracht. Die Zahl der Einwohner übersteigt 40,000. Das alte Schloß auf dem nächsten Hügel ist jetzt zur Festung umgeschaffen und hält mit eiserner Faust die Brescianer im fremden Joch. – Brescia ist Bischofssitz, es hat ein Seminar, Gymnasium, Lyceum, Athenäum, eine musikalische Akademie und viele kostbare Sammlungen; ein Museum der Naturgeschichte, botanischen Garten, öffentliche Bibliothek[301] von 50,000 Bänden mit vielen Handschriften, die bis ins sechste Jahrhundert reichen; Gemäldegallerie, Kupferstichkabinet etc. Das merkwürdigste Gebäude ist der alte Dom[302], noch aus der longobardischen Zeit, vordem ein römischer Tempel, aus dem eine Menge Bildwerke übrig waren, die aber ein Senatsbeschluß im 15. Jahrhundert zerstört hat; der neue Dom[303] ward im 16. Jahrhundert aus Marmor erbaut. – Viele

---

[294] Im Jahre 1311 gegen Heinrich VII. von Luxemburg (1278/79–1313), seit 1308 römisch-deutscher König und seit dem 29. Juni 1312 römisch-deutscher Kaiser.

[295] Recte: 1438.

[296] Brigida Avogadro (Lebensdaten nicht ermittelt).

[297] Der ital. Condottiere Niccolò Piccinino (1386–1444).

[298] Die Schlacht bei Agnadello Mitte April 1509, die die Venezianer verloren.

[299] Gaston de Foix, duc de Nemours (1489–1512; gefallen).

[300] Frz., filature, die Spinnerei.

[301] Die in den Jahren 1746 bis 1749 im Auftrag von Bischof Angelo Maria Querini (1680–1755) nach Plänen von Giovanni Battista Marchetti (1686–1758) errichtete gleichnamige öffentliche Bibliothek im Komplex des Bischofpalastes.

[302] Die „Concattedrale invernale di Santa Maria Assunta“ (die „Winter-Kathedrale“), deren Ursprünge bis ins 10. Jhd. zurückreichen.

[303] Die „Cattedrale estiva di Santa Maria Assunta“ (die „Sommer-Kathedrale“), deren Bau zwar bereits 1604 begonnen wurde, jedoch erst im Jahre 1824 abgeschlossen werden konnte.

andere Kirchen sind prächtige Werke und bewahren einen Gemäldeschatz großer Meister; von Tizian[304], Pau[l] Veronese[305] u. A. sind mehre der berühmtesten Bilder in den Kirchen, in dem Rathhause[306] (*della Loggia*) und in den Palästen Tosi[307] und Zechiferari[308] zu suchen. Der Freund des Alterthums findet in Brescia einen antiken Tempel, und unter den ausgegrabenen Bildwerken ist eine Bronzestatue der Viktoria unter die besten zu rechnen, die auf die Gegenwart gekommen sind.

[304] Tizian (eigentl. Tiziano Vecellio; zw. 1488 u. 1490–1576).

[305] Paolo Veronese (eigentl. Paolo Cagliari; 1528–1588).

[306] Der Palazzo della Loggia, in den Jahren 1492 nach Plänen von Filippo Grassi († ca. 1516) begonnen und 1574 nach denen von Jacopo Sansovino (eigentl. Jacopo Tatti; 1486–1570) und Andrea Palladio (eigentl. Andrea di Pietro della Gondola; 1508–1580) fertiggestellt.

[307] Der in den Jahren 1810 bis 1814 erbaute Palazzo Tosio, der jedoch in den Jahren 1824 bis 1829 und 1834 bis 1840 fundamentale architektonische Eingriffe durch Rodolfo Vantini (1792–1856) erfuhr.

[308] Vielleicht der Palazzo Martinengo Palatini aus dem 15. Jhd.



DCXXXXI

BRESCIA

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 134-142.

DCXXXXIII. Lübeck.

Der Blick auf Lübeck schlägt ein Stück Weltgeschichte auf; denn Lübeck war das Haupt der Hansa, jener mittelalterlichen Großmacht ohne Land, Fürst und Reich. Die Hansa ist vergangen mit ihrer Zeit; ihre Vesten sind zerbrochen, ihre Faktoreien sind verlassen, ihre Heere sind begraben, ihrer Kriegsflotten Staub hat längst der Wind verweht, ihre Institutionen und Ordnungen sind unsern Tagen fremd geworden; doch des todten Bundes Glieder, seine Städte, treiben, grünen und blühen fort, wenn auch der starke und kühne alte Geist in den verweichlichten Enkeln kaum mehr ist, als ein Schatten.

Die deutschen Hafenstädte an der Nord- und Ostsee hatten lange schon vor ihrer Vereinigung zum Hansabunde durch Schifffahrt und Fischfang Bedeutung. Bremer und Lübecker führten deutsche Kriegerschaaren in den Kreuzzügen an die syrischen Küsten, und der Orden der deutschen Herren zur Bekehrung der heidnischen Völkerschaften an den Gestaden der Ostsee, woran sich die Ausbreitung der deutschen Herrschaft bis zum finnischen Meerbusen knüpfte, fand in jenen Städten Stützpunkte und wirksamen Vorschub. Lübeck war damals vor allen andern Städten mächtig. Seine Kaufleute folgten den Eroberungszügen der deutschen Ordensritter auf dem Fuße. Sie richteten Faktoreien in den besetzten Landstrichen ein und machten sich zu Herren des russischen und polnischen Handels, der sie mit Reichthümern lohnte. Die freie Reichsstadt stand schon im 12. Jahrhundert in solchem Ansehen, daß die norddeutschen Fürsten sie zum Bündniß gegen die Dänen einluden, und als diese auf ihren Raubzügen an den deutschen Küsten lübecker Gebiet antasteten und lübecker Schiffe molestirten, erklärte die Stadt mit dem Stolze und dem Muthe freier Männer, die sich ihres Rechts und ihrer Kraft bewußt sind, den Krieg. Die Dänen, damals die größte und gefürchtetste Macht im Norden des Welttheils, sandten ein Heer ab, um die Lübecker zu züchtigen. Da zog aus der Stadt Alles, was ein Schwert heben und eine Streitaxt schwingen konnte, den Dänen entgegen, und in der Schlacht am 22. Juni 1227[309] wurde durch die Bürger ein Sieger fochten, so herrlich als Männer jemals für Recht und Freiheit über fremde Unterdrücker einen erkämpft haben. Aufgestachelt von Stolz und Rachsucht, schickte hierauf Dänemark Heer auf Heer und Flotte auf Flotte, die Lübecker zu vernichten; diese aber setzten mit ausdauerndem Heldenmuth ihr Alles, ihr Leben und ihr Gut, an die Behauptung der Freiheit. Sie riefen ihre Handelsschiffe aus allen Meeren heim, bewaffneten sie und machten daraus eine Kriegsflotte, stark genug, um den dänischen Geschwadern entgegentreten zu können. Im Jahr 1234[310] schlugen die Lübecker die erste Seeschlacht. Einen ganzen Tag dauerte das Ringen; Wunder der Tapferkeit geschahen von beiden Seiten; doch endlich siegte der Deutschen unbezwinglicher Muth und die dänische Flotte wurde vernichtet. Da gab Dänemark den Kampf auf, und es schloß Frieden mit der kleinen Republik, an deren eisernem Muthe der Unterjochungsversuch gescheitert war.

Lübecks Ansehen war durch den Ausgang dieses bewundernswürdigen Kampfs hoch gestiegen. Die norddeutschen Städte, von Königsberg bis nach Amsterdam, schickten Ehrenboten nach Lübeck, und dieses, die günstige Zeit benutzend, schlug den Städten ein Bündniß zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihrer Freiheit, ihrer Rechte und ihres Besitzes gegen die Bedrückungen der Fürsten und des Adels und zur Abwehr äußerer Feinde, so wie auch zur Förderung ihrer Handelsinteressen vor. Auf diese Weise ist der Bund der Hansa im Jahr 1241 zu Stande gekommen, dem sich nach und nach die größten Handelsstädte Norddeutschlands, der Niederlande, Polens und Kurlands anschlossen. Mit Neid und Eifersucht betrachteten die Fürsten einen Bund freier Bürgergemeinden, der den Uebergriffen ihrer Autorität entgegentrat und ihre, schon damals auf Vernichtung der bürgerlichen Freiheit gerich-

[309] In der Schlacht von Bornhöved.

[310] Die Seeschlacht bei Warnemünde ist historisch nicht belegt.

teten Pläne durchstrich. Selbst nicht stark genug, den Städtebund, welcher durch seine Geldkraft und durch die gemeinschaftliche Wehrverfassung über gewaltige Mittel zum Kriege gebot, offen zu befehden, hetzten sie an Dänemark so lange, bis dieses Reich, das seine von den Lübeckern erlittenen Niederlagen nicht verschmerzen konnte, endlich den Krieg wieder aufnahm. Dies geschah 1249. Der Dänenkönig Erich IV.[311] ließ durch seine Kriegsschiffe die friedlichen Kauffahrer der Lübecker kapern, er ließ ihre Bemannung in Ketten nach Dänemark schleppen, die in seinen Staaten reisenden lübecker Kaufleute gefangen setzen, ihre Güter konfisziren und durch Einfälle und Raubzüge lübecker Gebiet plündern und verheeren. Da zog Lübeck abermals mit einer Flotte von 200 Schiffen unter Kommando seines Admirals und Bürgers Soltwedel[312] aus und fuhr, unbekümmert um die dänischen Geschwader an seinen Küsten, direkt gen Kopenhagen. Erstürmt wurde die Königsstadt, verbrannt das Königsschloß, der Dänen Hauptstadt geplündert und Schatzung erpreßt zum Entgelt für alle erlittene Unbill. Als der Züchtigung genug schien, fuhren die Lübecker, mit Geißeln und Beute beladen, vor Stralsund, das damals auch ein dänischer Besitz war und für die zweite Stadt des Reichs gehalten wurde. Auch Stralsund wurde erstürmt, die dänische Besatzung dem Schwerte hingegeben, die Stadt dem Feuer. – Das wirkte. Die Dänen machten Frieden und hielten Ruhe lange Zeit. Die nun folgende Friedensperiode wurde von den Lübeckern zur Pflege und Ausbreitung ihrer Handelsverbindungen mit derselben Kraft und Willensstärke benutzt, welche ihnen zum Siege im Kriege verholfen hatte. An den Ruhm knüpfte sich der Reichthum. Lübecks Ansehen theilte der ganze Bund; er schloß sich enger und fester zusammen und seine Organisation wurde vervollkommnet. Große Rollen spielten Riga und Köln in demselben, als Grenzpunkte der Hansa nach Nord und West, und auch Hamburg und Bremen blühten unter dem Bundesschutz rascher auf, als Lübeck angenehm war. Der hanseatische Verkehr wuchs in's Unermeßliche. Alle Glieder des Bundes nahmen daran größern oder kleinern Theil. Der ganze Großhandel des Nordens gerieth in die Hände der Hansa, und ihre eigensüchtige Handelspolitik, von der Macht gestützt, welche Muth, Geld, Flotten und Heere gaben, ließ keinen Nebenbuhler aufkommen und räumte aus dem Wege Alles, was ihrem Handelsvortheil hemmend oder nachtheilig werden konnte.

„Der Bund hat vier Herzen", sagte der damalige Volkswitz; er hatte nämlich 4 Hauptniederlagen (Faktoreien): eine in Norwegen zu Bergen, eine in Rußland zu Nowgorod[313]; eine in England zu London; eine in den Niederlanden zu Brügge. Die bergener Faktorei sicherte ihm den Besitz der großen Fischerei. Von Bergen aus wurde der Walfischfang betrieben, der sich zu jener Zeit auf die arktischen Gewässer um Grönland und Spitzbergen beschränkte; Heringe, Stockfische und Kabeljau aber lieferten die norwegischen und lappländischen Küsten fast ausschließlich in jenen Jahrhunderten, wo von den Fischereien an den amerikanischen Gestaden noch keine Rede seyn konnte. Die ganze Christenheit wurde dadurch gleichsam an die Hansa tributpflichtig, denn ihre Fischwaaren konnte man als Fastenspeise nirgends entbehren. Die bergener Faktorei okkupirte die Hälfte der ganzen Stadt. Die Hansa unterhielt in derselben 3000 Beamte und Arbeiter und beschäftigte von Bergen aus über 300 Schiffe. Filialfaktoreien, von der Bergener abhängig, waren in mehren Häfen Norwegens, Lapplands, Islands und Grönlands errichtet.

Das zweite Hauptetablissement der Hansa war Nowgorod in Rußland. Durch dasselbe und durch das Filial zu Moskau eröffnete sie sich die Wasserstraßen der Wolga, des kaspischen und schwarzen Meeres nach Centralasien, Indien und China. Europäische Manufakturen, Goldmünzen und Silberbarren dienten als Tauschmittel. Es war dies ein höchst ausgedehnter Handel, den Traktate mit den moskowitischen und tatarischen Herrschern sicherten. Die Ausfuhr der Produkte Rußlands und der tatarischen Länder nach Europa, von Pelzwerk, Leder, Häuten, Hanf, Flachs, Wachs (ein Hauptartikel in den katholischen Zeiten!), Honig (der damals den Zucker vertrat), Kupfer, Hausenblase, Talg etc., geschah nur durch Vermittlung des Hansabunds und eben dadurch wurde die Handelsverbindung mit den Hanseaten nothwendig für alle seefahrenden Nationen. Ihre Faktorei in Nowgorod unterhielt 4000 Arbeiter

---

[311] Erik IV. Plovpenning (dän. Erik 4.; 1216–1250; ermordet), seit 1241 König von Dänemark.

[312] Alexander von Soltwedel (vor 1240–ca. 1291), wohl seit 1250 Ratsherr zu Lübeck.

[313] Weliki Nowgorod (waräg. Hólmgarðr; altnord. Nýgarðr; russ. Великий Новгород, Velíkij Nóvgorod, „Groß-Neustadt"; dt. Naugard), bis 1999 Nówgorod (russ. Новгород); die; die Stadt wurde erstmals 862 in altruss. Chroniken erwähnt.

und Beamte. Sie war, gleich einer Festung, mit hohen Mauern und Gräben umgeben; nur zu gewissen Stunden durften Russen hinein; des Nachts war sie geschlossen und in den Gräben hielten Bären, Hunde auf den Wällen Wacht. Ueber die ungeheuern Vortheile, welche die Hansen aus diesem Handel zogen, bewahrten sie das tiefste Geheimniß. Sie setzten es sogar in den deutschen Ostseeprovinzen (Kurland und Liefland[314]) durch, daß keinem Nichthanseaten, oder Ausländer, die russische Sprache gelehrt werden durfte. Erst 1494 ging, unter Iwan dem Schrecklichen[315], der die Faktorei zu Nowgorod plünderte und die Hanseaten in den Kerker warf, das Etablissement verloren.

Die dritte Haupt-Position der Hanseaten für ihren Welthandel war die Faktorei in London. Noch ist der, die halbe Thames-Street einnehmende, Stahlhof[316] (*Steel Yard*) mit seinen Speichern und Magazinen hanseatisches Eigenthum, – ein Riesenkreuz gleichsam auf ein Hühnengrab. Die Privilegien der Hanseaten in England und ihre Thätigkeit lieferten ihnen die wichtigsten Geschäftszweige in die Hände. England war damals berühmt, wie später Spanien es war, wegen seiner Wolle. Die niederländer und flandrischen Tuchfabriken, deren Erzeugnisse überall hin verfahren wurden, verarbeiteten vorzugsweise englische Wolle und die Hanseaten lieferten dieselbe. Sie exportirten jährlich 100 bis 150 Tausend Ballen aus England, und dieses empfing dafür von ihnen das Eisen und den Stahl Schwedens, die russischen Produkte, die norwegischen Fische und die Erzeugnisse Indiens. Drei Jahrhunderte blieb dieser gewinnreiche Großverkehr ungestört; in der Mitte des 15. Jahrhunderts entspann sich aber eine Fehde mit den Briten, hanseatische Schiffe wurden von den Engländern geplündert, hanseatische Kaufleute in den Kerker geschleppt oder ermordet, die Faktorei in London geschlossen. Da schrieben die Lübecker eine Versammlung aus für alle Städte, welche dem Bunde angehörten, und trugen darauf an, daß man an England thue, wie ihre Väter vordem an Dänemark gethan hatten. Sie wollten, daß man alsbald mit dreihundert Schiffen in die Themse fahre, London einnehme, den Tower zerstöre, Geißeln hole und Ersatz erzwinge für allen Schaden bei Mark und Pfennig. Das geschah nun zwar nicht; aber drei Kriegs-Geschwader wurden an die englische Küste gesendet, um die englischen Schiffe wegzunehmen, die Häfen zu zerstören und den jungen, kräftig aufwachsenden britischen Handel zu vernichten, der den Hanseaten ein Dorn im Auge war. Zweihundert britische Fahrzeuge wurden weggenommen, die Mannschaften in Ketten geworfen, die Küstenstädte verbrannt, die Magistrate als Geißeln fortgeschleppt oder an die Mastbäume geknüpft; und so lange schwangen sie die Ruthe über Britannien, bis es zu Kreuz kroch. Sein König Eduard IV.[317] schloß im Jahre 1474[318] einen Frieden, durch den er nicht nur die alten Privilegien der Hanseaten bestätigte und erweiterte, sondern ihnen auch Ersatz für allen durch den Krieg gehabten Verlust und 10,000 Pfund Sterling (damals eine ungeheure Summe) noch darüber hinaus zu zahlen versprach, als Sühngeld. Er ließ zu, daß die Hansen ihren eigenen Gerichtshof in London errichteten; er sicherte ihnen Befreiung vom Strandrecht, Befreiung von Zöllen und Geleit und sie bekamen dadurch ein solches Uebergewicht über ihre Konkurrenten im Handel, daß sie denselben fortan wie ein Monopol trieben. Das waren noch Zeiten, wo die deutsche Flagge Herrin war auf dem deutschen Meere, wo man dem deutschen Reichsadler, der jedem Hanseatenschiff am Topmast flatterte, Respekt erwies auf allen Meeren und an allen Küsten und wo deutsche Städte eine ihnen angethane Schmach zu rächen wußten männlicher als jetzt deutsche Könige thun. Als einmal Dänen, Franzosen und Engländer es gewagt hatten, hanseatische Schiffe, die in Strandnoth gerathen, anzuhalten und zu besetzen, forderte Lübeck in aller Hanseaten Namen, daß, „so lange eine Katze oder ein Huhn auf einem deutschen Schiffe zu finden sey, dasselbe von keiner fremden Macht angetastet werden dürfe“[319], und die Könige unter-

---

[314] Veraltet für Livland (liv. Līvõmō; estn. Liivimaa; lett. Livonija).

[315] Iwan IV. Wassiljewitsch, der Schreckliche (russ. Иван Васильевич Грозный, Iván Vasíl′evič Groznyj; 1530–1584), seit 16. Januar 1547 erster Zar Rußlands und ab 1549 Selbstherrscher (russ. государь, gosudar′).

[316] Der 1475 eingerichtete Stalhof (engl. Steelyard); er wurde 1859 verkauft.

[317] Eduard IV. (engl. Edward IV; 1442–1483), von 1461 bis 1470 und von 1471 bis 1483 König von England.

[318] Den Frieden von Utrecht.

[319] Seit 13. Jhd. galt das Edikt des schott. Königs Alexander I. (altgäl. Alaxandair mac Uilliam; schott-gäl. Alasdair mac Uilleim; 1198–1249), daß solange sich ein lebendiger Mensch, eine Schiffskatze oder ein Hund an Bord eines gestrandeten Schiffes befinden, dieses im Besitz des Eigentümers verbleibt und nicht als herrenloses, freigegebenes Schiffswrack behandelt werden darf.

schrieben, was die deutschen Bürger forderten. Wo ist er hin, dieser Sinn und was ist aus ihm geworden in den Schlössern der Fürstengeschlechter, die ihn bewahren sollten, nachdem sie den Städten Gehorsam und Unterwürfigkeit für die Freiheit gegeben haben?

Das vierte Haupt-Etablissement der Hanseaten war Brügge. Brügge war damals die reichste Stadt der Welt nach Venedig. In Brügge war der Ausfluß des orientalischen Handels; es war der große Stapelplatz Venedigs, Genua's, Pisa's, von Florenz und von Mailand. In Brügge fanden die Hanseaten den größten Absatz für die Produkte des Nordens und für die Wollen Englands; hier fanden sie auch den größten Markt und die reichste Auswahl für ihre Bedürfnisse zur Versorgung der Länder, deren Verkehr sie in Händen hatten. – Für die Faktorei in Brügge wirkten 300 hanseatische Agenten. In Brügge wurden bei den reichen flandrischen Kaufherren von hanseatischen Rhedern zuerst Schiffe und Ladungen gegen Seegefahr versichert. Die dortige hanseatische Schule für Kaufleute war berühmt, – erst nach 10 Jahren rückten in derselben die Lehrlinge zum Range des Dieners auf. Das war eine harte Schule und die Methode fing mit den niedrigsten Arbeiten an. Aber die Leute lernten und erfuhren viel und sie waren tüchtig, wenn sie selbstständig ins Leben traten. Die reichsten Handelsherren in Lübeck, Hamburg, Riga, Danzig und Bremen rechneten es ihren Söhnen zur Ehre an, in dieser Schule gebildet zu werden. – Bis in's 14. Jahrhundert dauerte ein gutes Vernehmen zwischen Flandern und der Hansa fort. Da wurden die Brüggener Kaufleute eifersüchtig. Die Handelsprivilegien der Hanseaten wurden beschränkt. Als die Gegenvorstellungen nichts fruchteten, verlegte Lübeck, unter Zustimmung der übrigen Bündner, die Faktorei nach Dortrecht und verbot allen hanseatischen Städten den Verkehr mit Flandern gänzlich. Das half. Es erschienen 1389 flandrische Abgeordnete in Lübeck und 1391 willigte der Herzog von Flandern[320] in alle Bedingungen, welche die Hanseaten vorschrieben. Diese waren: der Herzog zahlt 11,000 Pfund Silber Entschädigung, garantirt von 24 Handelsherren in Brügge und Antwerpen; 100 ehrbare Bürger von Brügge thun vor den hanseatischen Abgeordneten öffentlich Abbitte; die Stadt schickt 16 ehrbare Männer wallfahrten gen Sankt Jakob zu Compostella und vier ehrbare Männer gen Jerusalem zum heiligen Grabe, und läßt sie beten für das Wohl des Hansabundes! Alles das wurde buchstäblich vollzogen, und die Boten Lübecks kehrten heim unter Ehrengeleit flandrischer Ritter und Lübecks Bürger zogen ihnen im Waffenschmuck entgegen. Das waren Tage der Größe und Ehre für deutsche Bürger. Lübeck trug die Krone; aber das ganze deutsche Volk strahlte von ihrem Glanze wieder. Lübeck hatte damals fast 100,000 Einwohner. Unter den Städten aller Länder der Ostsee war es die reichste, größte, berühmteste. Ihr Name flößte Königen Furcht ein, Venedig schickte ihr Gesandte zu, mächtige Fürsten suchten ihre Freundschaft.

Und jetzt?

Nun freilich, die Ansprüche, welche „die freie Stadt Lübeck", das souveräne Mitglied des aller durchlauchtigsten deutschen Bundes[321], auf Ansehen und Auszeichnung im Rathe der Nationen und Staaten zu machen hat, sind bescheidener geworden. Sie schickt nicht mehr Kriegsflotten aus, um britische Häfen zu verbrennen; sie diktirt den fremden Monarchen nicht mehr Friedensbedingungen in ihrer Hauptstadt; die Geschlechter der Wullenweber[322], der Brüms[323] und der Soltwedel sind ausgestorben; Ohnmacht ist ihr Schild, und als vor ein Paar Jahren ihr Senat, aus Angst vor den Dänen, einem deutschen Schiffe in Todesnoth die letzte Zuflucht versagte und das Hafenthor schloß – da flohen die Schatten ihrer Helden verhüllten Angesichts aus ihren Mauern.

Hin ist der hohe Sinn der alten Zeit bis auf die letzte Spur; und an seine Stelle ist mit den neuen Verhältnissen ein anderer Geist eingezogen, der sich demüthig in die Zeit schickt, die Wahrung des eigenen Vortheils über Alles stellt und sich das ruhmlose Leben so behaglich und genußreich als möglich zu machen sucht.

Das Alter trägt wohl am meisten die Schuld und muß das Urtheil darüber mildern. Alter macht schwach und selbstsüchtig und die Schwäche macht furchtsam; wenn nun die alte Matrone mit der großen Politik nichts mehr zu schaffen haben mag und sich nur um ihre eigene Wirthschaft bekümmern

320 Das Haus Flandern war bereits 1280 erloschen.

321 Siehe hierzu S. 101, Anm. 282.

322 Jürgen Wullenwever (vor 1488–1537), von 1533 bis 1535 Bürgermeister der Hansestadt Lübeck.

323 Wohl Heinrich Brömse (1440–1502), seit 1487 Bürgermeister der Hansestadt Lübeck.

will, so ist's ihr am Ende so sehr auch nicht zu verargen. Als gute Hausfrau ist sie doch in Ehren zu halten, und man darf auch zugeben, daß ihr stattliches, altes Kleid ihr noch gut zu Gesicht steht. Sie hält es mit Sorgfalt ganz und rein und ein ächt bürgerliches Kleid ist es, das das Aug erfreut. Mit Hamburg freilich, der hoffärtigen, stolzen Schwester, kann sie sich nicht vergleichen. Dort wohnen die Kaufleute in Palästen wie die Fürsten; in Lübeck hingegen ist ein Haus mit 10 Fenstern Breite schon eine Seltenheit. Wie in den alten flandrischen und süddeutschen Städten sind seine Häuser schmal und sie kehren ihre Giebel den oft engen Straßen zu; sie erscheinen unansehnlich auf den ersten Anblick; doch bald werden Aug und Sinne durch die Mannichfaltigkeit ihres Styls, ihres Schmucks, ihrer Verzierungen und Verhältnisse angezogen und sie fesseln am Ende die Aufmerksamkeit dauernder, als die geistlosen Pracht-Neubauten Hamburgs. Man sieht's dem alten Lübeck an, daß seine Erbauer sich die Welt beschaut haben; denn solcher Geschmack, solcher Reichthum in eigenthümlichen, oft phantastischen Formen waren in den deutschen Bauhütten des Mittelalters nicht zu Hause. Wenn man die lübecker Ziegelbauten mit den Hautereliefs aus glasirten Backsteinen betrachtet, so kann man sich der Vorstellung nicht entschlagen, daß die Bauherren die Muster aus den Dogenstädten Venedig und Genua holten; freilich mit dem Unterschiede, daß Das, was sie dort in Marmor ausgeführt sahen, sie in der Heimath nur aus Thon nachahmen konnten; denn anderes Material halten sie nicht. – Ein offener Sinn für das Schöne der Natur ist dem Lübecker eigen und sucht im Leben mannichfachen Ausdruck. Um die Blumen und Ranken von Stein an den breiten Fenstern schlingt er lebendiges Grün und von den Gesimsen läßt er die bunten Kinder der Flora auf die Vorübergehenden freundlich niederschauen. Pflege der Blumen ist eine Lieblingsbeschäftigung der Lübecker, und wer keinen Garten am Hause hat, der putzt sich doch sein Fenster zum Gärtchen aus, sey es auch nur ellengroß.

Die Stadt ist für ihre gegenwärtige Bevölkerung (28,000) zu groß und sie erscheint daher, mit Ausnahme des Marktes und einiger Hauptstraßen, ziemlich leblos. In dem weiten Raume streckt sich Jeder so behaglich als möglich aus und die meisten Häuser sind nur von einer Familie, viele nur im ersten Stock bewohnt. Die Giebelfenster, welche sich mehrfach über einander reihen, erhellen Speicher und Böden; keine wohnbaren Räume. Am lebhaftesten ist die Breitenstraße, welche die Stadt in der Mitte durchschneidet und die stattlichsten Gebäude hat; ferner die Mühlen- und die Holstenstraße. Auf den Kaien der Trave, welche die Stadt im Halbkreise umschließt, ist des Gewühls viel, wenn die Schifffahrt geht, und bei der Holstenbrücke, am eigentlichen Hafen, mahnt dann das rege Treiben manchmal an Lübecks große Zeit. Im Mastenwalde flattern die Flaggen aller Nationen des Nordens. Man hört da russisch, schwedisch, lettisch, finnisch, dänisch, holländisch und englisch reden von den gebräunten, ausgewetterten, untersetzten, stämmigen Männern in den Theerjacken. Deutsche Matrosen aus allen Häfen von der Memel an bis zur Ems lungern umher und die schwarzmonturten „Träger" und Hafenarbeiter heben und rollen die Güter an's Land oder in die Fahrzeuge hinein, und die Kärrner sind beschäftigt, Fässer und Ballen aufzuladen und in die Stadt zu bringen, oder kommen vollgepackt zum Kai in langem Zuge. Lübeck hat, als selbstständiger Markt, wenig Bedeutung mehr; als Speditionsplatz aber ist es immer noch der wichtigste der Ostsee. Durch Dampfer unterhält es einen regelmäßigen Verkehr mit Kopenhagen, Kiel, Stockholm, Petersburg und den kurländischen Häfen.

Rhederei und die ihr dienenden Gewerbe, Reepschlägerei[324] und Schiffbau beschäftigen viele Hände und auf den am jenseitigen Ufer der Trave gelegenen Werften sind allezeit Schiffe im Bau oder in Ausbesserung. Holstein, Mecklenburg, Ostpreußen liefern dazu das Holz; Schweden und England das Eisen; Rußland das Kupfer zum Beschlag.

In einer Stadt, welche das Gewand einer an Ehren und zeitlichem Gut so reichen Zeit wohlerhalten mit in die Gegenwart nahm, kann es an merkwürdigen Gebäuden nicht fehlen. Zeugen der alten Herrlichkeit sind die Kirchen und vor Allem das Rathhaus[325] mit seinen Erkern und dreizehn minaretartigen Thürmchen. Da ist noch der Saal zu sehen, in welchem die Hansa tagte und Beschlüsse faßte, die als Gesetz galten bis in die öde Lappmark und im Kreml und an den Ufern des Tajo erwogen wurden. Lübecks herrlichste Zierde aber ist die Marienkirche, deren über 400 Fuß hohes Thurmpaar auf zehn Stunden weit zu sehen ist und Lübecks Schiffern schon vom Meere aus die Heimath erkennen läßt.

[324] Die Herstellung von Schiffstauen (Sing. Reep, Pl. Reepe).

[325] Siehe hierzu S. 120.

Wenige Kirchen der Christenheit machen einen imposantern Eindruck. Das Kolossale ihrer Masse und ihre Einfachheit wirken dafür zusammen; Schmuck und Zierrath ist wenig an ihr zu finden. Das Mittelschiff ist 134 Fuß hoch und wird von einer Wölbung geschlossen, deren Kühnheit in Erstaunen setzt. Der Bau ist Ziegel. Er datirt aus Lübecks größter Periode, aus dem 14. Jahrhundert. Besonders schön ist die Vestibüle des Haupteingangs. Sie ruht auf schlanken Monolithen von Granit, die aus der Insel Bornholm gebracht wurden. Sie heißt die Briefkapelle: deshalb so, weil hier die Ablaßbriefe an die Gläubigen vertheilt zu werden pflegten. Am merkwürdigsten ist die Todtenkapelle. Sie ist mit dem berühmten Todtentanze[326] ausgemalt, den man lange Zeit für ein Werk Holbeins[327] hielt. Er ist aber viel älter. Er faßt 20 Bilder, in denen der Tod vom Papste abwärts bis zum Bauer alle Stände und Lebensalter tanzend zum Grabe geleitet. Bei jedem sind erklärende Reime. Unter denen des Wiegenkindes:

„O Dot, wie sal ick dat vorstan?
Ick sal dannsen und kann nich ghan!“

Eine Menge Gemälde der alten niederdeutschen und flandrischen Schule von großem Werthe hängen über Altären und an den Wänden, und auch zwei berühmte Meisterwerke unserer Zeit haben sich zu diesem Bilderschatz gesellt: Overbecks[328] Grablegung des Heilands[329] in der Gallinenkapelle, und sein herrlicher Einzug Christi[330] in Jerusalem in der Beichtkapelle, wo der Kunstfreund überdies die Glasmosaiken florentiner Meister aus dem 15. Jahrhundert zu bewundern hat. Das Kunstwerk aber, was beständig ganze Schaaren von Beschauern aus dem Volke herbeizieht, ist die astronomische Uhr, 1405[331] vollendet, – ein Werk unbegreiflichen Fleißes. Unter Anderm gibt sie alle bis zum Jahr 1860 eintretenden Mond- und Sonnenfinsternisse genau an. Jeden Mittag, mit dem Schlage 12, setzt sie ein Glockenspiel in Bewegung, eine Pforte öffnet sich und heraus reitet der Kaiser mit den Sieben Kurfürsten gemessenen Schritts vor dem Gekreuzigten; sie halten an und verneigen sich in Demuth.

Das Leben in Lübeck ist anspruchsloser als in andern deutschen Städten gleicher Größe und mit dem Hamburgs gar nicht zu vergleichen. Die Vermögens- und Erwerbsverhältnisse gestatten nur wenigen Familien den Aufwand für großen Luxus, und der Sinn für Häuslichkeit läßt ihn auch nicht aufkommen. Man sieht ein, daß man mit den vielfach geschmälerten Quellen des Gewinns sparsam wirthschaften muß, um mit Ehren zu bestehen, und die Menschen befinden sich wohl bei diesem verständigen Sinn. Lübeck hat, trotz seiner endlich gelungenen Anstrengung, sich des großen Agenten des Verkehrs – der Eisenbahnverbindung mit Deutschland – zu bemächtigen[332], – doch wenig Aussicht, sich wieder empor zu schwingen. Sein Aktivhandel ist kaum noch nennenswerth; nur sein Speditionsgeschäft ist groß. Selbst wenn das Gesammtvaterland zur Einheit gelangen sollte, würde Lübeck doch mit andern Städten von jüngeren Kräften eine schwere Konkurrenz zu bestehen haben. Das Alter, das Bewußtseyn der Schwäche, drückt das Geschlecht, verengt den Sinn und schmälert den Muth. Die Lübecker sind zu bequem geworden, der große und weite merkantile Blick, welcher die Konjunkturen zu verstehen und kühn zu nutzen weiß, ist getrübt, weltumfassende Spekulationen liegen außerhalb des Kreises ihrer Strebungen und ihres Thuns. Auch die aus den mittelalterlichen Zeiten überkommenen Einrichtungen stören die freie Bewegung der Bürger in mannichfacher Weise und an das verknöcherte Wesen der Zünfte und

[326] Das Bernt Notke (ca. 1435–1509) zugeschriebene Werk wurde beim Luftangriff auf Lübeck in der Nacht zum 29. März 1942 vollständig zerstört.

[327] Wohl Hans Holbein d. Ä. (ca. 1465–ca. 1524).

[328] Friedrich Overbeck (1789–1869).

[329] Das 1846 fertiggestellte Werk Friedrich Overbecks (s. o.) fiel ebenfalls dem Luftangriff auf Lübeck in der Nacht zum 29. März 1942 zum Opfer.

[330] Das 1824 vollendete Werk Friedrich Overbecks (siehe hierzu S. 113, Anm. 328) wurde ebenfalls ein Raub der Flammen des Luftangriffs auf Lübeck in der Nacht zum 29. März 1942.

[331] Die in den Jahren 1561 bis 1566 erbaute Astronomische Uhr wurde ebenfalls in der Bombennacht auf den 29. April 1942 völlig zerstört.

[332] Lübeck wurde erst im Jahre 1851 über Ratzeburg und Mölln in Büchen an die fünf Jahre zuvor fertiggestellte Strecke Hamburg-Berlin angeschlossen worden; eine direkte Verbindung von Lübeck nach Hamburg sollte es gar erst 1865 geben.

Korporationen klemmt sich der Eigennutz mit Beharrlichkeit, erschwert das Wegräumen ihrer Schranken oder macht es, auf sein Recht pochend, unmöglich. Deshalb ist auch Zwist und Hader in der Gemeinde nicht selten und schon seit langer Zeit ist das staatliche Leben durch zwei Parteien gespalten. Die eine vertheidigt das Alte und Herkömmliche. Sie will das Bestehende, das Ueberlieferte, das wohlerworbene Privilegium allein anerkennen und trägt vor allem Werdenden und Neuen eine tiefe Scheu in ihrer Seele. Ihre Hauptstärke hat sie im Arbeiter- und Handwerkerstande; mehr in der Faust als in der Bildung. Sie mag an den Formen nicht gerüttelt wissen, aus denen das Leben auf den Schwingen der Zeit längst entfloh und schleppt sich mit einer Leiche bis zur Verwesung fort. Jeder zur Aenderung dringenden Thätigkeit rückt sie das historische Recht entgegen und die Institutionen, welche die große Vorzeit hinterlassen hat, sind der Inbegriff ihrer Achtung und Anhänglichkeit. – Die andere Partei ist geringer an Zahl, aber stärker durch Intelligenz, Reichthum und Einfluß. Sie ist jetzt die mächtigere. Mit der verlebten Vergangenheit hat sie gebrochen. Sie will von den Gestalten des Mittelalters nichts mehr wissen, die an Gräbern wandeln und kein Todtenopfer herein ins frische Leben beschwört. Sie sieht ein, daß eine unübersteigliche Kluft das Jetzt vom Einst scheidet. Sie erkennt an, daß eine andere Zeit andere Sitte und Gesinnung, andere Denkungsweise, Verhältnisse, Rechte und Bedürfnisse, auch neue Strebungen und neue Formen des öffentlichen Lebens fordere und daß in der neuen Welt, die an die Stelle der alten trat, und in dem jungen Leben, das auf den Hügeln des gestorbenen grünt, das Geschlecht die Verpflichtung hat, sich klug anzubauen mit den Seinen und sich behaglich einzurichten. Im Charakter der fortschreitenden Geschichte will das junge Lübeck vorwärts in den Dingen des Staats, der Gemeinde und der Geschäfte und seine Thätigkeit richtet sich eifrig auf das Eine hin: auszufüllen den neuen Kreis, der offen ist, und sich loszuwinden von Dem, was fesselt, – von den alten Institutionen, bei denen kein Verlaß mehr ist, nicht Würde noch Sicherheit nach außen, nicht Gedeihen noch Glück nach innen.

So ist denn, spät zwar, doch nicht zu spät, das lübeckische Leben in's Treiben und Bewegen gekommen, und wenn der Spruch:

Jede Zeit soll handeln in dem Geiste, der sie geboren[333]

sein Motto bleibt, so wird auch Lübecks Stern nicht untergehen.

[333] So zuerst nur in „Meyer's Universum" zu finden.


DCXXXIII
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

LÜBECK


Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger.

LÜBECK

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 96-105.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. 51-57.

Lübeck
(1861.)

Warum gibt's keine deutsche Flotte?

Weil die deutschen Fürsten über dem Meere nichts zu suchen haben. – Man grüble nicht nach einer andern Antwort, es gibt keine andere.

Deutschland hat keine Hoffnung, diesen seinen dringendsten Wunsch erfüllt zu sehen, bis die große Wandelung vollbracht sein wird, an der es seit fünfzig Jahren ebenso rastlos als fruchtlos arbeitet: bis die dynastische Politik, welche bisher es ausschließlich beherrscht hat, zu einer ebenso ausschließlichen Politik der Volksinteressen veredelt ist. So lange dies noch ein frommer Wunsch bleibt, wird auch die deutsche Kriegsmacht zur See auf das Wachtparadegeschwader beschränkt bleiben, mit welchem Preußen seit zwanzig Jahren kokettirt, allenfalls um den Seeräubern von Melitta[334] oder dem Hof von Jeddo[335] Respekt vor seiner Großmacht einzuflößen. Der höchste Aufschwung, zu welchem für die beiden deutschen Meere der fürstliche Centralwille in Frankfurt sich vermaß, sind die projektirten Bundeskanonenboote, die zur Küstenwehr, also zur Vertheidigung der landesfürstlichen Territorien, dienen sollen; der deutsche Seehandel bleibt schutzlos und muß froh sein, sich in auswärtigen Nöthen unter eine befreundete ausländische Flagge flüchten zu dürfen.

Außer den Königen von Holland und Dänemark, welche über deutsche Länder gebieten[336], reichen noch vier deutsche Landesväter und drei Republiken mit ihren Gebieten an das Meer. Holland und Dänemark sind alte Feinde des deutschen Seehandels, ihre Kriegsflotten sind mehr als einmal gegen Deutschland ausgelaufen: Hannover war viele Jahre lang englische Kontinentaldomäne[337], und es war wohl nicht zu erwarten, daß gerade das eifersüchtige England im frankfurter Bundestage[338] auf Begründung einer deutschen Flotte dringen sollte. Oldenburg und Mecklenburg mußten ihrer Bundespflicht genügen und ihre braven geborenen Seeleute zu Landsoldaten ummalträtiren. Wenn jedoch Preußen, nachdem es an die Spitze eines deutschen Zollvereins[339] getreten war, seinen Blick über die nächsten

[334] Melita war die röm. Bezeichnung für Malta (Phöniz. wohl 𐤌𐤋𐤈, Maleṭ, „der Hafen“; griech. Μελίτη, Melítē, „honigsüß“; arab. مالطا, Mālṭā; maltes. Malta.).

[335] Veraltet für Tokio (japan. 東京, Tōkyō).

[336] Das Königreich der Niederlande war Mitglied des Deutschen Bundes (siehe hierzu S. 101, Anm. 282) für das ihm zugehörige Herzogtum Limburg (bis 1839) und Großherzogtum Luxemburg (bis 1866); das Königreich Dänemark für die unter ihrer Herrschaft stehenden Herzogtümer Holstein und Lauenburg (bis 1864).

[337] Hannover wurde von 1714 bis 1837 von Großbritannien in Personalunion regiert.

[338] Siehe hierzu S. 36, Anm. 85.

[339] Der preuß. dominierte „Deutsche Zollverein“ war ein Zusammenschluß von Staaten des Deutschen Bundes (siehe hierzu S. 101, Anm. 282) für den Bereich der Zoll- und Handelspolitik. Er trat durch den am 22. März 1833 unterzeichneten Zollvereinigungsvertrag am 1. Januar 1834 in Kraft. Neben Preußen umfaßte der Deutsche Zollverein zu Beginn das Großherzogtum Hessen, Kurhessen, die Königreiche Bayern, Württemberg, Sachsen sowie die thüringischen Einzelstaaten. Bis 1836 traten noch Baden, Nassau und die Freie Stadt Frankfurt bei. 1842

Interessen und die engen Schranken der innern Politik hinaus gerichtet hätte, so würde es als der größte deutsche Seestaat durch gleichzeitige Errichtung einer Flotte zum Schutz der deutschen Rhederei seinen „moralischen Eroberungen“[340] damals schon eine Ausdehnung haben geben können, welche es auf keinem andern Weg erreicht. Statt dessen druckte man in Berlin „Preußische Marinelieder“, während die Feder der dortigen Intelligenz der Welt die Belehrung gab: die Deutschen brauchten keine Kriegsflotte, weil sie keine Kolonien besäßen. Wo die Unwissenheit so breit auftritt, muß die Hoffnung mit dem Verstande still davon gehen. Und als man gar im preußischen Herrenhanse jüngst den Gedanken verlautbarte, daß es Preußens moralische Pflicht sei, das Versäumte endlich nachzuholen und mit seiner ganzen Macht die Gründung einer deutschen Flotte zu betreiben, zum „Schutz des deutschen Bürgerguts zur See“, – als man einen solchen Gedanken vor diese „Herren“ brachte, vermochte man sie höchstens zu Spott- und Hohngelächter zu begeistern, diese Kinder der Mark und des Urpreußenthums, deren Säbel nur auf dem Straßenpflaster des festen Landes laut genug rasseln.

So weit sind wir wieder gekommen in dieser am Erhabensten und am Erbärmlichsten so reichen Zeit, daß die Erbärmlichkeit uns allein beschert ist. In einer Zeit, in welcher Nationen, die man längst für todt erklärte, ans den Gräbern erstehen und in die vorderste Reihe treten; in einer Zeit, in welcher Allem, was sein Bestehen blos Verträgen der siegreichen Gewalten verdankt, von dem verwegensten und verschlagensten Geiste der Gegenwart offen der Krieg angekündigt ist; in einer Zeit, in welcher die Stärksten nicht blos neue Rüstungen anlegen, sondern vor Allem das Herz wappnen und erwärmen für alles wahrhaft schätzbare nationale Gut und in welcher der zu lange zurückgehaltene Drang der Einzelnen nach Vereinigung endlich den Durchbruch sucht, – in einer solchen Zeit begegnet man in der nächsten Nähe unserer meisten Throne dem Nationalgefühl, das sich wiedergefunden hat, mit dem verbissenen Groll eines alten Kammerdieners, der in das angestammte Haus seines gnädigen Herrn einen auf Ebenbürtigkeit Anspruch machenden Emporkömmling sich eindrängen sieht; in einer solchen Zeit huldigt man öffentlich ihrem Schicksal verfallenen Kronenträgern, die jetzt in bloßem Kopf die Fremde aufsuchen und denen man in ihrer Heimath zu helfen nicht den Much hatte; in einer solchen Zeit greift man zu den verrostetsten schartigsten Waffen der alterschwachen Legitimität und fordert mit ihnen die blanke Klinge des gefährlichsten Gegners heraus; in einer solchen Zeit läuft der dynastische Eigensinn Arm in Arm mit der Zwietracht durch Deutschland, und das „herrliche Kriegsheer“ Preußens fühlt sich mit dem pommerschen Junker auf gleichem politischen Standpunkt und kennt keinen natürlicheren Feind, als – das „Civil!“ –

Und in solcher Zeit endlich, nachdem man allen Mahnungen des letzten Dänenkriegs[341] zum Trotz abermals Küsten und Seemacht verwahrlost hat liegen lassen, und da nun die Gefahr an alle deutschen Thore zugleich klopft, entschließt sich die Nation zur Begründung einer Kriegsflotte und stellt – „Pfennigbüchsen“ in den Bierkneipen auf.

Mich überläuft’s, ich weiß nicht, ob der Ohnmacht der Selbstverhöhnung, oder ob der Verzweiflung eines Seelenkranken. –

So engherzig und abstoßend von Seiten der Regierungen und so kleinlich und fast kindisch von Seiten der Nation ist seit 1848 kaum eine andere nationale Lebensfrage behandelt worden, als das deutsche Kriegsseewesen. Es ist nicht erlaubt anzunehmen, daß von Seiten der Regierungen die Absicht gehegt worden sei, einen so oft und so dringend aus gesprochenen Volkswunsch recht geflissentlich zu

---

erweiterte sich das Zollgebiet zusätzlich um Luxemburg, Braunschweig und Lippe, 1854 folgten als Letzte noch das Königreich Hannover sowie das Großherzogtum Oldenburg. Damit umfaßte der Zollverein vor der Konstituierung des Norddeutschen Bundes im Jahre 1867 circa 425.000 km².

[340] Anspielung auf die Erklärung des damaligen Prinzregenten, späteren Preußenkönigs und Deutschen Kaisers Wilhelm I. (1797–1888) vom 9. November 1858: „In Deutschland muß Preußen moralische Eroberungen machen, durch eine weise Gesetzgebung bei sich, durch Hebung aller sittlichen Elemente und durch Ergreifung von Einigungselementen, wie der Zollverband es ist“. Mit der Berufung des beim Bürgertum allgemein als reaktionär verschrieenen Otto von Bismarck (1815–1898) zum preuß. Ministerpräsidenten und aufgrund dessen ab 1862 eindeutig gegen die Landesverfassung verstoßenden Konfrontationspolitik zur Durchsetzung der Heeresreform (vom König ausdrücklich gefordert!), erschienen die obenzitierten ‚hehren‘ Worte vielen Zeitgenossen allerdings nur noch als blanker Hohn.

[341] Siehe hierzu S. 232, Anm. 798.

ignoriren, obwohl weder in der Verauktionirung der deutschen Flottille[342] von Seiten des Bundestags, noch in der Umtaufung der „Eckernförde“ in die „Gefion“[343] von Seiten Preußens, sich eine große Anerkennung patriotischer Opfer und Thaten oder eine besondere taktvolle Volksfreundlichkeit entdecken läßt; das aber wird erlaubt sein, bundespreßfrei auszusprechen, daß Charakter und Fähigkeit der deutschen Nation unter der Pflege der gerühmten Mannichfaltigkeit ihrer Volkstümlichkeiten und der Vielfaltigkeit ihrer Regierungen schwer gelitten haben. Zu lange war ihr Blick und ihr Streben in enge Schranken gebannt, ihr Auge gewöhnte sich an das Anschauen kleiner Verhältnisse, die als allein groß und wichtig ihr vorgehalten wurden, und so tritt die Rechthaberei im Kleinen noch heute jedem wahrhaft großen Plane störend entgegen oder legt an das Große den kleinen gewohnten Maßstab. Ist auch die alte gemüthliche Schlagbaumwirthschaft eingegangen, das Pfahlbürgerthum[344] steckt uns noch Allen im Fleisch, und es verrathen die kleinen Mittel, mit denen man große Zwecke zu erreichen sucht, noch heute die Nachwehen der Beschränktheit, zu welcher die Bewegung der Geister in Deutschland ein halbes Jahrhundert lang verurtheilt war. –

Findest du diesen Ausspruch für deine Eigenliebe zu hart, lieber Leser, so wirf einen vergleichenden Blick nach England hinüber. Deutschland und England schweben in einer gleichen Gefahr, sie stehen demselben gefährlichen schlagfertigen Feind[345] gegenüber. Was ist dort vom Volke zur Abwehr, was ist bei uns geschehen? Während dort das Volk sich bewaffnete, sich ruhelos in den Waffen übt und eine Achtung gebietende Macht auf gestellt hat, belassen wir es bei Versammlungen der Nationalvereine, bei Bankettreden und Toasten, bei patriotischen Sänger-, Schützen- und Turnerfesten; während dort das Meer einen breiten Wallgraben um das Land bildet, in welchem des Landes Flotte zum Kampf bereit liegt, baut man hier dem Feinde eine bequeme Brücke[346] unter den Kanonen seiner stärksten Grenzfestung und stellt ihm eine Bundesschanze mit acht Geschützen entgegen; und während dort Armee und Volk den Stolz einer Fahne im Herzen tragen, werden bei uns die Bürger ungestraft von den Soldaten geprügelt und sollen zu dreißigerlei Fahnen[347] schwören, für die kein deutsches Herz sich begeistern kann. Und trotz all dieses Jammers, der seit lange ein allgemeines Gefühl ist, gibt es in Deutschland zur Stunde noch nichts Allgemeines, als eben diesen Jammer, dessen kühnste tatsächliche Aeußerungen – Sammlungen für Schleswig-Holstein, Pfennigbüchsen für eine deutsche Flotte – in den Augen des übrigen Europa nichts Anderes sind und sein können, als unvergleichliche Jämmerlichkeiten.

Angesichts solcher Zeichen nationaler Ohnmacht dürfte es uns kaum Wunder nehmen, wenn sich bei allen seetüchtigen Völkern die Meinung fest setzte, daß die Deutschen nicht fähig seien, die See anders als zu friedlichem Verkehr zu benutzen. Ja, uns selbst fällt es schwer, die Zeit zu bestimmen, wo die letzte deutsche That zur See geschah: wir müssen Jahrhunderte in unserer Geschichte zurückgehen, um uns an dem Anblick einer mächtigen deutschen Flotte zu erbauen. Nur aus der Vergangenheit können wir noch beweisen, daß das Meer uns kein fremdes Element ist.

An diesen glorreichsten Theil der Geschichte, – nicht der deutschen Kaiser und Fürsten, sondern – des deutschen Bürgerthums mahnt noch heute der gemeinsame Name der drei Republiken an unserer Nordküste: der Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg, und das erster? ist es, dessen mit vorstehenden Zeilen eingerahmtes Bild uns auffordert, gelegentlich jener großen Zeit zu gedenken. Es wird in einem unserer nächsten Artikel geschehen. –

---

[342] Die mit Beschluß der Frankfurter Nationalversammlung vom 14. Juni 1848 geschaffene Reichsflotte war 1852/53 vom Deutschen Bund (siehe hierzu S. 101, Anm. 282) verkauft worden.

[343] Die im Gefecht bei Eckernförde vom 5. April 1849 von Reichstruppen aufgebrachte dän. Fregatte „Gefion“ war 1850 in Erinnerung an das siegreiche Gefecht in „Eckernförde“ umbenannt worden; 1852 von Preußen ersteigert, wurde sie wieder unter ihrem alten Namen „Gefion“ in Dienst gestellt.

[344] Veraltet für Spießbürger.

[345] Frankreich.

[346] Am 11. Mai 1861 war die dt.-frz. Rheinbrücke bei Kehl in Betrieb genommen worden.

[347] Die der 38 Mitglieder des Deutschen Bundes (siehe hierzu S. 101, Anm. 282).

Lübeck wurde um die Mitte des 11. Jahrhunderts an der Mündung des Flüßchens Schwantau in die Trave gegründet, aber schon 1138[348] von den Wenden gänzlich wieder zerstört. Graf Adolf II.[349] von Holstein-Schauenburg erbaute darauf 1143 eine feste Burg mit Mauern und Thürmen auf dem von der Trave und Wackenitz gebildeten Werder, den man, da er lustig mit Buchen bestanden war, Buchenitz oder Bucku nannte. Dies war der Kern der heutigen Stadt. Sie kam 1158 in die Gewalt Heinrichs des Löwen[350], welcher hierher das oldenburger Bisthum verlegte und den Bewohnern das berühmte lübische Recht ertheilte. Das seit 1201 lastende Joch der Dänen wurde nach einem Viertel-Jahrhundert muthig wieder abgeschüttelt. Kaiser Friedrich II.[351] erklärte Lübeck 1226 zur freien Reichsstadt. Damit war der Grund der wachsenden Macht und Handelsblüthe gelegt. Der lübische Bürgermeister Alexander von Soltwedel[352] durfte es wagen, den drei skandinavischen Königreichen Trotz zu bieten, wie denn auf seinem Leichensteine zu St. Marien drei Kronen eingehauen sind. Unter ihm wurde 1241 zwischen Lübeck und Hamburg die Hansa gestiftet. Lübeck soll um diese Zeit mehr als 100,000 Einwohner gehabt haben. Im Jahre 1329 erwarb die Stadt Travemünde, 1420 gewann sie in Gemeinschaft mit Hamburg die Vierlande. Aber mit der steigenden Macht der Fürsten und den veränderten Handelswegen sank allmählig die Stadt von ihrer Höhe, welche der Bürgermeister Jürgen Wullenweber[353] in den Jahren 1531 bis 1551 ungeachtet aller seiner Energie und einsichtsvollen Leitung vergebens wieder zu erringen suchte. Der dreißigjährige Krieg gab der politischen Bedeutung dieser Stadt vollends den Todesstoß, und in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts hatte sie viel zu leiden während der Kriege, an denen Schweden und Dänemark Theil nahmen. Als Blücher[354] sich in Folge der Jenaer Schlacht[355] hierher warf, wurde sie von den Franzosen erstürmt und drei Tage lang geplündert[356]. Sie blieb von ihnen besetzt, und 1810 verleibte sie Napoleon dem französischen Kaiserreiche ein. Das Jahr 1815 brachte ihr die frühere Selbständigkeit zurück. Seitdem hat sie sich von ihrem tiefen Fall wieder so weit erholt, daß sie jetzt gegen 30,000 Einwohner zählen mag.

Die dicht gedrängte Häusermasse der Stadt lagert auf dem Rücken eines mäßigen Hügels. Die in der Regel nur zweistöckigen Wohngebäude er halten ein eigenthümliches Ansehen durch das Aeußere des Mauerwerkes, welches eine bunte Mannichfaltigkeit von Verzierungen, namentlich aus überglasten Ziegelsteinen, bedeckt. Die sehr breiten Fenster der Wohngemächer geben ein in allen Farben prangendes Zeugniß von der sinnigen Blumenliebhabern, wodurch die nordalbingische Frauenwelt sich überhaupt auszeichnet. Die großen mit Fließen belegten „Deelen" oder Hausfluren, sind der Schauplatz häuslicher Beschäftigungen, wo Abends der Familienvater mit den Seinen patriarchalisch verkehrt. Es sind Säle, die oft durch das ganze Gebäude sich erstrecken, von beiden Seiten durch Glasthüren eingeschlossen werden, und dahinter schimmert dann wohl in den alten Kaufmannshäusern das freundliche Grün eines Gartens. Eine besonders mittelalterige Scenerie tritt uns allenthalben in den seltsam geformten Giebeln entgegen, die sich frei zu beiden Seiten der Straßen erheben, überragt von den spitzen Thürmen der Kirche und den schlanken zierlich durchbrochenen Glockenthürmlein.

Unser Bild führt uns zunächst zum Rathhaus: ein seltsamer phantastischer Bau, ein Gewebe von mancherlei Stylarten und doch zu einem Ganzen harmonisch verschlungen. Dieser Zögling verschiede-

---

348 Historisch nicht belegt.

349 Adolf II. von Schauenburg und Holstein (1128–1164; gefallen), seit 1130 als Edler Herr von Schauenburg, Graf von Holstein und Stormarn.

350 Heinrich der Löwe (ca. 1129/30 o. 1133/35–1195), von 1142 bis 1180 als Heinrich III. Herzog von Sachsen sowie von 1156 bis 1180 als Heinrich XII. Herzog von Bayern aus dem Geschlecht der Welfen.

351 Friedrich II. (1194–1250), seit 1198 König von Sizilien, ab 1212 römisch-deutscher König und von 1220 Kaiser des Heiligen Römisches Reiches Deutscher Nation.

352 Siehe hierzu S. 109, Anm. 312.

353 Siehe hierzu S. 111, Anm. 322.

354 Der populäre preuß. Generalfeldmarschall der Befreiungskriege Gebhard Leberecht von Blücher, Fürst von Wahlstatt (1742–1819).

355 Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt am 14. Oktober 1806, in der Preußen von Napoléon besiegt wurde.

356 Die preuß. Truppen waren am 5. November 1806 in Lübeck eingerückt, wurden jedoch bereits am darauffolgenden Tag von den Franzosen gefangengenommen bzw. vertrieben.

ner Jahrhunderte entstand, nachdem eine Feuersbrunst das ältere Gebäude 1270[357] in Asche gelegt hatte. Der zuerst vollendete Theil reicht bis zum sogenannten Nadlerschwibbogen[358]. Der südliche rührt aus den Jahren 1442 bis 1444[359] her. Die drei großen Pfeiler am Markte sollen hundert Jahre später hinzugekommen sein. Diesem dunkeln, mit den rothen und schwarzen Glasursteinen in der Sonne glitzernden Bau, welcher mit seinen vielen Thürmchen sammt goldenen Wimpeln selbst Etwas von einem Schiffe hat, sieht man es an, daß Lübeck durch die Schifffahrt allmählig erwuchs und endlich so groß geworden. Die „breite Straße" vor dem Haupteingange gleicht mit ihren dicken in Theer gekochten Tannenbohlen, die zur Vermeidung des störenden Wagengerassels angelegt wurden, einem Schiffsverdeck. Die Rückseite des Gebäudes geht nach dem Markte, welchen die nicht minder wunderliche Börse und die Thürme der Marienkirche über ragen. Erker und Treppen sind mit reichem Bildwerk bedeckt. Durch die Fenster im Erdgeschosse gewahrt man die Stukkaturen, die purpurnen Vorhänge mit schweren gelbseidenen Fransen des um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Modernismen Audienzsaales, in welchem die heutigen Senatssitzungen stattfinden. Den alten Hansasaal, wo einst die Versammlungen des Bundes gehalten wurden, hat man dagegen zu Geschäftslokalen und anderen Zwecken verbaut. Ueber einem der alten Gemächer steht: „Oberes Stadtbuch", und auf den Tischen liegen noch große, messingbeschlagene Bücher. Ein alterthümliches Fensterlein über einer braunen geschnitzten Thüre gestattet einen Blick in das ehemalige Gerichtszimmer voll ehrwürdiger Stühle und Tische. Wir steigen hinunter und betrachten den Stein am Markte unter dem viereckigen Pfeiler. Das ist die Stelle, wo der Admiral Mark Meyer[360] enthauptet ward „wegen schimpflicher Flucht vor den Dänen". Hier schauen von zwei Seiten, von der Börse und dem Rathhaus, die zusammen eilf Thürme zählen, drei verschiedene bunte Wappenschilder auf Goldgrund zu uns nieder: das eine das lübecker Wappen mit dem Fischernetz, weil einmal die Schiffer die belagerte Stadt befreit; das zweite der lübische Adler; das dritte mit roth und weiß, den Farben der lübischen Flagge.

Wir treten unter die Bogen in den Rathskeller. Man leuchtet uns mit Kerzen umher in dieser Unterwelt, welche fünf und siebenzig Kreuzgewölbe enthält. Ein großes geschnitztes messingbeschlagenes Faß bewahrt alten Franzwein[361] von 1780. Ein holländischer Kamin hat eine Inschrift[362], die in's Hochdeutsche übersetzt etwa lauten würde: „Mancher Mann laut singet, wenn man ihm die Braut bringet. Wüßte er, was man ihm brächt, er wohl öfter weinen möcht'." Hier wurden nämlich die jungen Ehepaare nach der Trauung von den Priestern eingeführt. In einem der traulichen Kellerräume steht noch die „Admiralstafel". eine dicke plumpe Eichenbohle, aus den Planken des letzten lübischen Admiralschiffes (1570) gefertigt. Man zeigt noch heute die Stelle, wo Jürgen Wullenweber und Alexander von Soltwedel bei gefüllten Humpen über Plänen zur Wiederherstellung der vaterstädtischen Größe brüteten.

Das heutige Lübeck macht im Allgemeinen den Eindruck eines öden weitläufigen Ortes, der seinen friedlichen Beschäftigungen in abgeschlossener Stille nachgeht. Der Kai an der Trave hat noch das am meisten belebte Ansehen. Wie es mit den abgelegenen Quartieren steht, davon gibt das holperige Steinpflaster und der hie und da aufsprießende Graswuchs hinreichendes Zeugniß. Die Lübecker haben in ihrem Wesen etwas Bedächtiges. Man blickt in gutmüthige, mitunter schöne Züge, in denen noch viel von der alten Biederkeit und Treuherzigkeit wohnt. Auf allen liegt noch ein Hauch der mittelalterlichen Vergangenheit. Das gewöhnliche ruhige Alltagstreiben wird nur zweimal, zur Zeit des hohen Sommers durch das Vogelschießen, in ganz außerordentlicher Weise aber durch die Weihnachtsfreuden unterbrochen, wo der sonst so solide Sohn der milch-, butter-, fisch- und weinreichen Travestadt einmal nach Herzenslust über den Strang schlägt.

---

357 Beim Stadtbrand im Jahre 1251.

358 Der Nädler-Schwibbogen, eine eingehauste Brücke, die das Kanzleigebäude mit dem Rathaus verband; jetzt Durchgang Hüxstraße-Markt.

359 Um 1435.

360 Marx Meyer († 1536; hingerichtet).

361 Frz. Wein.

362 Niederdt.: „Menich man lude synghet, \ Wen men em de brut bringet; \ Weste he wat men em brochte, \ Dat he wol wenen mochte".

Wer die hiesige allgemein hergebrachte Sitte und die Lokalität der Häuser nicht kennt, möchte wähnen, die Bewohner derselben gäben sich einer mönchischen Beschaulichkeit hin. Dem ist indeß keineswegs so; vielmehr kettet sich jetzt eine Gasterei an die andere, welche sich jedoch nur in den engeren oder weiteren Kreisen der verwandten Familien bewegt. Dazu kommt, daß die den geselligen Freuden gewidmeten Räume des Hauses möglichst weit von der Straße entfernt liegen. Wer demnach nicht Zutritt zu Familien hat, würde nie erfahren, daß hinter den am Abend stets dunkelen Giebelseiten dieser langen Hänserreihen Menschen sich am Spieltisch bei Speise und Trank oder im Tanz gütlich thun, wenn ihm nicht auffiele, wie in tiefer Nacht bald da, bald dort eine Pforte zwischen den gewaltigen Karyatiden[363] der Thürumrahmung sich öffnet und, in raschelnde schwarze Seidenmäntel gehüllt, kichernde Mädchen und lachende Frauen die Stufen herabtrippeln, gefolgt von bepelzten Männern. Schwerfällige Kutschen, mit wohlgenährten Rossen bespannt, fahren nach einander vor, um die müden Gäste aufzunehmen und mit ihnen durch die spärlich erleuchteten langen Straßen fortzurollen. Dieses allnächtlich in der Weihnachtszeit von zwei bis gegen vier Uhr Morgens anhaltende Wagengerassel ist ein untrügliches Zeichen, daß man es wohl versteht, den heiteren Göttern des Lebens zu opfern, aber in ungestörter Gemüthlichkeit und unbelauscht von den Augen der splitterrichtenden Welt. In dieser Zeit des Frohsinns fallen auch die sonst so streng gezogenen Schranken eines kastenartigen aristokratischen Wesens, welches im Schooß dieser Republik herrscht, und die Freiheit schwingt ihre Flügel in Gestalt der tollsten Ausgelassenheit. Das Seltsamste erscheint erlaubt. Nie sind die öffentlichen, den geselligen Zusammenkünften gewidmeten Lokale stärker besucht, als zu Ende und zu Anfang des Jahres, und man verschmäht es nicht, sich selbst in den erbärmlichsten Kneipen recht herzlich mir den Fröhlichen zu freuen. Ueberall sorgen zahlreiche musikalische Freischaaren, ächte und unächte Tiroler oder sonstige Jünger der Gesang- und Jodelkunst für mehr oder weniger willkommene Erregung des Trommelfelles. Die anständigsten Männer, ja sogar feine Frauen und Mädchen machen den Taumel mit.

Der Mittelpunkt desselben ist der Rathskeller. Unter seinen Schwibbogen drängt und schiebt sich bei gutem und schlechtem Wetter, bei Frost und Schnee stets ein Menschenknäul hin und her. Wer da oben auf der Treppe das Treiben eine Weile beobachtet, dem kommt der dunstige Abgrund, wo Hornmusik, Harfen- und Zitherklang, Geigengetön und Gesangesjubel verworren sich durch einander mischen, wie ein Malstrom vor, welcher Jung und Alt, vornehm und Gering, Männlein und Weiblein hinab in die Tiefe der weiten, nur matt erleuchteten Kellerräume reißt, um alsbald zu verschwinden. Hier ist das mecklenburgische Element stark vertreten, und in der That, diese kernigen Naturen mir den geretheten vierkantigen Gesichtern wissen tüchtig zu leben: denn ohne einige Dutzend Austern, wozu die Dorfschöne statt des üblichen Rheinweines lieber Malaga trinkt, geht ein lustiges Pärchen aus dem Lande der Obotriten[364] sicherlich nicht von dannen, und da dergleichen Leutchen im erregten Zustande einen ganz gesunden Mutterwitz entwickeln, dem sie auf gut Platt ohne den geringsten Zwang Worte leihen, so gibt es unaufhörlich zu lachen. Den Gipfel dieser Weihnachtsfreuden bildet die Silvesternacht. Dann füllen sich alle fünf und siebenzig Kreuzgewölbe des Rathskellers so mit Menschen, daß zuletzt, kurz vor zwölf Uhr, buchstäblich kein Apfel mehr zur Erde gelangen kann. Um diese Zeit steigt, mit Jubelruf begrüßt, der Obernachtwächter die Treppe hinab, arbeitet sich mühsam durch das Gedränge bis in die Mitte des Hauptzimmers und singt hier die zwölfte Stunde ab. Darauf stimmt er den Vers: „Des Jahres letzte Stunde etc.“[365] an. Die Anwesenden fallen mit gewaltigem Stimmengebraus ein, und so wird der Gesang, wohl oder übel, zu Ende gebracht. Nun klirren Hunderte von Römergläsern zusammen mit lautem „Prost-Neujahr!“ Der Jubelruf pflanzt sich aus dem Keller und anderen öffentlichen Lokalen auf die Straßen fort, und die schwärmende Menge stürmt so lange hin und her, bis die Gluth der illuminirten Köpfe allmählig verglimmt. Mit dem Neujahrsmorgen sind die Weihnachtsfreuden zwar lange noch nicht zu Ende, aber sie werden geräuschloser. Denn mehr als in der Sylvesternacht kann der Lübecker

---

[363] Eine Karyatide (griech. καρυάτιδα, karyátida, „Frau aus Karyai“ [bei Sparta]) ist in der Architektur die Skulptur einer weiblichen Figur mit tragender Funktion.

[364] Die Abodriten bzw. Obodriten, ein elbslaw. Stammesverband, der vom 8. bis zum 12. Jhd. auf dem Gebiet des heutigen Mecklenburg und des östl. Holstein siedelte.

[365] Das von Johann Heinrich Voß (siehe hierzu S. 236, Anm. 802) wohl 1784 verfaßte und von Johann Abraham Peter Schulz (1747–1800) im selben Jahr vertonte „Neujahrslied“.

nicht leisten. Da schäumt der Becher des Frohsinns über, so weit es überhaupt möglich ist, und er wird geleert bis auf den Grund. Am Abend des fünften Januars flackert die Lust nochmals auf, und die Sonnenstrahlen des nächsten Morgens beleuchten dann wiederum die alte ehrwürdige Hansestadt mit ihren höchst soliden, auf ehrbare Sitte streng haltenden Staatsbürgern.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 143-152.

DCXXXXIV. Bremen.

Im Juli, es war an einem Sonntagmorgen, hatte ich mich in Nienburg eingeschifft; ein Zufall brachte Aufenthalt und der alte Schiffer klopfte nach Mitternacht die Knechte wach, um noch vor dem ersten Läuten am Bremer Kai anzulegen. Er war verdrießlich. „Am Tage des Herrn lass ich sonst kein Ruder rühren", sagte er; „doch meine Ladung sollte schon gestern in Bremen seyn und Noth geht über Gebot!"

Das Getrappel der Schiffsknechte auf dem Deck, das Plätschern der schweren Ruder, das Knarren des Steuers machten meinem Schlaf ein Ende. Ich kroch aus meiner Koje und aus dem niedrigen, kleinen, schwarz geräucherten Stübchen mit dem fußgroßen Fensterchen, das damals Kajüte hieß, auf's Deck. Der Vollmond stand noch im Westen über dem Horizont; die Sterne funkelten; die Milchstraße spannte ihren Bogen aus Billionen Welten durch die Mitte des Himmels; nur im Osten schimmerten ein Paar Wölkchen röthlich, des Tages erste Boten. Das Mondlicht warf die langen Schatten der schlanken Erlen und Pappeln, die gruppenweise das Ufer säumten, über das Wasser, und phantastisch wankten die Gestalten auf den Wogen hin und her: es war eine der schönsten Fahrten, die ich je gemacht habe. – Ruhig gleitete das Schiff den breiten Strom hinunter. Allmählig wuchs die Dämmerung, der Mond ging unter, bleich wurde der Himmel, die Sterne löschten einer nach dem andern aus und die Nebel des Morgens spielten auf dem Pfade des Fahrzeugs. Die Stille der Nacht machte allmählig dem Leben des Tages Platz. Vögel schwirrten scheu an uns hin, dann und wann passirten wir ein träges Holzfloß, oder es überholte uns ein leichter Kahn. Kirchthürme und Schornsteine guckten neugierig über die Uferdämme der Marsch, und die blauen Rauchwölkchen über jedem Dach waren wie Morgenopfer und Morgengruß zugleich. Fischerkähne lagen da und dort in grünen Buchten, oder größere Schiffe mit gerefften Segeln: still, einsam, melancholisch, wie Menschen ohne Freundschaft und ohne Liebe. – –

Rothes Gold säumte jetzt die Wolkenstreifen im Osten. Bis zum Zenith herauf glühten die Nebel und es errötheten die flockigen Wölkchen, welche, wie Schäfchen, am Himmel weideten. Lichter und lichter wurde es, bis es heller Tag war. Durch den blauen Morgendampf des Stroms und über den Wipfeln der Bäume sahen wir endlich in der Ferne bewimpelte Masten und hohe Thürme. – „Morgenstund' hat Gold im Mund", sprach zufrieden der Alte. „Wir kommen in Bremen frühzeitig vor Anker". –

Die Sonne stieg nun herauf in all ihrer Pracht. Die ganze Landschaft, im Morgenthau gebadet, funkelte. – Wie ist's schön hier, dachte ich, in diesem wegen seiner Häßlichkeit und Einförmigkeit so verschrieenen Lande! – Die lichten Wolken warfen ihren Abglanz auf Bäume und Büsche, melodisch rauschten die wogenden Gipfel im Morgenwind, kreischende Wasservögel strichen über den Strom, die Klänge der Frühglocken aus den Ortschaften rechts und links begegneten sich über dem Wasser und luden ein zum Morgengebet. Hie und da sahen wir Schaaren von Kirchengängern auf den Kronen der Dämme hinziehen, oder schäkernde und jubelnde Gruppen von Kindern: Alles war Sonntag und Sonntagsandacht und Sonntagsfreude; und als endlich rechts und links dicht an einander geschaarte Landhäuser, die auf den Strom hinausschauten, ihre glänzenden Stirnen zeigten; als am Ufer Masten an Masten und Segel an Segel sich drängten, die, dem Sonntag zu Ehren, flaggten; als aus der Tiefe des Häusermeers die Thürme auf unser Fahrzeug herabschauten: da konnten wir nicht mehr zweifeln, am Ziele zu seyn. Und so war es wirklich. Die Schiffsknechte drehten das Fahrzeug nach einer offenen Stelle am Kai, sie zogen die Ruder ein, schoben ein Bret vom Deck auf den Steindamm: – wir waren im Bremer Hafen[366].

[366] Bremerhaven.

Vierzig Jahre fast sind seitdem vergangen. Damals gab es noch keine Eisenstraßen und Dampfschiffe. Man brauchte zu einer Wasserfahrt von Münden[367] nach Bremen 7 Tage. Auf dem Postwagen reiste man nicht viel schneller; von Hannover nach Bremen mußte man 3 Tage durch die Heide fahren. Jetzt durchfliegt sie das Dampfroß[368] in 6 Stunden. Wenn man zu jener Zeit eine Reise von Bremen nach Amerika unternahm, so machten vorsichtige Leute ihr Testament: jetzt ist's eine Spazierfahrt. Die Erde ist kleiner geworden; der Mensch nicht glücklicher.

Bremen, als Stadt, ist gerade nicht sehr schön. An die vornehme, imponirende, prätentiöse äußere Erscheinung deutscher Residenzen ähnlicher Größe ist nicht zu denken. Bremen hat Besseres. Es hat den ansprechenden Ausdruck einer frischen, kräftigen, fleißigen, frohen, behaglichen Bürgerlichkeit. Es sagt nicht: schau mich an und bewundere! – Aber das Gemüth heimelt's an, es wird dem Menschen wohl in dieser Stadt, wo Ehrbarkeit, Zucht, Fleiß und Sitte neben Bildung und Weltkenntniß in so anspruchslosen Formen sich bewegen. –

Der breite Strom der Weser, welche 14 Meilen[369] weiter abwärts in die Nordsee mündet, theilt Bremen in 2 Hälften von ungleicher Größe: – in die Alt- und Neustadt. Aus dem bevölkerteren Theile, der Altstadt, führen steinerne Brücken zum linken Ufer. Außerhalb der ehemaligen Wälle strecken sich die Vorstädte ins Land. Der Umfang der Stadt mit den Vorstädten ist etwa 3 Stunden. Auf dem Raum der ehemals starken, zu Anfang dieses Jahrhunderts geschleiften Festungswerke ist ein Park angelegt, welcher die Altstadt in einem Halbkreise umfaßt, der an den beiden Enden die Weser berührt. Diese Anlage wetteifert mit den schönsten städtischen Umgebungen Deutschlands. Promenaden wechseln ab mit fließenden Wassern, Licht- mit Schattenpartien, Buschwerk mit Hochwald, und die prächtigen Blumenparterres[370] werden mit holländischer Sorgfalt gewartet und gepflegt. Die schönsten Straßen münden an ihrem Saume, die stattlichsten Häuser stehen an ihrem Rande, und viele Punkte geben freundliche Fernsichten über Fluß und Stadt, Wiesen und Gärten. – Die Bauart ist in der Altstadt alterthümlich, ächtes deutsches Stadtgepräge, wie es uns in Nürnberg, Augsburg, Lübeck u. s. w. erfreut: Häuser mit schmalen Fronten, die hohen Giebel den engen, krummen Straßen zugewendet, Erker an den großen Gebäuden: Alles solid von Stein, höchst reinlich und wohlerhalten. Die alte, reiche Hansastadt guckt noch ganz anmuthig aus ihrem stattlichen Kleid. – Heiter, selten prächtig und anmaßlich, ist die Bauart der Neustadt. Die Häuser derselben streben nach Schönheit und Wohnlichkeit, und sie ehren, mit wenigen Ausnahmen, den Geschmack der Bauherren. Paläste, wie sie sich Hamburgs reiche Kaufleute in der neuen Zeit errichteten, an denen eine glänzende Dekoration die Ideenarmuth der Erbauer und den Ungeschmack der Zeit umsonst zu verhüllen trachtet, sieht man in Bremen wenige, und der verständige Sinn der Bremer Geldleute schützt vor der Sucht, nachzuahmen. Das, was Manchem verderblich werden könnte. – Gegenwärtig zählt Bremen etwa 7000 Häuser mit einer an die 60,000 reichenden Bevölkerung.

Die Stadt nimmt rasch zu. Es treibt und sproßt in ihr ein jugendlicher frischer Geist, und trotz der 1000 Jahre, die sie in Ehren zählt, ist an keine Schwäche und an kein Rückwärtsgehen zu denken. Alles ist Wachsen und Entfalten, fast wie in einer jungen Stadt der neuen Welt. Daß der Einfluß des ununterbrochenen und innigsten Verkehrs mit dem jugendlichen Nordamerika auf Bremen anregend und belebend zurückwirkt, ist nicht zu verkennen und für Bremens Entwickelung von Bedeutung.

Plätze von besonderer Schönheit besitzt Bremen nicht. Markt und Domhof sind, jener wegen des Rathhauses, dieser wegen des Doms, merkwürdig. Der Dom[371], ehrwürdig als eine der ältesten Stätten des christlichen Kultus in Deutschland, ist weder sehr groß noch sehr schön; aber durch seine Krypta (vom Volk Bleikammer genannt), ein unterirdisches, von Pfeilern und gewaltigen Mauern getragenes Todtengewölbe, weltberühmt; denn es hat die noch nicht befriedigend erklärte Eigenschaft, daß die in demselben beigesetzten Leichen nicht verwesen, sondern in den Särgen allmählig zu Mu-

---

[367] Hannoversch Münden.

[368] Die Bahnverbindung von Bremen nach Hannover war am 12. Dezember 1847 über die Strecke Wunstorf-Bremen aufgenommen worden.

[369] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

[370] In der Gartenkunst ein flaches, nur niedrig bepflanztes Gelände, das einem Gebäude vorgelagert ist.

[371] Der St.-Petri-Dom, dessen Baugeschichte bis ins 11. Jhd. zurückreicht.

mien vertrocknen. Als ich da war, standen an 30 offene Särge in Reihen geordnet: – Kinder, Jünglinge, Männer und Greise, Frauen und alte Mütterchen schauten heraus, als ob sie nur schliefen! Gesicht und Hände waren fast vollkommen erhalten, die Haut glatt und pergamenten. Mehre mochten Jahrhunderte da seyn, denn die Todten trugen vielerlei Trachten aus vielerlei Zeiten. – Unter den übrigen Tempeln ist die Angarikirche[372] mit ihrem 324 Fuß hohen Thurme (dem höchsten Bremens) die sehenswertheste. – Die Hansazeit findet im alten Rathhaus[373] ihren monumentalen Repräsentanten. Vor demselben steht eine kollossale Statue Rolands[374], des Helden der deutschen Sage, ein Kunstwerk uralter Zeit, ungeschlacht und roh von Form und Arbeit. Die größte Merkwürdigkeit des Rathhauses ist aber, wie die des Doms, unter der Erde: der Keller, mit den köstlichsten und ältesten Rheinweinen, deren Tropfen sich nach Pistolen[375] berechnen; denn wenn der Hochheimer[376] von 1624, welcher hier lagert, im Ankauf auch nur 500 Thaler das Stück kostete, so kömmt er, Zins auf Zins gerechnet, der Republik jetzt auf etwa 15 Millionen Pistolen, oder 150 Millionen Gulden[377] zu stehen! Kein Kaiser und kein König kann sich eines solchen Besitzes rühmen, und eine originellere Idee über nützliche Anlage der Staatsgelder ist wohl selbst Laws[378] Haupt nicht entsprungen. Die berühmteste Abtheilung in dieser vortrefflichen Staatsanstalt heißt der Apostelkeller; deshalb so benannt, weil auf jedem der zwölf mit den besten Gewächsen vergangener Jahrhunderte angefüllten Riesenfässer das Bild eines Apostels, als respektiven Schutzheiligen, ausgeschnitzt ist. Als Kuriosum zeigt man auch wohl die Stelle, wo einst ein Treppchen aus dem Sessionszimmer herabging, das die Väter der Stadt zu den Heiligen führte. Jene gute Zeit ist auch vorüber und das Treppchen längst vermauert; Wein und Lust aber sind geblieben; daß sie demokratisch geworden sind, macht sie beide nicht schlechter. Jeder mag jetzt für sein Geld den ächten rheinischen Sorgenbrecher an der lautersten Quelle nippen, und es kommt keine Notabilität nach Bremen, der die Gastfreundschaft in jenen Hallen nicht eine Güte thäte. Gesang und Spiel tönen dann oft durch die weiten Gewölbe, bis der Hahnruf die Zecher fortscheucht. –

Noch heben sich durch ihre Bestimmung oder Bauart hervor: die Börse[379], die Schüttung[380] (Versammlungsort der Bürgerausschüsse), der alte erzbischöfliche Palast (jetzt das Stadthaus[381]), die Seefahrt[382] (Schifferhospital), die Post[383] und die Wasserkunst[384] auf dem Inselchen zwischen Alt- und Neustadt, welche Bremen mit Wasser versorgt. – Die Gebäude, in welchen die Wohlthätigkeit ihre Anstalten hat, – Kranken-, Wittwen-, Irren-, Taubstummen-, Waisen- und Arbeitshäuser, – machen sich weniger durch äußere Schönheit, als durch gute Einrichtungen geltend. Die Pflicht, den Armen und Leidenden unserer Brüder beizustehen, fand von jeher in Bremen die werkthätigste Uebung. – Für Wissenschaft und Kunst ist der Sinn in Bremen jetzt mehr entwickelt, als man gemeinlich

[372] Die bis ins Jahr 850 zurückreichende Kirche St. Ansgarii, Ausgangspunkt der Bremer Reformation, die in der Nacht vom 18. auf den 19. August 1944 dem alliierten Bombenhagel zum Opfer fiel.

[373] Das in den Jahren 1405 bis 1410 erbaute „Alte Rathaus“.

[374] Die im Jahre 1404 errichtete Rolandstatue auf dem Marktplatz vor dem Rathaus (s. o.).

[375] Goldmünzen im Wert von fünf Talern wie z. B. der Friedrich d’or.

[376] 1 Ahm Rheinwein entsprach in Bremen 145,49 Liter.

[377] Siehe hierzu S. 76, Anm. 210.

[378] John Law de Lauriston (1671–1729); er hatte 1716 die „Banque Royale“ gegründet und Kredite auf der Basis von Papiergeld vergeben. Darüber hinaus hatte er 1717 „La compagnie du Mississippi“ ins Leben gerufen, deren hochspekulative Geschäfte zwei Jahre später spektakulär platzten.

[379] Die „Alte Börse“ hatte im Jahr 1695 das nach Plänen von Jean Baptiste Broëbes (ca. 1660–ca. 1720) errichtete Barockgebäude bezogen; sie brannte 1888 ab.

[380] Das in den Jahren von 1537 bis 1538 nach Plänen von Johann den Buschener (Lebensdaten nicht ermittelt) errichte Gildehaus Schütting.

[381] Das 1818/19 auf den Fundamenten des ehem. erzbischöfl. Palatiums errichtete Behördengebäude, das 1909 dem Erweiterungsbau des Rathauses (siehe hierzu S. 126, Anm. 373) weichen mußte.

[382] Das 1663 fertiggestellte ‚neue‘ Gebäude der 1545 gegründeten Bremer Stiftung „Arme Seefahrt“, das 1874 abgebrochen wurde.

[383] Das 1804 eröffnete Bremer Stadtpostamt.

[384] Die bereits 1394 eingerichtete erste zentrale Wasserversorgung Bremens, die bis ins Jahr 1822 betrieben wurde.

annimmt, und eine Menge Anstalten pflegen sie, ohne viel von sich reden zu machen. Die neue Kunsthalle[385] ist ein würdiges Gebäude, das Theater[386] ist in der Regel gut besetzt, und in dem schönen Gebäude der Union[387] mit seinen großen Konzertsälen findet die Musik sorgfältige Ausbildung. Das Museum, eine ältere Gründung gibt, wie die Bibliothek der Union, der Bildung eine solide Unterlage und macht Lektüre und Studium Jedem zugänglich und bequem. Die Museums-Bibliothek besitzt über 70,000 Bände, und keine wichtige Erscheinung der neueren Literatur wird man vergeblich in derselben suchen. Die Stadtbibliothek hilft in Betreff der älteren Werke aus. Der Kunst- und Naturaliensammlungen, der physikalischen Kabinete sind mehre hier und alle leicht zugänglich. Die Sternwarte des berühmten Olbers[388], den Bremen mit einem Marmor-Standbilde von Steinhäuser[389] in Rom (auch ein Bremer), geehrt hat, ist jetzt verwaist. Für die Schulanstalten ist in neuerer Zeit Vieles und Großes geschehen, und Bremen steht in dieser Beziehung keinem deutschen Gemeinwesen nach. Ihr Einfluß auf die jüngere Generation ist unverkennbar. Wissenschaftliches Streben ist in allen Klassen wach und wird allgemein geschätzt. Die höhere Hauptschule mit Vorschule, die Gelehrten-, Handels-, Gewerbs- und Schifffahrtsschule und das Seminar sind musterhaft eingerichtet und gut geleitet. Bremen ist stolz auf manchen berühmten Namen im Reiche der Geister; ich nenne Adam von Bremen[390][,] Treviranus[391], Heeren[392] und Olbers.

Handel und Schifffahrt sind die Axe des Bremer Lebens; sie verhalten sich zu demselben wie Kopf und Herz zum Körper. Bremens vortheilhafte Lage an einem schiffbaren Strom, mit dem es bis in die Mitte Deutschlands reicht, der Unternehmungsgeist und die Solidität seines Kaufmannsstandes, welchem von Generation zu Generation die Erfahrungen, das praktische Wissen und der merkantile Aplomb[393] zu gute kommen, die in Jahrhunderten erworben werden, haben gemeinsam eine Handelsgröße gegründet und gepflegt, welche in Deutschland nur von der Hamburgs und Triests überragt wird. Die Behauptung dieser Stelle ist für Bremen nicht leicht und das Ziel dauernder Anstrengung. Hamburg mit seinem dreimal größern Hinterlande und zehnmal größern Kapital erwirbt leichter; Triest, dem bevorzugten Lieblingskinde eines despotisch beherrschten großen Reichs[394], fällt der reiche Gewinn gleichsam von selbst in den Schooß; die Bremer hingegen müssen sich's sauer werden lassen und den Erwerb suchen. Gerade dadurch aber hat sich ihr Blick geschärft und ist ihr Spekulationsgeist kühn und großartig geworden. Der Bremer Kaufmann zieht alle Punkte der Erde in seine Kombinationen, wie auch seine Flagge auf allen Meeren weht. Während der Triester sich mit der gefahrlosen, einträglichen Rolle des Vermittlers und Kommissionärs begnügt, dem die Absatz suchenden Nationen ihre Waaren in's Magazin bringen und auch Hamburgs Geschäfte zum großen Theil dem Kommissionshandel dienen, muß der Bremer die seinigen meist auf eigene Gefahr machen. Er durchforscht unverdrossen alle Winkel der Erde, um sich einen Vortheil auszukundschaften. Als der Alp des Monopols zugleich mit der spanischen und portugiesischen Herrschaft von Amerika abgeworfen wurde, da waren die Bremer

[385] Die am 1. Mai 1849 eingeweihte Bremer Kunsthalle, die nach Plänen von Lüder Rutenberg (1816–1890) erbaut worden war.

[386] Das zweite, 1843 errichtete Bremer Stadttheater, das in der Bombennacht vom 18. auf den 19. August 1944 zerstört wurde.

[387] Der Gebäudekomplex der „Alten Union", der wohl bereits zu Beginn des 20. Jhd.s durch Neubauten ersetzt wurde.

[388] Heinrich Wilhelm Olbers (1758–1840), der zwar Mitgründer der Astronomischen Gesellschaft war, doch über eine Sternwarte in Bremen (es gab eine in Lilienthal bei Bremen) aus dem Berichtszeitraum konnte nichts in Erfahrung gebracht werden.

[389] Carl Steinhäuser (1813–1879); die von ihm 1848 in Rom geschaffene Olbers-Statue war im Jahre 1850 in den Bremer Wallanlagen aufgestellt worden und befindet sich noch heute dort.

[390] Adam von Bremen (lat. Adamus Bremensis; wohl vor 1050–ca. 1081/1085), der Verfasser der „Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum", der Hamburgischen Kirchengeschichte.

[391] Der Bremer Arzt und Naturforscher Gottfried Reinhold Treviranus (1776–1837).

[392] Hermann Heeren (1688–1745), seit 1741 Domprediger in Bremen.

[393] Frz., der Nachdruck.

[394] Des österr. Kaiserstaats.

die Ersten, welche die neueröffneten Kanäle des Verkehrs versuchten; als Australien zu gänglich wurde, waren sie vor allen Andern dort; ehe noch Hamburg an seine erste Ausrüstung nach Kalifornien dachte, ankerten schon Bremer Schiffe in San Francisco, Monterey und Mazattan[395]. Ihre Fahrzeuge besuchen die Grönländischen Gewässer und die Davisstraße, fahren regelmäßig auf Archangel[396], nach Odessa und den Häfen des Mittelmeers; sie transportiren die Pilger des Orients, die nach Mecca[397] und Medina ziehen, auf dem rothen Meere, und auf der ganzen Ost- und Westküste Amerika's ist kein Hafen, den sie nicht besuchen und wo nicht Bremer Interesse durch ein Bremer Handelshaus, oder einen Bremer Konsul wahrgenommen und vertreten wäre. In den Vereinigten Staaten ist die Bremische Flagge nach der Englischen die frequenteste und steht in hohem Ansehen und Vertrauen. Die überseeische Handelsmarine Bremens ist fast so groß, als die des ganzen übrigen Deutschlands; selbst die Hamburgs steht gegen die seinige weit zurück. Von alle dem macht man aber in Bremen wenig Redens und Aufsehens und man ist, nach Holländer Art, zufrieden, wenn auch der Neid der Nachbarn nichts davon reden mag. Der Bremer ist der Mann der That. Auch als Deutscher hat er das bewiesen. Als Deutschland mit gebundenen Armen für die deutsche Sache in Schleswig-Holstein sammelte[398], da gab Bremen 100,000 Thaler, während das zehnmal größere Hamburg kaum 10,000, das achtmal größere Berlin kaum ein Zwanzigstel so viel gesteuert hat.

Als nachher in Kurhessen jene braven Männer, die dem Recht und der Verfassung die beschworene Treue hielten, dafür mit dem Ruin ihrer bürgerlichen Verhältnisse und Verfolgung büßen mußten[399], – da war es wieder Bremen, das am kräftigsten stützte, am meisten gab, und auch für die Opfer der Tyrannei, welche, vertrieben aus der Heimath, jetzt die Welt durchirren, hat Bremen allezeit die Hand am weitesten aufgethan, während Jene, welche am lautesten geprahlt hatten mit ihrem Eifer für Deutschlands Freiheit und Größe, den Flüchtlingen den Pfennig verweigerten zur Fristung ihres Lebens! Auch noch heute, in dieser schwersten Zeit des Drucks, steht Bremen fest bei seinem Rechte und der gewährleisteten Freiheit und es wird sich nicht durch Drohungen einschüchtern lassen, welche, um ihre Unmacht und Nichtigkeit weltkundig zu machen, nur – abgewiesen zu werden brauchen. Der tüchtigste Kern und Halt dieser braven und derben Gesinnung, die durch alle Stände geht, liegt im Bremer Kaufmann. Er ist in der Regel weit gereist, er hat das Leben der Völker von vielen Seiten kennen gelernt, und sein praktischer, beobachtender Blick weiß das Gute und Schlechte mit seinen Ursachen schnell und leicht zu finden. Fast jeder hat einige Jahre in den Freistaaten Nordamerika's gelebt; und solche Männer können niemals so beschränkte und vernagelte Köpfe seyn, wie die meisten Stubengelehrten oder Kollegienmenschen, welche an der Scholle kleben und Lebenserfahrung in ihren Büchern und Akten suchen. Dabei verliert er nie den soliden Sinn; er hat gesehen und erfahren, daß die Wind- und Wortmacherei überall nichts frommt. „Vorwärts!" ist und bleibt sein Wahlspruch, aber sein Vorwärts geht nicht in Bockssprüngen, sondern kräftigen, gemessenen Schritts, weil er überzeugt ist, daß nur das allmählig und mühsam Errungene festzuhalten ist, so im Leben des Staats, wie im Leben des Einzelnen.

Der Bremer Kaufmann ist der Mann der Vorsicht, und deshalb sieht er auch jedem Vorschlage und jeder Maßregel der Regierung scharf auf die Finger, und wie „Trau, schau, wem?" sein Kompaß und sein Grundsatz ist im Handel, so mag er auch von den politischen Schwärmern und Schwindlern

---

[395] Wohl Mazatán im Südwesten des mexikan. Bundesstaats Chiapas.

[396] Archangelsk (russ. Архангельск, Archangel'sk, „Erzengelstadt").

[397] Mekka (arab. مكة, Makka).

[398] Hiermit ist die Schleswig-Holsteinische Erhebung von 1848 bis 1850 gemeint (siehe hierzu S. 232, Anm. 798), für die überall in Deutschland Spenden eingesammelt wurden.

[399] Der „Kurhessische Verfassungskonflikt" von 1850, in dem Kurfürst Friedrich Wilhelm I. (1802–1875) und sein Regierungschef Ludwig Hassenpflug (1794–1862) die liberale Verfassung von 1831 aushebeln wollten, indem sie unter Umgehung der nach § 143 hierzu zustimmungspflichtigen Ständeversammlung Steuern erheben wollten. Dieses unrechtmäßige Vorgehen führte zum einen zur Ablehnung durch das oberste Gericht des Landes und zum andern dazu, daß sich 241 von insgesamt 271 kurhess. Offizieren gezwungen sahen, ihren Abschied zu nehmen, da sie auf die Verfassung und nicht auf den Kurfürsten vereidigt waren. Letztlich rief der Kurfürst den Frankfurter Bundestag (siehe hierzu S. 36, Anm. 85) an, der im Rahmen einer Bundesintervention insbesondere bayerische Besatzungstruppen nach Kurhessen entsandte, die so genannten „Strafbayern".

nichts wissen, die die alte Welt einreißen wollen bloß darum, um den Bau einer neuen zu probiren. Als ordentlicher Mann will er die Freiheit nur mit der Ordnung. Renommisten, Glücksritter und Projektenmacher, deren Element Unordnung ist, – solche finden niemals seine Unterstützung.

Begreiflicher Weise stehen unter den Gewerben Bremens Rhederei und Schiffbau obenan. Beide werden in Bremen auf das Großartigste betrieben und gehen einer Entwickelung zu, die noch keine Grenzen hat. Manches hiesige Haus besitzt jetzt 30 eigene Schiffe auf den Meeren und macht den Frachtfahrer für viele Nationen. Die Rhederei fand neuerlich eine Hauptstütze und eine Haupttriebkraft für ihre Entfaltung in der deutschen Auswanderung. Der nach Amerika gerichtete Menschenstrom geht fast zur Hälfte über Bremen und es würde, wäre die Eisenbahnverbindung zwischen Nord- und Süddeutschland von Bremen ab nicht auf der Strecke von Eisenach bis Lichtenfels, in Ermangelung einer Werrabahn[400], unterbrochen, der Emigrantenzug nach Bremen aus Bayern u. s. w. noch einmal so stark seyn. Die leichtere Verbindung auf Main und Rhein führt jährlich 20- bis 30,000 Deutsche den niederländischen Häfen und Havre zu, die sonst Bremen gewiß vorziehen würden, wo Gesetze, Behörden und Vereine zusammengreifen, um das Loos der Auswanderer bis zur Einschiffung und auf der Ueberfahrt erträglicher und besser zu machen und sie vor Uebervortheilungen und Prellereien zu sichern. – In neuester Zeit entfaltet für diese Zwecke in Bremen ein Nachweisungsbureau für Auswanderer[401], dem ehrenfeste Männer vorstehen, eine segensreiche Wirksamkeit; es ertheilt Rath und Belehrung Jedem, der es anruft, unentgeltlich. – Das Auswandererhaus[402] in Bremerhafen, von wo die Schiffe nach Amerika abgehen, ist die großartigste Anstalt ihrer Art zur wohlfeilen und bequemen Unterkunft der Auswanderer auf dem ganzen Kontinente. Die Bremer Rheder stehen in dem Rufe großer Solidität, und sowohl in Betreff der Anzahl der Passagiere, als auch der Qualität und Quantität der Lebensmittel hält der Staat scharfe Ueberwachung. Die in Havre und Antwerpen so häufig vorkommenden Unfertigkeiten gegen Auswanderer sind daher in Bremen selten.

Für die Auswanderung nach Brasilien, Australien, Kalifornien und Mittelamerika ist ein regelmäßiger Schiffsdienst schon eingerichtet oder im Entstehen. Zwei große Dampfschiffe fahren von 4 zu 4 Wochen zwischen Bremen und New-York; die Dampfer zwischen Bremen und England gehen wöchentlich mehrmals und eine Dampfschifffahrt auf der Weser erleichtert die Verbindung mit dem Innern von Deutschland. Landeinwärts endigt die Wasserstraße bei Wanfried an der Werra, während sie von da bis Meiningen und auf der Fulda bis Hersfeld fortgesetzt werden könnte, wenn für Rektifikation und Austiefung der Flußbetten und für die Entfernung der Mühlen das Nöthige geschähe. Die Holzflöße zum Schiffbau gehen von Werningshausen unterhalb Meiningen direkt bis Bremen. Weiter aufwärts führen im Herbst und Frühjahr die Werra und ihre Nebenflüsse die Hölzer des Thüringerwaldes in kleinern Flößen herbei. – Die von dem Schiffbau abhängigen Gewerbe, Reepschlägerei[403] etc., sind groß und blühend. Zu einer erstaunenswerthen Wichtigkeit ist in neuerer Zeit ein Gewerbe aufgewachsen, welches noch vor 25 Jahren wenig Beachtung hatte, jetzt aber 10,000 Hände und ein Kapital von Millionen beschäftigt: –die Cigarrenfabrikation. Bremen bietet diesem Geschäftsgang eigenthümliche Vortheile dar, welche die Spekulation, als das Cigarrenrauchen allgemeiner wurde, schnell zu benutzen verstand. Bremen ist namentlich der größte Tabaksmarkt in Europa und folglich kann der hiesige Cigarrenfabrikant immer die bequemste und reichste Auswahl des Materials treffen. Der Werth des Cigarrenerports steigt schon jetzt auf 3 Millionen Thaler. Bremer Cigarren gehen sogar in Menge nach Nordamerika. Dagegen ist die zwar immer noch große Fabrikation von Schnupf- und Rauchtabaken im Abnehmen. – Die Zuckerraffinerien sind nicht mehr so bedeutend, als ehedem, bevor der Rübenzucker in den Hinterlanden zu so großem Verbrauch kam. Bierbrauerei ist ein gutes Gewerbe;

[400] Erst am 1. November 1858 konnte die gesamte Strecke der Werra-Bahn zwischen Eisenach und Coburg mit einer Länge von 130,1 km feierlich eingeweiht werden.

[401] Das „Nachweisungsbureau für Auswanderer“ war 1851 durch die Handelskammer Bremen gegründet worden.

[402] Es war Ende der 1820er Jahre fertiggestellt worden.

[403] Siehe hierzu S. 112, Anm. 324.

viel Porter[404] wird ausgeführt. Für die Bereitung von Essig, Bleiweiß, Leder, Fischbein, für Oelraffinerie und Thransiederei sind einige bedeutende Anstalten vorhanden.

Bremens Handelsgröße ruht auf der festesten Grundlage: dem eigentlichen Waarenhandel. Während Hamburg sich vorzugsweise im Besitze des deutschen Binnenhandels hält (sein Hinterland reicht bis nach Oesterreich), hat Bremen den größten Theil von Deutschlands Verkehr mit den nordamerikanischen Freistaaten an sich gezogen. Preußens Versuche, dieses großartige Geschäft theilweise nach Stettin zu leiten, sind gänzlich mißglückt, und auch Hannover hat die früheren Experimente, Emden zur Rivalin von Bremen zu erheben, nicht erneuert. Der Hauptartikel von Bremens Ausfuhr war ehedem der große Stapelartikel Leinewand; aber nachdem durch die Einführung der Maschinenspinnerei sich England der Leinenfabrikation bemeisterte, ist dies sonst so kolossale Geschäft gesunken und hat kaum noch ein Fünftel des früheren Werths. – Die gesammte Waarenausfuhr seewärts ist etwa auf 12 Millionen Thaler zu veranschlagen. Die Einfuhr seewärts ist bedeutend mehr. Bremen ist ein großer Markt für Kaffee und Zucker der westindischen Kolonien und Brasiliens, für Reis der Vereinigten Staaten: für Droguen[405] und Kolonialerzeugnisse überhaupt; für Thran und Oel, für Getreide, Rapsaat, Mehl, Schinken, Speck, Butter, Lumpen, Knochen etc. etc.; für Rum, Spriet[406] und französische Weine; für Hanf, Leinsaat; für das Blei vom Harz und das Holz des Thüringer Waldes. – Die hiesigen Seeassekuranzgesellschaften stehen im besten Rufe. Es werden in Bremen jährlich 20–25 Millionen Thaler versichert, und das Geschäft ist noch im Wachsen. Die Bedingungen sind billig, zeitgemäß und geben vollkommene Sicherheit. – Eine seit 1815 in Bremen bestehende Girobank und das nützliche Institut einer Diskontokasse[407] erleichtern die Platzgeschäfte überhaupt. – Von der demoralisirenden Agiotage[408], von dem Handel und Schwindel in Staatspapieren und Aktien hat sich die Bremer Börse, zu ihrer Ehre und ihrem Heil, bis jetzt frei zu halten gewußt. –

Ein großer Uebelstand der Bremer Schifffahrt, und hinderlich ihrer Entwickelung, war früher der Mangel eines eigenen Hafens an der Wesermündung, da nur solche Schiffe herauf an die Stadt gelangen können, die weniger als 7 Fuß Wasser ziehen. Im Jahre 1829[409] kaufte Bremen von Hannover für Tonnen Goldes Land an der Wesermündung zu einem Hafen, und es grub ein Bassin von 2600 Fuß Länge, 300 Fuß Breite und 18 Fuß Tiefe aus, das eine ganze Flotte großer Seeschiffe aufnehmen kann; es bauete Magazine und Docks und steckte den Grund zu einer schnell aufblühenden Stadt aus. So entstand Bremer-Hafen, das großartigste und nützlichste Denkmal der Energie und des Gemeinsinns der kleinen Republik.

Die Entwickelung des freistaatlichen Lebens von seinen Anfängen an zu betrachten, ist in diesem Buche kein Raum. Es ist ein reiches Leben voll Strebens, Reibens und Kämpfens von jeher gewesen, und des Aenderns und Flickens an dem Staatskleide, je nachdem das aristokratische oder demokratische Element überwog, war kein Ende. – Eine lange Periode unbedingter Patrizierherrschaft legte die Gewalt des Staats erblich in die Hände weniger Familien, und die Mitgliedschaft des souveränen Raths ging in lange voraus bestimmten Reihenfolgen umher unter gewissen Namen, wie ein Lehen. Das war des Raths goldene Zeit. Er theilte alle Süßigkeiten der Herrschaft unter sich und ließ die Uebrigen für sich selbst sorgen. Die französische Unterjochung[410] machte dieser Wirthschaft ein Ende. Die Restauration von 1816 gab zwar dem Patriziat einen Theil seiner früheren Vorrechte wieder; die Rathsgewalt wurde jedoch beschränkt, und ihre Versuche zur Erlangung größerer Unabhän-

[404] Ein dunkles, oft tiefschwarzes, teilweise untergäriges, dunkles Starkbier mit 7–9 % Vol. Alkohol mit einem malzigen oder gar röstmalzbetonten Geschmack.

[405] Veraltet für Arzneipflanzen.

[406] Hiermit dürfte wohl Sprit (von Spiritus) gemeint sein, die umgangssprachl. Bezeichnung für Trink-Alkohol.

[407] Seit 1817.

[408] Spekulationsgeschäft durch Ausnutzung von Kursschwankungen an der Börse.

[409] Recte: 1827.

[410] Bremen war von November 1806 bis November 1813 von den Franzosen besetzt und gehörte seit 1. Januar 1811 zum Weserdepartement (frz. Département des Bouches-du-Weser).

gigkeit von dem demokratischen Einflusse der Bürgerschaft scheiterten an der Bewegung von 1830[411] und schlugen in den Revolutionstagen von 1848 in das Gegentheil um. Bremen hat seitdem eine reformirte Verfassung mit überwiegenden demokratischen Institutionen empfangen. An dieser Verfassung nun versucht die Reaktion durch das Patriziat, welches im Senate noch die Majorität hat, seine Künste, und daraus ist ein Kampf der Parteien erwachsen, heftiger wie irgendwo in Deutschland.

Die Hartnäckigkeit und Wärme des Konflikts der aristokratischen und demokratischen Elemente sind kein schlimmes Zeichen am Bremer Volksleben, denn solcher Kampf setzt Kraft und Frische voraus. Der rechte Ausgang wird schon gefunden werden und die Republik hoffentlich dabei gewinnen. Daß die Aristokratie ihren Besitz vertheidigt; daß sie sich um so fester an denselben klammert, je kleiner derselbe geworden ist; daß sie nicht Willens ist, noch mehr aufzugeben, sondern jetzt, nachdem sie von Position zu Position zurückgedrängt worden ist, Alles versucht, sich wenigstens in der letzten zu behaupten: das ist ihr, von ihrem Standpunkte aus, so wenig zu verargen, als man es der Demokratie verargen darf, daß sie auf volles Geltendmachen ihrer Grundsätze beharrlich hinstrebt. Wie das Christenthum den Grundsatz völliger Gleichheit aller Menschen vor Gott feststellt, so verlangt auch die Demokratie vor dem Staate und dem Gesetze dieselbe Gleichheit. Was geistig wahr ist, muß auch leiblich wahr seyn. Sie hält daher fest an der Forderung, daß die Herrschaft nie wieder der ausschließende Besitz des Privilegiums, des Patriziats, werde; sie will, daß an der Gesetzgebung, mittel- oder unmittelbar, alle Bürger Theil nehmen; sie behauptet, es sey thöricht, jene künstlichen Beschränkungen, die ohnehin schon nach allen Seiten durchbrochen seyen, länger beizubehalten; nichtig seyen alle Vorrechte, weil sie das Recht aufhöben; nichtig die Schranken der Gewerbe; nichtig ganz und gar sey der Anspruch des Klerus auf die Freiheit der Gewissen, da schon der Begriff der Gewissensfreiheit durch solche Einwirkung aufgehoben werde.

Die Richtigkeit solcher Folgerungen wird Niemand widerlegen, so wenig bestritten werden kann, daß die alte Staatsform, eine Ruine, keiner Restauration mehr fähig ist und daß nach jedem Zerfallen des Einen die Wiedergeburt des Andern erfolgen müsse. Aber auf der andern Seite soll man auch nicht verkennen, daß im neuen Bremer Staate noch die Bildungstriebe des alten lebendig sind, daß der Väter Geist noch auf den Enkeln ruht, daß Bremisches Volk noch in Bremen wohnt, nicht ein neues Volk, eingewandert aus der Fremde her. Es ist nicht die Aufgabe der Demokratie und nicht würdig dem hohen Geiste derselben, mit Eitelkeit und Eigensucht das Alte wegzuschaffen, bloß weil es alt ist, und ohne Unterlage ins Leere hinauszubauen. Sie weiß, wie jedes Untergraben des Allgemeinen sich unausbleiblich am Besondern rächt, und sie wird sich hüten, jene noch starken Fäden, welche in Sitte, Sinn und Institutionen seit Jahrhunderten durch das Bremer Leben laufen, gewaltsam zu zerreißen. Sie soll vielmehr nicht hinderlich seyn, daß man neue Fäden an alte knüpfe, wo es die Verhältnisse gebieten oder zulassen ohne Schaden für das Ganze; sie soll gestatten, diejenigen alten Staatselemente, welche noch gesund und lebensfähig sind, zu erhalten, die getrennten zu vereinigen und zu befestigen, das Gute aus dem Plunder des Verwerflichen, das Brauchbare aus dem Untauglichen, das Gesunde von dem Faulen zu sondern, um so, wenn auch unter Streiten und Ringen der Parteien, einen meisterhaften Ausbau der kleinen Republik zu bewirken, in dem es wohnlich sey nicht nur für eine Partei des Bremer Volks allein, sondern für alle Parteien, für alle Bremer Bürger.

[411] Infolge der revolutionären „drei glorreichen Tage“ vom 27. bis 29. Juli 1830, nach denen in Frankreich die konstitutionelle Monarchie unter Louis Philippe (1773–1850) eingeführt wurde.


DCXXXXIV
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

BREMEN

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 153f.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 127f.

DCXXXXV. Stettin[412] in Pommern.

„Pommern ist meine Vendée[413]", sagte in schweren Tagen ein preußischer König[414]; aber die braven Pommern möge Gott vor dem Schicksal der Vendéer behüten! Ihre Treue ist denn doch zu gut für eine solche Probe. Als es Preußens Ruhm und Größe aufzubauen galt, da waren die Pommern allezeit tüchtig dran, im Krieg wie im Frieden, als Feldherren wie als Minister, und was die pommersche Landwehr auf den Schlachtfeldern von 1813 gethan hat, ist uns Alten noch fest und frisch im Gedächtniß. – „So fluscht[415] es better!" sagten die Männer des Pommerlandes, als sie in der Schlacht an der Katzbach[416] auf Blücher's[417] Kommandoruf: „Fällt's Bajonett und drauf und dran!" die Gewehre umdrehten und mit geschwungenen Kolben die Vierecke der Franzosen stürmten und niederschlugen! Wenn ein solches Volk, welches die kriegerische und politische Ehre des Landes über Alles schätzt, bei dem Gedanken an eine Politik, welche die Nation unter's Gewehr rufen und – mit einer Schlacht von Bronzell[418] endigen konnte, die Faust ballt und die Stirne runzelt, so thut das seiner Loyalität keinen Abbruch. Diesen rauhen und derben Naturen ist der ehrenvolle Krieg eine Lust, während sie die Kräfte und Künste des Friedens und Geistes wenig achten.

Man hat wohl gesagt, der Sinn, wie er in den Pommern lebt, sey der Stein, welcher dem Streben nach Einheit und Freiheit der Nation an den Füßen hängt und jeden Fortschritt hindert. Das hat man aber auch von den Friesen, den Hannoveranern, den Holsten, den Mecklenburgern gesagt, und wo hat man sich mannhafter gezeigt, wo fester an den Forderungen des Rechts, der Ehre und Freiheit des Vaterlandes gehalten, als gerade bei diesen kalten, zähen, derben, handfesten, furchtlosen Naturen? Und richtet sich nicht auch jetzt noch dorthin Vieler Hoffnung auf beharrlichen Widerstand gegen die reaktionäre Fluth? Man halte die kreuzbraven Stämme des Nordens in Ehren; sie werden nicht fehlen, wenn

---

[412] Poln. Szczecin.

[413] Wohl wegen ihrer Treue zum preuß. Königshaus; im breton. Département Vendée und Teilen der benachbarten Départements war es von 1793 bis 1796 zu einem Aufstand der royalistisch-kath. gesinnten Landbevölkerung gegen Repräsentanten und Truppen der Ersten Französischen Republik gekommen; vornehmlich aufgrund der brutalen republikanischen Vergeltungsmaßnahmen kamen dabei über 300.000 Einwohner gewaltsam ums Leben, und ganze Landstriche wurden gezielt verwüstet.

[414] Friedrich Wilhelm III. (siehe hierzu S. 54, Anm. 138).

[415] „geht ihm von der hand" (DWG, Bd. 3, Sp. 1853).

[416] Am 26. August 1813, in der Preußen und Rußland den Sieg über die Franzosen davontrugen.

[417] Siehe hierzu S. 120, Anm. 354.

[418] Das Treffen bei Bronnzell (der älteste und südlichste Stadtteil Fuldas) am 8. November 1850, bei dem lediglich der legendäre Stiefel des bayerischen Gefreiten Benedikt Mutzel und ein preußischer Schimmel als Opfer zu beklagen waren. Besagtes Gefecht war jedoch nur der skurrile militärische Höhepunkt eines bereits im Mai 1849 von Preußen in Angriff genommenen Unionsprojekts, das eine kleindeutsche Lösung unter der Führung Preußens und Ausschluß Österreichs vorsah, was sich natürlich sofort zu einem Konflikt mit diesem auswuchs. In diesem Zusammenhang marschierten Österreich und Bayern aus strategischen Gründen im Namen des Deutschen Bundes (siehe hierzu S. 101, Anm. 282) in Kurhessen ein, wobei es zu dem obengenannten Treffen mit Preußen kam. Der Konflikt fand ein vorläufiges Ende in der Preußen demütigenden „Olmützer Punktation" vom 29. November 1850, mit der es von Österreich zum Verzicht auf die bisher betriebene Unionspolitik gezwungen wurde.

der Tag gekommen ist, der jeden Stamm zur Rettung des Vaterlandes ruft. Das Albernste aber wäre, wenn man sich noch einmal einfallen ließe, die deutsche Nation, welche die Mannichfaltigkeit einer Welt an sich trägt, mit Vernichtung ihrer Stammunterschiede in eine Form einzupressen, wie es unsere Kathederweisen in Frankfurt vorschlugen. Welchem Stamm sollte denn das Münz- und Stempelrecht für alle zugesprochen werden? Hat nicht jeder Stamm seine Sage, seine Tradition, seine Geschichte, sein Leben? Hat nicht jeder seine Anschauungsweise, seine Sprach- und Kulturformen, seine Sitten und Gebräuche, und hängt er nicht mit ganzer Seele an diesen Eigenthümlichkeiten? Löschen wir diese aus – gleich viel von wem es geschehe – so löschen wir damit das eigenste deutsche Leben aus, wir hören auf eine deutsche Nation zu seyn. Was hob die Griechen, das herrlichste Volk der Weltgeschichte, so hoch über die andern Nationen der Erde? Was anders, als daß jeder Stamm in den zahlreichen kleinen Gemeinwesen zu voller Entwickelung des individuellen Wesens gelangte, die dann in dem Hochgefühl der gemeinsamen Nationalität ihre Krone fand und jeden Griechen mit dem stolzen Begriff erfüllte: er sey mehr werth, als ein Anderer. Mit diesem Selbstgefühl wurde von ihnen das Größte unternommen und vollbracht. –

Stettin, die Hauptstadt Pommerns, ist mit seinen 35,000 Einwohnern gegenwärtig die bedeutendste Handelsstadt Preußens. Begünstigt von der Regierung, hat es die übrigen Häfen der Ostsee in den Geschäften überflügelt. Sein Strom, die Oder, erlaubt zwar großen Seeschiffen nicht, an die Stadt zu kommen, öffnet aber dem Platz ein weites Binnenland. Außer für Pommern und Westpreußen ist Stettin für Schlesien, Sachsen, die Mark, Posen und einen großen Theil des südwestlichen Polens, sowohl für ihre Bedürfnisse an fremden Erzeugnissen, als für ihre eigenen Produkte, Markt. Stettin hat sich namentlich für den Getreidehandel zu großer Wichtigkeit erhoben, und es kommen ihm für dieses bei Konjunkturen so bewegliche Geschäft die vielen, in allen Richtungen auslaufenden, Eisenbahnverbindungen sehr zu Statten. Kaffee, Zucker, Reis, Häringe, Zink, Eisen, Syrup, Farbwaaren, Wein, Spriet[419] und Rum, englische Steinkohlen, Flachs, Hanf, Talg, Thran, Stabholz sind Hauptartikel der Stettiner Ein- und Ausfuhr.

Der Hafen von Stettin ist an sich schlecht; größere Schiffe laden in Swinemünde ein und aus, das 10 Meilen unterhalb Stettin, an der Odermündung (dem großen Haff) liegt und für Fahrzeuge, die bis 16 Fuß tief gehen, zugänglich ist. Dampfschiffe unterhalten eine beständige Verbindung zwischen beiden Städten.

Stettin ist nicht reich und ist auch kein Wechselplatz; im Waarenhandel kann es daher wegen Hamburg nicht recht aufkommen, und der Ausdehnung seines Speditionsverkehrs sind Lübeck und die benachbarten Ostseehäfen im Wege. Selbst Schlesien wählt, da die Havel mittelst des Kanals die Elbe und Oder verbindet, häufig den Hamburger Markt, wo Kapital und Wechselcours Erleichterungen geben, die Stettin nicht bieten kann.

Für das Leben in Stettin paßt der pommer'sche Typus nicht. Es ist großstädtisch, und der weitgereiste, welterfahrene und gebildete Kaufmannsstand gibt den Ton an.

[419] Siehe hierzu S. 130, Anm. 406.



MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 156-166.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 77-88.

DCXXXXVII. Die Kapelle bei Sempach in der Schweiz.

Um den Vierwaldstätter-See, in der Mitte der heutigen Schweiz, lebten seit uralter Zeit die Nachkommen der Cimbern und Teutonen, welche vor dem Römerjoch dahin geflohen waren. Ungestört weideten sie ihre Heerden auf unbekannten Bergen und Alpen. Jahrhunderte lang hatten sie nur eine einzige Kirche; sie stand im Muttathale. Dahin zog das Volk aus Schwyz, Unterwalden und Uri an Sonntagen und an Festen zu gemeinsamem Gebet. Die Leute dieser drei Gemeinden, alle von altem, deutschem Stamm, mischten sich mit keinem andern. Ihre Obrigkeit wählten sie, nach hergebrachter germanischer Sitte, jedes Jahr aus erfahrenen redlichen Männern. Nur den Kaiser betrachteten sie als ihren Fürsten; unterthan waren sie Niemandem, denn dem Reich allein.

Erst im dreizehnten Jahrhundert, nachdem des Volkes mehr geworden war, trennten sich die Gemeinden in drei verschiedene Landschaften: Schwyz, Uri und Unterwalden. Jegliche erbaute sich eine Kirche, jede setzte ein eigenes Gericht ein, jede kürte einen eigenen Schultheißen, Landamman geheißen. In allen wichtigen Dingen beriethen und handelten sie aber gemeinschaftlich, wie zuvor. Das war der ewige Bund der Eidgenossen.

Um den See steigen die Berge hoch hinan gegen das Himmelszelt, und aus den Firnen, die von ewigem Schnee und Eise glänzen, haben wohl an die hundert Gießbäche tiefe Thäler gehöhlt. Diese Hochthäler waren um jene Zeit menschenleer. Sie gehörten Keinem. Man nannte solche Einöden Reichsboden; die Kaiser hatten das Hoheitsrecht über sie und gaben zuweilen an Ritter und Klöster welche zu Lehen.

So war es auch geschehen, daß der Kaiser der uralten und reichen Abtei Einsiedeln das Weiderecht in mehren Hochthälern verliehen hatte, ohne des Hirtenvolks zu gedenken, das dort seit Jahrhunderten hütete. Als nun die Heerden des Abts in die Wildniß kamen und das Hutrecht allein ansprachen, gab es Streit. Es rief der Abt den Kaiser um Hülfe an, und Gleiches thaten die Männer von Schwyz. Ihre Boten sagten dem Kaiser ohne Furcht: Unser Recht ist älter und du hast unser Recht zu schirmen; thust du das nicht, so bedürfen wir deiner nicht! Das verdroß den Kaiser; er sprach dem Abt das Recht zu. – Hierauf berieth der Bund der Eidgenossen, und mit der Unerschrockenheit freier Leute beschloß er, dem Kaiser zwar gehorsam zu seyn in allem Recht, aber ihm nicht zu gehorchen im Unrecht. Sie hüteten ihr Vieh fort in den Hochthälern und Einöden und ließen dem Abt sagen, Gott lasse der milchreichen Kräuter vollauf wachsen auf den Alpen, und sie hätten Alle daran genug. Sie wollten sich mit dem Abte friedlich vertragen; wenn er aber Streit begehre, dann wollten sie allein in den Bergen hüten, wie ihre Voraltern gethan. Das wurmte den Abt. Er ging wieder an den Kaiser, und dem verdroß der freie Muth der Waldstätte und er sprach über ihren Bund die Reichsacht aus, und der Bischof von Konstanz warf zugleich den Kirchenbann über das Land. Keine Glocke durfte mehr geläutet werden, kein Priester durfte mehr die heiligen Sakramente reichen, weder Lebenden noch Sterbenden, und die Kirchen sollten geschlossen bleiben, bis gehorcht würde Dem, was der Kaiser geboten hatte. Doch deß erschraken die Männer der Berge nicht. Sie nöthigten ihre Pfaffen, Gottesdienst zu halten wie immer, und jagten die Widerspenstigen aus dem Lande. Es wäre gut, wenn spätere Zeiten ein Beispiel daran genommen hätten überall, wo die Pfaffenhand das Volk gängelt und es zwingen will in der unrechten Gewalt unehrlichen Dienst.

Der Kirche Fluch lag lange auf dem Lande; aber des Segens von Oben wurde darum nicht weniger, und auch das Volk nicht gottloser. Der Eidgenossen Heerden gediehen und ihre Alpen grünten, trotz des Bischofs Bann und des Kaisers Acht, und auch die Leute in Zürich und Aarau und in Luzern und im Berner Land kümmerten sich nicht darum, sondern verkehrten mit den Eidgenossen nach wie vor in guter Nachbarschaft. Das grimmte die Pfaffen und das grimmte den Kaiser; aber als plötzlich Tage kamen, wo der Kaiser in Noth gerieth durch die rebellischen Fürsten und den Trutz der Pfaffen: – da schickte er Boten mit Gruß an die Männer des ewigen Bundes und ließ ihnen sagen, er nähme die Reichsacht von ihnen, und sie sollten sich nicht kümmern um der Pfaffen Rede; aber zu ihm, ihrem Herrn, sollten sie stehen im Krieg gegen seine und des Reiches Feinde. Der Kaiser that wie seines Gleichen allemal gethan haben, wenn sie in Noth geriethen, und die Eidgenossen thaten auch, wie vom deutschen Volk allezeit geschehen ist, wenn die Fürsten im Pech saßen und Honigseim im Munde führten. Es zogen 600 tapfere Bursche aus, die besten und kühnsten, zu des Kaisers Heerlager. Sie bluteten in seinen Schlachten. Wenige kehrten heim.

Um selbige Zeit lebte ein Herr im Schweizerland, der war hochgeehrt wie Keiner im ganzen Reich. Sein Schloß stand auf dem Wüspelberge im Aargau, in der Mitte seiner Herrschaft. Selbige streckte sich über viele Gauen und Thäler aus. Graf Rudolph von Habsburg[420] war zugleich auch Vogt und Schirmherr vieler Städte des Schweizerlandes; denn es bedurfte festen Zusammenstehens in jenen Zeiten, wo das Reich gespalten war durch inneren Zwist; wo weltliche und geistliche Macht in Unfrieden lebten; wo der raub- und herrschsüchtige Adel überall seine Streitaxt erhob, um den freien Landmann zu jochen und Flecken und Städte zu schatzen. Der Adel hat allezeit nach seiner Art gehandelt. Wenn Uneinigkeit im Reiche war, so reckte er allemal seine Hand aus, um aus dem gemeinen Unglück für sich Gewinn zu ziehen.

Die Eidgenossen hatten sich mit dem reichen und mächtigen Zürich gegen den Adel verbunden, der, des Reichs Verwirrung benutzend, von seinen Burgen niederstieg, um zu nehmen und zu schatzen überall, wo was zu haben war. Die Verbündeten aber wählten den Grafen Rudolph zu ihrem Feldhauptmann; denn der wollte von der ritterlichen Diebsgenossenschaft nichts wissen.

Da geschah es, daß die unter sich uneinigen Fürsten einen neuen Kaiser küren mußten. Keiner gönnte dem anderen die Ehre und die Macht, und keiner traute dem anderen: – da sagte der Kurfürst von Köln: „Suchen wir nach dem redlichsten Manne im Reich, der geliebt ist von Gott und den Menschen, nicht nach dem mächtigsten“. Und gewählt wurde Anno 1272 Herr Rudolph von Habsburg im Schweizerland zum römischen Kaiser und König über ganz Deutschland. Sitzend auf dem ersten Thron der Christenheit vergaß Herr Rudolph doch nicht die Lande und die Völkerstämme seiner Heimath. Er sicherte dem Landmann seine Freiheit, gab den Städten Rechte und Einrichtungen zum Schirm gegen den Adel, der sich überall herangedrängt hatte, um zu herrschen, und dem freien Bunde der Eidgenossen, Schwyz, Uri und Unterwalden, sicherte er Reichsunmittelbarkeit zu für ewige Zeiten. Ueberall in der Schweiz verbriefte er des Volkes Freiheit und Recht und stärkte den Sinn, diese größten Güter männiglich zu behaupten. Guten Fürsten hat noch jedesmal das Volk mit Dank und Liebe gelohnt. Auch die Schweizer ließen’s daran nicht fehlen. Sie gaben dem Kaiser freiwillig ihre Tapfersten zum Heer. Auf des Kaisers Zügen zur Züchtigung der widerspenstigen Fürsten und zur Ausrottung des Raubadels, den er verbrannte in seinen Schlössern oder aufhenkte an seinen Burgthoren, thaten sich die Schweizer mit angeerbter Tapferkeit hervor. Und wenn der Kaiser Geld brauchte, so ließ er es den in der Freiheit reich gewordenen Schweizer Städten wissen, und sie gaben ihm allezeit mehr in Lieb’, als die Gewalt je von ihnen hätte erlangen können. Das wußte Rudolph wohl; – jetzt haben’s die Fürsten vergessen.

Aber Rudolph starb, und sein Sohn Albrecht[421], der römische König, der Anwart der Kaiserkrone, war kein Rudolph. Nur auf die Vermehrung seiner Hausmacht war sein ganzes Dichten und Trachten gerichtet, und jedes Mittel dazu war ihm recht, wenn es nur zum Ziele führte. Durch Heirath, Eroberung, Erraffen der offenen Reichslehen ward er der mächtigste Fürst in Deutschland. Jeder fürch-

---

[420] Rudolf I. (1218–1291), als Rudolf IV. ab etwa 1240 Graf von Habsburg und von 1273 bis 1291 der erste römisch-deutsche König aus dem Geschlecht der Habsburger.

[421] Albrecht V. Graf von Habsburg (1255–1308; ermordet), seit 1282 als Albrecht I. Herzog von Österreich, von Steiermark und von Krain sowie Herr der Windischen Mark sowie ab 1298 römisch-deutscher König.

tete, alle Welt haßte ihn. Am meisten war er den Schweizern widerwärtig, welchen mit Recht für ihre Freiheit bangte; denn in der Schweiz lagen ja Habsburgs Stammgüter, und die Schirmvogtei, welche Rudolph so segensreich geübt hatte, suchte Albrecht zur Unterdrückung zu benutzen. Die Eidgenossen und viele Schweizerstädte und Stifter thaten sich daher mit den unzufriedenen Reichsfürsten zusammen und wählten sich den Grafen von Nassau[422] zum deutschen Könige. – Parteiung und Krieg entstand nun aller Orten. Die Einen hielten zu Nassau, die Anderen zu Habsburg. Alsbald kam Albrecht mit gewaltiger Macht herangezogen aus Oesterreich, um die Abgefallenen zu strafen und zu jochen. Zuerst war sein Zorn gegen den Bischof von Konstanz[423] gerichtet, der sich an die Spitze des Nassauer Bundes gestellt hatte. Das herrliche Land am See wurde verwüstet. Als das die Eidgenossen hörten, sandten sie Boten ins Lager des Oesterreichers, anzufragen, was sie von ihm zu gewärtigen hätten. Der aber antwortete barsch: er werde kommen und dann zusehen, was zu ändern sey. Das nahmen sich die Männer zu Herzen und versahen sich Schlimmes. – In der Schweiz ging's jetzt drunter und drüber. Als Albrecht's Heer heranzog, schlugen sich die Herren von Adel offen zu seiner Partei und fielen in Albrechts Namen über das Landvolk her, oder in der Städte und Stifter Gebiet, und sengten und brennten und schatzten: Alles zu Gottes und des Kaisers Ehre! – Da machten sich die Städte auf, Bern an der Spitze, und gaben Hieb um Hieb. Acht und vierzig Burgen und Schlösser der Adeligen wurden gebrochen, oder in Asche gelegt. Darauf rief der Adel den König Albrecht um Beistand – und der kam auch alsbald ins Land herein mit Heeresmacht. Verwüstend drang er bis vor Zürich. Die Züricher aber waren gerüstet. Frauen standen in Waffen bei den Männern auf den Wällen und Mauern, die Kinder trugen Steine in die Häuser und auf die Thore. Die Züricher schickten nun Botschaft an Albrecht: sie wollten dem Kaiser gehorsam seyn, wenn er ihre Freiheit achte; wo nicht, so wollten sie in der Freiheit sterben. Als Albrecht diese Worte hörte, da erwiederte er: ich will der Stadt die Freiheit lassen und den Frieden geben; denn er wußte wohl, daß der Züricher Wort kein leerer Wind war, wie der deutsche Wind von heute und von gestern. Albrecht dachte aber: ich will die Schweiz im Frieden schon bezwingen! denn er war ein falscher und listiger Fürst. Den Eidgenossen, die auch durch Boten frugen, was er von ihnen begehre, ließ er vermelden: seyd und bleibt die lieben Kinder Oesterreichs: dann will ich euch reich machen! Die Männer des Ge birges aber antworteten rasch: Wir wollen nichts, als daß du uns die Freiheit lassest und uns in unsern Rechten schützest. Und der Kaiser versprach's lachend. Als er aber der Eidgenossen Land besetzt hatte, da setzte er Vögte darüber, wie über seine Erblande, und schickte den Eidgenossen die allerhärtesten Männer, daß sie den störrigen Sinn des Volkes brächen und es zur Unterthanenschaft geschickt machten. Es kamen nun die Geßler[424] und die Landenberge[425] und ihres Gleichen, und sie bauten Zwingburgen und thaten, wie ihnen ihr Herr befohlen hatte. Und mit ihnen hielten's die Adeligen, wie diese gemeinlich zu thun pflegen, wann es der Unterdrückung von Land und Leuten gilt. Da war kein Recht mehr beim Bürger und Bauer, und nur noch das Recht bei den Stärkern. Alle Ruchlosigkeiten wurden an dem Volke geübt. Hohn antwortete auf jede Bitte, und jede Beschwerde wurde als Rebellion an Leib und Leben oder der Freiheit gestraft. Die Büttel und Henker hatten viele Arbeit und die Kerkermeister ihre goldene Zeit. – Sorglos hausten die Zwingherren, gestützt auf die kaiserliche Macht. Mit ihren Rittern und Beamten sammelten sie glühende Kohlen auf ihren Häuptern, und sie thaten es lachend; das Volk aber knirschte mit den Zähnen und verließ sich auf den gerechten Gott, den Rächer aller bösen That und den Schützer der unveräußerlichen Rechte der Menschen. Sie lauerten auf die günstige Stunde, die nie ausbleibt, wenn ein Volk entschlossen ist, für den Wiederbesitz seines Rechts Leib und Leben zu wagen. Dazu waren die Eidgenossen bereit.

Und die Stunde schlug unversehends. Des Tell's[426] That fiel wie ein Funke auf den Zunder, den die lange Tyrannei aufgehäuft hatte. Am ersten Morgen des Jahres 1308 loderten die Feuer auf den

[422] Adolf von Nassau (ca. 1250–1298; gefallen), seit 1292 römisch-deutscher König.

[423] Rudolf von Habsburg-Laufenburg († 1293), seit 1274 Fürstbischof von Konstanz.

[424] Hermann Geßler von Brunegg; historisch nicht verbürgt.

[425] Beringer von Landenberg; historisch nicht verbürgt.

[426] Wilhelm Tell; historisch nicht verbürgt.

Alpen. Auf stand das Volk. Mit den Männern von Schwyz zog Stauffacher[427], der auf dem Rütli mitgeschworen hatte, an den Lowerzsee[428], brach die Burg von Schwanau und vertrieb den Vogt. Gleichzeitig zogen die Männer von Uri aus und Geßler's Zwinghof wurde eingenommen. Das war der Freiheit Neujahr. Zum Andenken lodern die Feuer auf den Alpen jedes Jahr: – ein besseres Feuer als die Oktoberfeuer[429] auf den deutschen Bergen!

Die Schweizer hatten ihr altes Recht zurückgenommen; aber was galt das dem Fürsten, der kein anderes Recht gelten ließ, als seine Willkür! Er that die Eidgenossen in die Acht, schalt sie Rebellen, und auf daß an ihnen ein Exempel statuirt werde, zog er aus mit Reißigen, Herren und Grafen: eine zahllose Schaar. Mit ihm war Johann von Schwaben[430], sein Vetter und Mündel, dem Albrecht sein väterlich Erbe treulos vorenthielt. Da geschah es, daß, als der Kaiser auf dem Schweizerzuge mit wenig Gefolge ritt, Johann, das Herz voll Rachsucht, den Augenblick wahrnahm und dem Herrscher den Speer durch die Gurgel mit dem Zuruf stieß: „Hie Lohn des Unrecht's!“[431] Nach vollbrachter That floh er und Alle, die mit ihm verschworen waren. Der Schwerverwundete blieb am Wege liegen. So fand ihn eine Bettelfrau. Der Kaiser der Deutschen starb in ihrem Schooße.

Die Schweizer hatten nun für den Augenblick Ruhe; denn den Angehörigen Albrechts lag die Blutrache näher an, als die Unterdrückung. Albrecht's Kinder, Leopold von Oesterreich[432] und Agnes[433], der Ungarn Königin, mit der Wittwe des Erschlagenen, Kaiserin Elisabeth[434], kamen nach der Schweiz, Blutgericht zu halten über Diejenigen, von denen man glaubte, sie seyen Mitwissende von Johanns Mord. Es war eine Rache, wie sie Bestien ziemt, nicht Menschen. Die Burgen der berühmtesten Geschlechter wurden geschleift, ihre Insassen in Ketten gelegt, ihre Güter eingezogen. Die Männer, standrechtlich verurtheilt, wurden mit gebrochenen Gliedern lebendig aufs Rad geflochten, den Vögeln zum Fraß, vor den Augen der winselnden Weiber und Kinder, und als das Blut von den Martergerüsten träufelte, stellte sich Königin Agnes darunter und rief lachend: „Seht, ich bade mich im Maithau“[435]. So rächte sich Habsburgs Geschlecht. Auf der Stelle des Kaisermords aber erbauten Albrechts Kinder die Abtei Königsfelden und die Güter der Geopferten wurden dem Kloster gegeben und Königin Agnes selbst ging hinein, um ihre Unthaten zu sühnen mit Buße und heiligem Wandel. Damals gab es noch Menschen, welche den Muth hatten, der Heuchelei der Könige die Larve abzuziehen und ihnen die Wahrheit zu sagen. Als einst ein armer Mönch vorüberging und die hohe Frau unter der prächtigen Pforte stand mit ihren Nonnen und sie ihn einlud, einzutreten und der Messe beizuwohnen, da antwortete der Mann Gottes: „Frau, es ist schlechter Gottesdienst bei Dem, der unschuldig Blut vergossen hat und mit dem geraubten Gute Klöster stiftet“[436]. – Darob erbleichte Agnes und sank in ihre Kniee, so daß man sie wegtragen mußte. Der Mönch aber hieß Berthold Strebel[437], und jede ehrliche Seele gedenkt sein in Ehren.

---

[427] Werner von Stauffach; historisch nicht verbürgt.

[428] Der Lauerzer See.

[429] Die damals üblichen Freudenfeuer am 18. Oktober zur Erinnerung an den Sieg über Napoléon in der Völkerschlacht bei Leipzig vom 16. bis 19. Oktober 1813. Ab hier folgt der Text im Großen und Ganzen dem Kapitel „Der Neujahrsmorgen des Jahres 1308 – […]“ in Johann Heinrich Daniel Zschokkes (siehe hierzu S. 50, Anm. 126) „Des Schweizerlands Geschichten für das Schweizervolk. – […]“ (Aarau: H. R. Sauerländer 1822), S. 48-52; hier bes. S. 49-51.

[430] Johann von Schwaben, genannt Parricida, der Vater- bzw. Verwandtenmörder (1290–1313), Herzog von Österreich und Steyer.

[431] Zschokke, Schweizerlands Geschichten, sie S. 139, Anm. 429, S. 49.

[432] Leopold I. (1290–1326), seit 1313 Herzog von Österreich und der Steiermark.

[433] Agnes von Ungarn (ca. 1281–1364), seit 13. Februar 1296 mit dem ungar. König Andreas III. (ungar. III. András; ca. 1265–1301) verheiratet.

[434] Elisabeth von Görz und Tirol (ca. 1262–1313), seit 20. November 1274 mit Albrecht V. (siehe hierzu S. 137, Anm. 421) verheiratet.

[435] Zschokke, Schweizerlands Geschichten, sie S. 139, Anm. 429, S. 49.

[436] Zschokke, Schweizerlands Geschichten, sie S. 139, Anm. 429, S. 50.

[437] Historisch nicht verbürgt.

Nachdem das Rachegericht vollendet war an Denen, die hoch gestanden, sollte es auch an das Volk selbst kommen. Damals gab's noch keine Shrapnell's, um es bei Haufen niederzuschmettern; das Rachegeschäft der Fürsten machte etwas mehr Arbeit als in unserer Zeit. Leopold brach auf mit großer Macht, um den Eidgenossen zu beweisen, daß fürstlich Recht immer bei fürstlicher Gewalt sey. 2000 Ritter und Grafen waren in seinem Gefolge; 15,000 Lanzenknechte zogen ihm nach. Der Adel rund um die Waldstädte wappnete sein Gesinde und besetzte die Pässe im Rücken der Eidgenossen, damit Niemand entfliehen könne; denn Keiner, der einen Hirtenstab trug, sollte entrinnen! Leopold, der Habsburger, Rudolphs Enkel, führte 3 Leiterwagen voll Stricke mit sich, um daran aufzuknüpfen die Männer des Volks, welche von den Lanzen und Schwertern verschont bleiben würden.

In Todesgefahr zeigen sich Völker und Menschen groß. Wenn der rechte Sinn nicht fehlt, so wird dann das Wort der Bibel zur That: „Gott ist mächtig in den Schwachen"[438]. Hat ein Volk die Freiheit recht in's Herz geschlossen, so verliert der Tod seinen Schrecken und ein solches Volk wird ein Helden-Volk. Es entscheidet dann nicht mehr die Zahl und nicht mehr das größere Geschick im Kriege. Das zeigten die Griechen zu ihrer Zeit; das die Puritaner[439] in der neuen Welt; das die Schweizer; das die Männer im Kaukasus[440].

Die Eidgenossen waren damals ein kleines Volk. Der Menschen in den Bergen und Thälern waren kaum ein Zehntel so viel, als gegenwärtig. Nur 3 Tausend Familien zählte das Land. Als versammelt waren Alle, welche die Waffen führen konnten, waren es viertehalb Tausend; und den größten Theil der Krieger mußte man zur Hut der Pässe im Rücken lassen. Leopold's Heer entgegen zogen drei Hundert Männer von Schwyz, vier Hundert von Uri, drei Hundert von Unterwalden. Dazu kamen fünfzig Verbannte von Schwyz, die, einst der Sache des Vaterlandes untreu, jetzt, in dessen Todesgefahr, heimkehrten, um sich die Ehre der Eid genossen wieder zu erkämpfen und ihr Verbrechen mit dem Tode zu sühnen. Als nun am 16.[441] Tage des Novembers 1315 so viel Tausend geharnischte Ritter im blutrothen Strahl des Wintermorgens am Gebirg heraufzogen, da stellten die Eidgenossen ihre Fähnlein in Schlachtordnung, und nachdem sie den Herrn angerufen mit Inbrunst, daß er ihnen Sieg verleihe um der Freiheit willen, – drangen sie unerschrocken auf die Reihen des zehnmal stärkern Feindes ein. Der versah sich solcher Kühnheit nicht und, weil unvorbereitet, geriethen seine dichtgedrängten Massen bald in Verwirrung. Unter den Morgensternen, Spießen und Hellebarden der Hirten sank des Adels Blüthe in den Staub. Das war die Schlacht von Morgarten, der Eidgenossen erster Sieg. Leopold selbst entkam. Auf der Flucht fanden aber noch viele Ritter und Herren im See ihren Tod, in den sie von einer Luzerner Hülfsschaar gedrängt wurden. –

Und nun will ich Euch berichten von dem blutigern Streit in der Schlacht bei Sempach. Das soll Euch ein Anderer erzählen, der es besser kann, als ich*)[442].

Das Haus Oesterreich hatte nach der Niederlage bei Morgarten allen Eidgenossen den Tod geschworen. Es hatte nicht Friede, so lange der Schimpf nicht ausgewaschen war mit Blut. Herzog Leopold[443], ein Enkel des bei Morgarten geschlagenen, kam mit dem burgundischen und deutschen Adel heran zum Rachewerke. – Die Schweizer standen gerüstet. Sie waren bereit zum Tod oder zum Sieg, je nachdem es Gott über sie fügte. Keiner fehlte, Keinem brach der Muth.

[438] 2 Kor 12,9.

[439] Als Puritanismus bezeichnet man die vom 16. bis zum 17. Jhd. wirksame rel. Bewegung in England, Schottland und später in den amerik. Kolonien, die für eine weitergehende Reformation der Kirche nach evang.-reformierten bzw. calvinistischen Grundsätzen eintrat.

[440] Die Tscherkessen (osman. چركزلر bzw. چركسلر, Çerkezler bzw. Çerkesler; türk. Çerkesler; russ. Черкесы, Čerkesy), eine kaukasische Ethnie, die sich selbst Adyge (tscherk. Адыгэхэр, Adygėchėr) nennt; die Tscherkessen wurden im Kaukasuskrieg von 1817 bis 1861 von den Russen mit äußerster Härte bekämpft.

[441] Recte: 15. November 1315.

[442] *) Nach Johannes von Müller [(1752–1809)]; doch nicht wörtlich [ab hier folgt der Text – allerdings mit zahlreichen Auslassungen – dem des obengenannten Schweizers Historikers in dessen „Der Geschichten Schweizer Eidgenossenschaft Anderes Buch. Von dem Aufblühen der ewigen Bünde. […]. – Zweyter Theil" (Leipzig: M. G. Weidmann 1786), S. 431-444].

[443] Leopold III. der Gerechte (1351–1386; gefallen), seit 1379 Herzog von Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain.

Es war zur Erntezeit. Das Heer des Herzogs zog über die Reuß durch die freien Aemter Aargaus hinan über Sursee gegen Sempach, dem Städtchen an einem kleinen, grünen See gelegen, 3 Stunden von Luzern. Alles umher war Fruchtbarkeit. Die Kornfelder prangten noch in ihrem Reichthum und über ihnen stieg ein hoher Laubwald den Berg hinan. In dem Walde standen die Eidgenossen. Jede Schaar bei ihrem Banner.

Es war Montags Morgen am 9. des Heumonds[444] 1386. Die aufgehende Sonne vergoldete die Berghörner. Der Wald rauschte sein Morgenlied. Da zitterte der Boden von den Hufen vieler tausend Pferde. Und von der Höhe jenseits sah man Helme und Panzer und Lanzenspitzen blitzen. Herzog Leopold war's, der Rächer. Wohlgeordnet zog der Reitertroß hinab ins Thal. Jede Knechtschaar mit ihrem Baron, jeden Gaues Reiter mit ihrem Bannerherrn; die Amtleute aus Oesterreich mit ihren Fähnlein; und ihnen nach wälzte sich in dichten Massen das Fußvolk, Haufe hinter Haufe, jeder sein Feldzeichen in der Mitte. Es war nicht zu zählen. Das Häuflein der Eidgenossen erschien gegen Leopold's Heer wie ein Bächlein gegen den Rheinstrom.

Die Schweizer fielen auf ihre Kniee und riefen Gott an, daß er Recht und Freiheit schütze. Dann erhoben sie sich. Sie rückten heraus zum Saum des Waldes; vier Hundert von Luzern, neun Hundert aus den Waldstätten, Hundert aus Glarus, Zug, Gersau, Entlibuch[445] und Rothenburg.

Als der Herzog Leopold die Bauern heranrücken sah, – da rief er mit Verachtung: Soll man sagen, daß wir sie mit ungleichen Waffen überwunden? Laßt uns absteigen und die Pferde den Knechten geben, auf daß diese von ferne zusehen. Keiner sage, es sey ein unehrlicher Kampf gewesen! Und der Adel stieg von seinen Pferden, und gab sie den Dienern und stellte sich, enggeschlossen, wie eine stählerne Mauer, mit vorgehaltenen Lanzen in 4 Reihen hinter einander auf. Vergeblich warnte der alte kriegserfahrene Ulrich von Hasenburg[446]: „Hoffahrt sey zu nichts nütze;"[447] er hatte Spott zum Lohn. Der Herzog ließ vielmehr dem von Bonstetten, welcher das Fußvolk führte, sagen, er solle Halt machen; denn der Adel wolle die Bauern allein niederwerfen! Und als Andere doch Bedenken äußerten, daß man die Lanzknechte in so großer Entfernung hielt, und meinten, „daß auf Schlachtfeldern der unvorhergesehene Zufall oft Herr sey"[448], und Einer durchaus wollte, daß der Herzog sich hinter die Front begebe und nicht unmittelbar Theil nehme an der Schlacht, so rief er aus: Mit Euch will ich die Bauern erschlagen, oder mit Euch umkommen!

Die Eidgenossen rückten herzu. Sie kamen in schmaler Ordnung und führten schlechte Waffen. Einige trugen die Hellebarden, mit denen bei Morgarten ihre Väter gestritten, andere die verrosteten Ritterschwerter, welche sie dort erbeutet hatten; andere trugen die Schilder der damals erschlagenen Ritter am Arm, oder an ihrem Leib Fetzen von Panzerhemden und Theile von Rüstungen, mehr sie hindernd, denn sie schützend. Es war ein elender Anblick und die Ritter Leopold's lachten und spotteten. Hundert Schritt vor Leopold's Schaar machten die Bauern Halt. Sie knieten auf den Boden nieder, legten die Waffen von sich und falteten die Hände und beteten ihr Schlachtgebet. Dann sprangen sie im vollen Laufe mit Kriegsgeschrei gegen die enggeschlossenen Reihen der Feinde. Der schmale Keil der Eidgenossen drang ein, sie hofften durch den Stoß die Eisenmauer zu durchbrechen. Vergeblich. Mann um Mann sank. Sechzig Leichen lagen am Boden. Von den Feinden keiner.

Die Eidgenossen prallten zurück. Ihr Muth war nicht gewichen; aber sie wußten sich nicht zu rathen.

Da erscholl Leopolds Kommandoruf. Das Ritterheer gerieth in Bewegung. Mit Gerassel änderte es seine Schlachtordnung. Die hinteren Glieder verlängerten die Front – und im weiten Halbmond streckte sie sich aus, die Bauern einzuschließen.

In diesem Augenblick der Unschlüssigkeit und der Gefahr sprang jählings aus dem Fähnlein der Unterwaldner ein hoher starker Mann hervor und rief mit durchdringender Stimme:

---

[444] Veraltet für Juli.

[445] Entlebuch.

[446] Von den Nachgenannten ist in der Regel nur der Tod in der Schlacht bei Sempach bekannt.

[447] Müller, Schweizer Eidgenossenschaft, wie S. 140, Anm. 442, S. 435.

[448] Ebd.

„Ich will der Freiheit eine Gasse machen!“[449]



Siehe hierzu S. 142, Anm. 450.

Das war der Arnold Struthan von Win-
kelried[450]. Und gera- dezu auf das Banner
Oesterreichs stürzte er los – wendete sich noch
einmal und sprach: „Lie- be Eidgenossen, tragt
Sorge für mein Weib und Kind!“[451] – Im an-
dern Augenblick um- schlang er mit seinen
Armen so viel Lanzen- spitzen, als er fassen
konnte, begrub sie in seine Brust und drückte
im Fallen sie mit der Wucht seines Körpers
zu Boden. Nun stürm- ten die Eidgenossen
über des Helden Lei- che in die Lücke der
feindlichen Mauer, trenn- ten sie, und die des Fuß-
kampfes ungewöhnten, schwer gepanzerten
Ritter geriethen in Un- ordnung. Es krachten un-
ter den Morgensternen die Helme, blanke Pan-
zer färbten sich blutig- roth, und viele der Her-
ren stürzten in dem Getümmel, oder wur-
den zertreten, oder er- stickten in ihrem Rüst-
zeug. Zuerst fiel der Bastard von Brandis,
ein trotziger Mann, so gefürchtet als zwanzig
wegen seiner Stärke; bei ihm der lange Fries-
hard, welcher sich ver- messen, die Eidgenos-
sen allein zu bestehen. Das Hauptbanner Oester-
reichs sank mit Hein- rich von Eschenloh,
die Fahne von Tyrol mit Ulrich von Orten-
burg. Jenes rettete der von Aarburg; hoch
schwang er’s, aber ei- nes Bauern Axt zer-
schmetterte ihm Helm und Haupt. Als er fiel, rief er: Rette Oesterreich! Da sprang der Herzog selber herzu und entriß das Banner seines Landes der sterbenden Hand. Zum dritten Male erschien es über den Schaaren, blutroth, getragen von des Herrn Hand. Es sammelten sich die Ritter um ihn – nicht mehr, um zu siegen, sondern um mit Ehren zu sterben. Neben Leopold sank Habsburgs Banner mit seinem Träger, dem Ritter von Junkenburg, und das der Zollern; es fielen die Fürsten von Lichtenstein; die Mörsburg, 4 Brüder; der Eschenz mit seinen Söhnen; Markgraf Otto von Hochberg; die Ems, die Truchsesse von Waldburg, die Isny, der Thierstein: viele edle Geschlechter Alt und Jung. Kleiner und kleiner schmolz der Haufe der Ritter um den Herzog zusammen, der das Banner festhielt mit seiner Linken und mit der Rechten das Schwert zur Abwehr führte. Da nun aber der Fürst fallen sah immer mehre seiner Besten und Tapfersten, so ward er des Lebens müd und suchte den Tod. In’s dichteste Gedränge der Schlacht wandte sich seine hohe Gestalt; stolpernd und ausgleitend fiel er plötzlich zur Erde, und in dem schweren Rüstzeug, Schwert und Fahne nicht lassen mögend, konnte er nicht schnell genug empor. Ein unansehnlicher Mann aus dem Lande Schwyz fand ihn in dieser hülflosen Lage. Der Bauer erhob den Morgenstern; da rief der Herzog: „ich bin Oesterreich!“[452] aber der

[449] Müller, Schweizer Eidgenossenschaft, wie S. 140, Anm. 442, S. 439.

[450] Der wohl mythische schweiz. Freiheitskämpfer Arnold Winkelried (angebl. † 1386). Der nach einer Vorlage von Carl Alexander Heideloff (1789–1865) von Johann Philipp Walther (1798–1868) ausgeführte Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Alpenrosen ein Schweizer-Taschenbuch auf das Jahr 1828. Herausgegeben von Kuhn, Wyß u. a.“ (Bern: J. J. Burgdorfer; Leipzig: C. G. Schmid [1827]).

[451] Müller, Schweizer Eidgenossenschaft, wie S. 140, Anm. 442, S. 439.

[452] Müller, Schweizer Eidgenossenschaft, wie S. 140, Anm. 442, S. 441.

Schwyzer führte den Streich nur um so kräftiger; zerschmetterten Hauptes stürzte der Fürst rücklings zu Boden und hauchte seine Seele aus.

Die Augen der Ritter suchten vergeblich den Herrn von Oesterreich, suchten vergeblich dessen Banner: alle Fahnen waren gesunken, alle Führer lagen todt: da kam ein Grauen über die streitenden Männer; sie wandten sich zur Flucht. „Die Hengste daher! die Hengste hieher!“[453] schrieen die Ritter; aber das Dienervolk war schon davon geflohen mit den Pferden und das Fußvolk war weit zurück und konnte nicht helfen. Wenige entrannen. Die Blüthe des deutschen Adels sank auf dem Sempacher Felde, und die da geflohen, wurden noch auf der Flucht erschlagen. Bei 1000 vom Adel kamen um, Fürsten, Grafen und Herren, und manches berühmte Geschlecht erlosch an diesem Sieges-Tage der Volksfreiheit.

Die Eidgenossen ließen es nicht bei der Niederlage der Ritter allein bewenden. Sie eilten den Fußvölkern nach, die auf dem Rückzuge waren, und erschlugen ihrer viele Tausend.

Als aber die Sieger am Abend ihre Mannen zählten, da fehlte über die Hälfte. Ihre besten Männer sahen zwar die Schlacht, doch nicht den Sieg. Es waren gefallen: Konrad, der Landamman von Muri; Siegfried von Tiesselbach, der Landamman von Unterwalden; Konrad Grüninger von Glarus; diese drei wurden als die Tapfersten geehrt. Der Luzerner Schultheiß Petermann von Gundoldingen, ein angesehener Mann, lag auf einem Hügel von Rittern, die seine Streitaxt gefällt hatte; er stöhnte verblutend an vielen Wunden. Ein Luzerner fand ihn so und rief ihm zu: „Schultheiß, sag mir Deinen letzten Willen für die Deinen“. Da rief Petermann: „Nichts den Meinen; aber unsern Mitbürgern sage: sie sollten keinen Schultheißen länger als ein Jahr im Amte lassen! –“[454]

Das war der Tag von Sempach. Des Blutes war viel geflossen: aber tief wurzelte die Eiche der Volksfreiheit nun in dem befruchteten Boden, sie konnte trotzen allen späteren Stürmen. Im hohen Rütli war die Quelle, und vom Sempacher Felde fließt sie nun dem Meere der Zeiten zu mit allen ihren Windungen, Erweiterungen, Wasserschnellen und Stürzen, bis sie, angeschwollen zum Riesenstrome, einst tragen wird das Schiff der ganzen Menschheit. Entsprossen der Seele einfacher Alpenhirten, trägt sie jetzt ihr Haupt hoch zum Geisterhimmel, und ihrer göttlichen Natur sich vollbewußt, schreibt sie an das Thor der Zukunft: „Ich bin berufen zur Herrschaft über die Erde“. Daß es wirklich so sey, wird selbst Denen klar, die sie bekämpfen. So viele Mumiendecken auch noch auf die Menschheit gelegt werden mögen von der Habsucht und dem Irrthum: sie wird sie abstreifen, und trotz allen Hindernissen wird die volksfreiheitliche Entwickelung auf ihrem Zuge durch die Welt gerade ihrem Ziele zugehen, wies allein der Freiheit ziemt.

Das ist es, was mein Auge erschaut und meine Seele glaubt. Die Freiheit ist der Mund, der das Epos der Menschenzukunft singt. Das Wirrsal der Gegenwart, das Auf und Nieder, das Hell und Dunkel des Augenblicks, welcher ein Menschenleben in sich faßt, das darf den Blick unsers Geistes nicht trüben, der die Heerschaaren der Welten zählt und verwegen nach den Grenzen der Ewigkeit sucht. Was ist dies Hemmen und Hindern all und was fruchtet's? Hemmte Rom's: Stehe! der Erde Lauf?

Ein endlicher Sieg der Volksfreiheit ist keinem Zweifel unterworfen; aber als Irrthum ist es zu beklagen, wenn viele sonst verständige Menschen Hexen- und Zauberkünste von ihr erwarten, und nicht bedenken, daß, wenn die Freiheit werkthätig in die Geschichte eines Volkes tritt und wirksam wird durch Institutionen und Gesetze, sie – die Himmelstochter – mit ihrer Inkarnation auch nothwendig alle Gebrechen der Endlichkeit mit auf sich nehmen müsse! Der Freiheit edelste Kräfte werden, so lange die Völker selbst nicht zu einer höhern Geistigkeit erzogen sind (und Jahrhunderte, nicht Jahre, bezeichnen die Fortschrittsstufen in solchem Erziehungswerke!), immer an die sinnliche Beschränkung festgebunden seyn. Unvollkommen ist alles Endliche, und auch das Wirken der Freiheit bleibt folglich in seiner endlichen Erscheinung immer ein unvollkommenes. Das Ideal wird es nie befriedigen; die Welt aber schwärmt von Ideologen! –

---

[453] Müller, Schweizer Eidgenossenschaft, wie S. 140, Anm. 442, S. 444.

[454] Von hier ab wieder Joseph Meyers eigener Text.

Griechen und Römer verehrten die Stifter ihrer Freistaaten als Halbgötter, versetzten sie auf den Olymp und richteten ihnen Tempel auf. Die Republikaner der Schweiz stifteten denselben Kapellen und ordneten kirchliche Feierlichkeiten an zu ihren Ehren und Gedenken. So finden wir die Tellskapellen auf der Tellenplatte am Urnersee und neben Küßnachts hohler Gasse; so die Kapelle auf der Morgartner Matte; so die bei Sempach. Ein Gedanke hat sie alle gebaut: – **mit Gott** ward's gethan, ohne **seine** Hülfe konnten's die Menschen allein nicht!

Die Sempacher Kapelle[455] steht auf der Höhe, wo die Schlacht war. Uralte, breitästige Bäume werfen ihre Schatten auf das weite Heldengrab. Ein alter Waldbruder wohnt neben der Bethütte, um den Reisenden als Führer zu dienen und die Kapelle zu öffnen. Im Innern steht auf einem kleinen Altar das Bild des Gekreuzigten. Zu beiden Seiten knieen Freund und Feind: Herzog Leopold auf der einen, der Luzerner Schultheiß Petermann von Gundoldingen auf der andern. Die Schweizer sagen: Ohne den Zwang hätten wir die Freiheit nicht, ohne Leopold keinen Winkelried! Und es ist ein hoher, einem freien Volke würdiger Sinn, der den ehrenhaften Feind noch nach seinem Tode so zu achten weiß. Wie anders ist das jetzt auf der entgegengesetzten Seite! –

Winkelrieds That ist über der Thüre des Kirchleins abgebildet. Man sieht den starken Mann, wie er die Spieße faßt und in seinen Leib begräbt; und unter der Tafel liest man:

Arnold von Winkelried
Macht den Seinen eine Gasse. –

[455] Die Kapelle wurde 1472/73 errichtet.



Die KAPELLE bei SEMPACH
(Schweiz)

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 167-172.

DCXXXXVIII. Illock[456] in Ungarn.

Tief im Ungarlande, dort, wo die Drau sich mit der Donau vereinigt und die Völker scheidet, hart an der Mark des Slavenlandes, blickt ein altväterisches Kastell von seiner Bergzinne auf die Ströme und auf die Landschaft nieder. Das ist Illock, das Schloß[457], und am Bergabhange steht das Kloster[458]. Rundum ist Alles klassischer Boden. Dort erkämpfte Rom vor 18 Jahrhunderten mit deutschen Kriegern seine Siege über die freien Völker Thraciens[459], von dorther holten seine Konsuln und Cäsaren die gefangenen Fürsten und Feldherren der Ueberwundenen zu den Triumphzügen, mit denen sie das eitle, gaffende, ehrsüchtige Volk der Siebenhügelstadt ergötzten; dort, wo die römischen Heerstraßen sich kreuzten, wo so viele römische Städte und Niederlassungen standen, errichteten die Kaiser jene erstaunenswürdigen Werke der Befestigungskunst, an deren Besitz sich auch noch in spätern Zeiten die Herrschaft über die strategisch wichtigsten Punkte des Landes knüpfte. – So weit das Auge dringen kann von Illock's Thürmen, so weit ist Alles Schlachtfeld, wo, von den Zeiten der Sage an bis zum heutigen Tage, Völker und Miethlingsheere mit einander rangen, Landräuber mit Beraubten, Unterdrücker mit Unterdrückten, und Freie den Knechten unterlagen, die daher kamen, um jenen die Freiheit zu stehlen auf ihrer Herren Geheiß. Rom hatte in diesen Gegenden eine Centralposition seiner Macht genommen, von welcher aus es die Länder der untern Donau mit eiserner Faust in seinem Joche hielt. In den ausgedehnten und unüberwindlichen Verschanzungen, welche es in dem Winkel zwischen der Drau und Donau anlegte, hatten jene Veteranen, welche in den Schlachten der Republik und des Kaiserreichs sich müde gerungen, und jene gefürchteten deutschen Legionen ihre Standquartiere, deren Stärke und Tapferkeit jeden Kampf zum gewissen Siege wendeten. Dort war es auch, wo die Römer zur beständigeren Sicherung ihrer Macht eine großartige militärische Ansiedelung deutscher Volksstämme versuchten, auf welche noch manche Sage und mancher Ortsname Bezug nehmen. Das volkreiche Teutoburgum[460] (Burg des Teut) war in dieser Landschaft gelegen.

Durch ein wunderliches Spiel des neckischen Zufalls ist jetzt in derselben Gegend, wo noch so viele Ruinen von Gebäuden und Denkmälern Zeugen sind von der einstigen Herrschaft des alten Roms, eine neurömische Herrschaft erstanden; denn Illock mit dem Land weit umher ist Eigenthum eines römischen Fürstengeschlechts, der Odescalchi[461]. Erscheint dieses Zusammentreffen nicht wie eine Ironie des Schicksals? Roms Tempel liegen zerbrochen umher; seine Cyklopenwerke, die Finger seiner Macht, sind zerfallen; Dornen wuchern auf den Gräbern seiner Städte; seine Wasserleitungen, Viadukte, Cirkus sind versunken; umgestürzt sind die Denksäulen und Obelisken, und die Grabmäler verschütteten den Staub ihrer Helden längst: aber auf dem Fels, von welchem die Cäsaren, umgeben von ihren Prokonsuln und Feldherren, niederschauten auf eine Welt, die ihr eigen war, so weit der Gedanke reichte, schlürft jetzt ein Fürst des neuen Roms Tokayer, und Diener in sei denen Strümpfen und im Brocadkleide sind gewärtig, Seiner Durchlaucht Befehle Verwaltern über Leibeigene zu bringen. Glücklicher Odescalchi! Es war ein pikanter Einfall, dich berufen zu glauben, Rom's Herrschaft an der Donau

---

[456] Kroat. Ilok; ungar. Újlak; osman. اويلق, Uyluk.

[457] Die Festung (kroat. Iločki dvorac).

[458] Das Franziskanerkloster (kroat. Franjevački samostan).

[459] Thrakien (griech. Θρᾴκη, bulg. Тракия, Trakija; osman. تراقيا, Trāḳyā), eine Landschaft auf der östl. Balkanhalbinsel, die heute zu den Staaten Bulgarien, Griechenland und Türkei gehört.

[460] Das Kastell Teutoburgium, heute das kroat. Dalj (serb. Дањ, Dalj; ungar. Dálya; dt. Dallia) an der Donau.

[461] Die Festung (siehe hierzu S. 146, Anm. 457) samt Umgebung kam 1683 an den päpstl. Feldherrn Livio Odescalchi (1652–1713), seit 1678 Herzog von Ceri und ab 1683 Herzog von Sirmien (lat. Dux Sirmii).

zu erneuern und auf den Gräbern der Weltgebieter dein Zeltlein aufzuschlagen. Doch hast du's mit Anstand und Geschmack gethan. Illock ist wirklich eine der schönsten Herrschaften Ungarns und des Schlosses innere Einrichtung des Herrn würdig. –

In dem Kriege, welcher in unsern Tagen über das Schicksal des Magyarenlandes so tragisch entschieden hat, ist Illock öfters genannt worden. Beim Ausbruch der Revolution[462] verließen die Odescalchi das Land. Die ersten blutvollen Scenen jenes Drama's – der grausige Kampf der Magyaren mit den Serben – spielten in seiner Umgebung. Später wechselte Illock's Besitz unter den Streitenden mehrmals, je nachdem das Glück der Schlachten bald jene, bald diese Wagschale sinken oder steigen machte. Die härtesten Kämpfe wurden im Frühjahr und im Sommer des Jahrs 1849 in seiner Nähe gefochten, als Jellachich[463] und seine Unterfeldherren mit ihren Kroaten und Serben in den Römerschanzen standen und sich Monate lang gegen die täglichen Angriffe der Ungarn vertheidigen mußten. Der magyarische Muth scheute in diesen Tagen vor dem Unmöglichen nicht zurück; denn die Position der Serben in den Römerschanzen, die in der Fronte von weit ausgedehnten Sümpfen geschützt und im Hintergrunde von den Fluthen der Drau und Donau gedeckt war, konnte kaum angegriffen, geschweige überwunden werden. Unsägliche Tapferkeit und nur zu viel des edelsten Bluts wurden vergeblich vor diesen Werken geopfert. Hier stritten nach einander auf ungarischer Seite die kühnsten Feldherren: der alte Damjanich[464], der edle Leiningen[465], Perczel[466] und der hochherzige Kiß[467]: Alles Helden, welche das große Band des Unsterblichkeitsordens aus Scharfrichtershand unter Haynaus[468] Galgen empfangen haben. –

Die dreizehn Feldherren, welche zu Arad, – die Männer, welche in den Gefängnißhöhlen von Munkatsch[469] umgekommen sind, die andern Helden, über deren Tod noch das Geheimniß flattert, sie gehen nicht um an dem Bette des alten schwergezüchtigten Haynau und seiner Henkersknechte, welche das Arader Urtheil vollstreckten; aber der Judas[470], der sie Alle dem Galgen und dem Kerkertode verrathen hat und mit ihnen sein Vaterland selber; der Bösewicht, welcher in den Abgrund stieß sein herrlich Volk, das ihn vergötterte und Rettung von ihm erwartete: **ihn verfolgen die Erinnyen**[471] **durch des Daseyns Ewigkeit**. – An jeder Judasthat klebt der Judasfluch, und wenn Görgey noch nicht gethan hat, was Judas that, nachdem er den „Herrn" verrathen hatte; wenn Görgey sich noch nicht aufgehenkt

---

[462] Siehe hierzu S. 44, Anm. 112.

[463] Der österr. General Joseph Jelačić von Bužim (1801–1859), der wesentlich zur Niederschlagung der Revolution beigetragen hat.

[464] János Damjanich (1804–1849; hingerichtet), einer der dreizehn „Märtyrer von Arad" (ungar. Aradi vértanúk).

[465] Karl August Graf zu Leiningen-Westerburg-Altleiningen (ungar. Altleiningeni gróf Leiningen-Westerburg Károly Ágost; 1819–1849; hingerichtet), einer der dreizehn „Märtyrer von Arad" (s. o.).

[466] Ritter Moritz Perczel von Bonyhád (ungar. Bonyhádi lovag Perczel Mór; 1811–1899).

[467] Ernst Kiss von Ittebe und Elemér (ungar. Eleméri és ittebei Kiss Ernő; 1799–1849; hingerichtet), einer der dreizehn „Märtyrer von Arad" (siehe hierzu S. 147, Anm. 464).

[468] Der österr. General Julius Jakob Freiherr von Haynau (1786–1853; siehe hierzu auch S. 104, Anm. 292), der 1849 die ungar. Revolution niedergeschlagen hatte. Die Lithographe wurde im Jahre 1849 von Franz Eybl (1806–1880) nach einer Vorlage von Wilhelm Skallitzky (Lebensdaten nicht ermittelt) geschaffen.

[469] Heute die westukrain. Stadt Mukatschewo (ukrain. Мукачево, Mukačevo; ungar. Munkács; slowak. Mukačevo; rumän. Munceag bzw. Muncaci).

[470] Der ungar. General und Politiker Arthur Görgey von Görgő und Toporc (ungar. görgői és toporci Görgei Artúr; 1818–1916); er hatte sich nach zahlreichen Meinungsverschiedenheiten mit Ludwig Kossuth (siehe hierzu S. 79, Anm. 218) am 13. August mit 20.000 Mann Infanterie, 2.000 Mann Kavallerie und 130 Geschützen im Flecken Világos den russ. Truppen unter General Friedrich Alexander von Rüdiger (russ. Фёдор Васильевич Ридигер, Fëdor Vasil′evič Ridiger; 1783–1856) auf Gnade und Ungnade ergeben.

[471] Die Erinnyen bzw. Erinyen (griech. Ἐρινύες, Erinýes; Sing. Ἐρινύς Erinýs; auch als Μανίαι, Maníai, „die Rasenden" bezeichnet), drei Rachegöttinnen (griech. Ἀληκτώ, Alēktṓ, „die bei [der Jagd] Unaufhörliche"; Μέγαιρα, Mégaira, „der neidische Zorn" und Τισιφόνη, Tisiphónē, „die Vergeltung") der griech. Mythologie.

hat an dem nächsten Strauch, so erkenne ich darin nur die Gerechtigkeit Gottes, welche auch die letzte Eigenschaft von ihm nahm, die noch Theilnahme erwecken könnte. Wer anders als ein Görgey mag und kann das Daseyn eines Görgey ertragen?

An Görgey ist nur eine Eigenschaft groß: die Eigenschaft, welche aus dem Menschen einen Schurken und Teufel machen kann: die Selbstsucht. Görgey war ihr Sklave, so lange seine Laufbahn zu verfolgen ist. Eigensucht verdarb und verkehrte seine Natur. Sie machte ihn unwahr durch und durch, sie erfüllte ihn mit Falschheit und Heuchelei, sie machte ihn unfähig für ein sittliches Urtheil über sein eigen Thun und Lassen. Alle die glänzenden Eigenschaften, mit denen er so lange die Welt, die Nation und ihre besten und weisesten Männer getäuscht hatte, waren ohne sittliche Grundlage: sie waren bloß die Larve der Nichtswürdigkeit.



Julius von Haynau
(siehe hierzu S. 147, Anm. 468).

Es hat dem ungeachtet Leute gegeben, welche Görgey zu entschuldigen versuchten. Wem der Verrath zu gut gekommen ist, der fand wohl auch käufliche Federn, die sich daran versuchen mochten, den Verräther rein zu waschen. Aber ihr Bemühen war eitel. Man kann von Görgey's blutiger Hand sagen, wie von Lady Macbeth's Hand: „Das Weltmeer wäscht sie nicht rein!“[472] Vergeblich haben die Advokaten des Verraths alle Schatzkammern ihrer Sophistik geleert. Nicht eine einzige Ueberzeugung, die über Görgey den Stab gebrochen hat, ward erschüttert; auch nicht ein Einziger von Allen, die ihn verachten, ward für ihn gewonnen; denn wo unleugbare Thatsachen sprechen, da hilft keine Rabulisterei der Advokaten; das öffentliche Urtheil ist unbestechlich. Görgey's That war nicht die Eingebung des Augenblicks, oder eines großen Gedankens, wie man's hat darstellen wollen. Er konspirirte gegen sein Vaterland und gegen die Regierung desselben schon lange vorher, und die Katastrophe von Villagos[473] war nur die Schlußscene seines vielaktigen Intrikenspiels. Görgey hat nie als ehrlicher Mann gehandelt. Während er Kossuth[474] ins Angesicht schmeichelte, untergrub er mit Hinterlist dessen Ansehen, und als er in seiner Umgebung schon Spott und Tadel über die Maßregeln der bedrängten Regierung ausgoß, wagte er es nicht, als offener Mann, Kossuth gegenüber, eine andere Meinung zu bekennen. Görgey's Pflicht war durch seine Stellung bestimmt

---

[472] Hier haben wir es wieder einmal mit einem sehr freien (und, was die Person anbelangt, falsch zugeordneten) Shakepeare-Zitat Joseph Meyers zu tun. Macbeth spricht im 2. Akt, 2. Szene: “Will all great Neptune's ocean wash this blood \ Clean from my hand?”

[473] Világos (siehe hierzu S. 147, Anm. 470).

[474] Siehe hierzu S. 79, Anm. 218.

vorgezeichnet. Er war General, und als General hatte er zu gehorchen; er war Ungar, und als Ungar hatte er sein Vaterland zu vertheidigen bis zum letzten Althemzuge. Als er Kossuth verdrängt hatte; als alle Macht und alle Kraft des Vaterlandes in seine Hand gegeben war; als Ungarn zu seinen Füßen lag, nicht entmuthigt, nicht entkräftet, sondern zur Selbst aufopferung entschlossen, willig für die Rettung der Freiheit und der Selbstständigkeit in den Tod zu gehen: auch dann noch konnte die Rettung nicht fehlen, hätte in Görgey's Seele nur ein Funke vom Geiste des wahren Helden gelebt! – Zur Heldenrolle besaß Görgey Eigenschaften genug. Er fesselte durch die Ruhe seiner Erscheinung, welche bedeutende Menschen zu Bundesgenossen großer Thaten einladet; er fesselte durch seine Tapferkeit die Armee, die Generale durch sein geistiges Uebergewicht, die Offiziere durch seinen Blick, das Volk durch seine Siege, und er besaß einen Vortheil, welchen das Schicksal Männern in großen Lagen so selten gewährt: er war nicht leidenschaftlich; denn für sein Herz von Eisen gab's keinen Magnet außerhalb seiner Selbstsucht. Auch in der Abgeschlossenheit seines Wesens lag eine große Kraft. So mächtig war diese, daß sie selbst seine Feinde zur Unentschlossenheit verdammte. Ihm fehlte das Eine nur: sittliche Größe. Alle glänzenden Eigenschaften konnten den Mangel dieses Einen nie ganz verlarven, und deshalb flößte er auch seiner näheren Umgebung nie rechtes Vertrauen ein. Görgey konnte nicht geben, was nur der ehrliche Mann geben kann. Daher kam es, daß seine intimsten Freunde in ihm den Verräther ahneten lange schon vor dem Verrath. Batthiany[475] ließ ihn beobachten, Perczel klagte ihn offen an; Nagy Sandor[476] sagte sich von ihm los; Klapka[477], sein alter Freund, konnte ihn nicht mehr fassen, und Guyon[478] sprach seine Ueberzeugung aus: Görgey werde für den Triumph Rußlands arbeiten und, als Feind der Freiheit, den Muth des Verbrechers haben, sie Alle und mit ihnen sein Vaterland zu verkaufen: aber Keiner dieser Männer besaß so viel Gemeinheit, Görgey auf den bloßen Verdacht hin zu richten. Nur Kossuth durfte dies; sein Amt gebot es ihm sogar; aber Kossuth's reine, hohe Seele war in der That unfähig, Görgey für einen Judas zu halten. „Görgey“, sagte er, „ist ein Ungar; aber kein Ungar ist ein Verräther!“ Er hielt ihn zwar für fähig, nach der höchsten Gewalt zu streben; aber er war weit entfernt, ihn für einen Schurken zu halten. Kossuth war so tugendhaft als groß; zu Görgey's Schlechtigkeit konnte nicht einmal sein Gedanke sich erniedrigen! Als aber die entsetzliche Erfahrung des Gegentheils auf ihn hereinbrach, da hatte Kossuth nicht mehr das Recht, den Irrthum wieder gut zu machen. Das Recht hatte er dem Verräther überantwortet, und die Gewalt allein gegen ihn zu brauchen ohne Berechtigung: das konnte ein Kossuth nicht! Hätte Kossuth den Görgey zu Villagos vor der Fronte seines verrathenen Heeres niedergeschossen: er hätte vielleicht Ungarn gerettet und mit Ungarn die Freiheit in einem halben Welttheil, welchen, nach meiner Ueberzeugung, in der nächsten Zukunft Nichts mehr retten kann vor dem Despotismus der Anarchie, komme sie von Oben oder von Unten! – Kossuth konnte für Ungarn Alles opfern, nur nicht seine Tugend. Kossuth hat mehr als den Tod für Ungarn erlitten. Als er Ungarn verließ, ließ er Alles zurück, was ihm lieb war; er nahm nichts mit, als ein gebrochenes Herz und seine Armuth. Nicht das Kissen, auf dem er das Haupt zur Ruhe legte, konnte er sein eigen nennen – und eben so arm war er auch damals, als er über die Schätze eines ganzen Volks unumschränkt verfügte und er über eine Goldgrube gebot, deren Ertragsfähigkeit keine andere Grenze kannte, als seinen Willen. Aber ihm lohnte im Exil die Anbetung eines Volks; eine Welt lauschte auf jeden Athemzug in seiner Gefangenschaft, England und Amerika wachten über seine Sicherheit; und als die Stunde geschlagen hatte, reichten sie sich die Hände, um ihn zu befreien, und jetzt tritt er aus den Pforten der Verbannung in die Welt wie ein Triumphator, und die stolzesten und freiesten Völker dieser Erde empfangen ihn wie einen Gott! Sie sehen in dem tugendhaften Ungar nicht bloß den Menschen; sie

---

[475] Der ungar. Magnat Ludwig Graf Batthyány von Németújvár (ungar. németújvári gróf Batthyány Lajos; 1807–1849; hingerichtet); er war am 22. März 1848 zum ersten Ministerpräsident des Königreichs Ungarn gewählt worden.

[476] Josef Nagy-Sándor (ungar. Nagysándor József; 1804–1849; hingerichtet), einer der dreizehn „Märtyrer von Arad“ (siehe hierzu S. 147, Anm. 464).

[477] Georg Klapka (ungar. Klapka György; 1820–1892).

[478] Richard de Beaufré, comte de Guyon (ungar. Gróf Guyon-Debaufre Richárd; 1813–1856).

feiern in ihm den Repräsentanten des Prinzips, dem sie selbst ihr Glück, ihre Größe und Herrlichkeit verdanken: ich meine das Prinzip der Volksfreiheit und Selbstregierung.

Dagegen Görgey! Nichts liebend, als sich selbst, war es ihm ein Leichtes, ein frevelndes Spiel mit dem Glück und der Freiheit eines Volkes zu treiben, dessen Vertrauen er mit Verrath gelohnt hat. Das tragische Ende seiner Freunde und Kampfgenossen, das entsetzliche Schicksal Derer, die, in Ketten liegend, alle Tage den Tod um Erlösung flehen und die Rache Gottes herabrufen auf den Urheber ihrer Leiden; das Unglück des Vaterlandes: Alles das thürmt sich zu einem Atlas von Schuld auf, welcher ewig auf der unsterblichen Seele des Unglücklichen liegt, und von der das allerschonendste und humanste Urtheil, ohne der Gerechtigkeit Gewalt anzuthun, keinen Gran wegnehmen kann. – Man spricht von Irrthum! Wie kann Jemand im Ernste glauben, ein Görgey hätte wirklich österreichisch-russischer Großmuth vertrauen können? – Stellt Euch doch, die Ihr die Stirn habt, noch ein Wort für Görgey zu sagen, die gefeierten Feldherren, die Sieger auf so vielen Schlacht feldern, den alten Aulich, den von Wunden gekrümmten Damjanich, den unerschrockenen Perczel, den blühenden Leiningen, Kiß, der sein Millionen großes Vermögen zugleich mit dem Leben auf den Altar des Vaterlandes gelegt hat, und alle die Andern vor, als sie an jenem schrecklichen Augustmorgen vor dem Galgen standen; malt Euch doch die Scenen aus an den Orten des Grauens und der Vergessenheit, wo die Generale und Offiziere hin geschleppt wurden, die man zu 15- und 20jähriger Kerkerhaft in Eisen begnadigte; denkt Euch doch die Lage Derer, welche, angehörend den edelsten Familien des Landes, assentirt wurden dem feindlichen Heere als gemeine Fuhrknechte, die sich jeden Tag beugen müssen vor dem Kommando eines deutschen Korporals, und sich jeden Abend niederwerfen auf das Strohlager österreichischer Kasernen, den Fluch über den Verräther auf den bebenden Lippen; und wenn Euch das noch nicht genügt, Euer Urtheil zu waffnen: – dann werft den Blick über Ungarn hin, über dies herrliche Land, das Gottes Hand mit allen Gütern, die den Menschen erfreuen und beglücken mögen, so reich begabt hat: – und dann fragt Euch: Ist es wahr, daß Görgey's Verrath seinem Vaterland den Frieden gegeben hat? – – Wie? Ist das Friede? Noch nicht einmal der Friede des Kirchhofs. Auf den Gräbern blüht Andacht, Glaube, Beruhigung, Versöhnung. Auf den Schlachtfeldern, wo hunderttausend Ungarn schlummern, welche den Preis der Freiheit und Unabhängigkeit mit ihrem Leben bezahlt haben, – auf den Trümmern der Städte und Dörfer, die der Krieg verheert, – auf dem Schutt, unter welchem das Glück unzähliger Familien begraben liegt: – da spuken ganz andere Geister, als Resignation, Andacht und Versöhnung. – Friede Ungarns! Auch der Löwe ist ruhig, wenn er auf seine Beute lauert. Friede Ungarns! Auch der Vulkan hat Friede. Friede Ungarns! Friede ist auch vor dem Sturme. – Das ist kein Zustand, der dauern kann! Aber wie wird er endigen? In einem allgemeinen Versöhnungstage, groß, wie die Welt, heilig, wie die Freiheit? Oder wird erst ein neuer Kampf die Läuterung von den wilden Schlacken bewirken? Oder wird ein Abgrund die Unversöhnlichen verschlingen und auf dem Riesengrabe das Roß der Steppe grasen? – – – **Wer sagt's?**



SCHLOSS UND KLOSTER ILLOCK

(Syrmien)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh. — Eigenthum der Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 182-185.

DCL. Baireuth[479].

In Culmbach verließ ich die Eisenbahn, miethete einen Wagen und fuhr nach Baireuth. Es war eine stille, warme Nacht. Die Sterne sahen hell und freundlich vom tiefblauen Himmel auf die schlafende Erde herab und ihr Licht spielte mit den Wellen des jungen Mains, an dessen Ufer die Straße sich hinzog. Johanniswürmchen funkelten aus dem Grase, oder haschten sich in den Büschen, mit denen der Nachtwind bald leiser, bald lauter kosete, und dann und wann sang das rauschende Wehr einer Mühle seinen Choral vom Thal herauf. Alles war Friede, Alles athmete Liebe. Ich lag ausgestreckt im offenen Wagen, begrub Augen und Gedanken in die dunkle Tiefe des Weltraums und überließ mich meinen Träumen. – Gott ist die Liebe. – – Die Liebe regiert das Universum, die Liebe hält die Welt in ihren Bahnen, der Geist der Liebe beseelt die ganze Erde. Dieser Gedanke scheuchte allen Haß aus meinem Herzen. Ich hörte den Geist der Liebe rauschen im Strome, ich hörte ihn plätschern im Bach, ich sah ihn auf den Bergen, ich lauschte auf ihn in den Wipfeln der Wälder. Ich fühlte mich nicht mehr einsam; ich hatte keine Sorge mehr um irdisches Gut, ich dünkte mich so reich, so selig! Warum sind solche Stunden so selten und warum vergehen sie so schnell? – Ich träumte noch, da hörte ich meinen Wagen auf dem Straßenpflaster rasseln; ich fuhr auf, ich war in Baireuth.

Es schlug eben zwei. Die Dämmerung warf ihr Zwielicht auf die stattlichen Häuser der weiten, öden, stillen Straßen. Da schlugen ferne Stimmen, Gesang und Saitenspiel an mein Ohr; es kam näher und näher. Der Wagen hielt vor einem hohen, hellerleuchteten Hause. Sie haben Ball? fragte ich den Kellner, ihm zur Treppe folgend. „Seiner Majestät zu Ehren; – es war gestern des Königs Namensfest“[480]. – Ich kann Alles ertragen, Hunger und Durst, Frost und Hitze, Rheumatismus und Manteufel[481], Preßprozesse und ungerechte Urtheile, Zahnschmerzen und Verbote meiner Werke; – aber einen Königsball – – da hält der Kellner an der Thüre dicht neben dem Ballsaal. Um's Himmelswillen! sagte ich: ich bin müde und hier soll ich logiren? – „Salon Nr. 1, das beste Zimmer des Hauses“. Ei, so führen Sie mich in Ihre letzte Erkerkammer im Hinterhofe, weit weg von diesem Pandämonium! „Bedauere sehr; Alles besetzt; die vielen Beamten vom Lande“– –, antwortete Jean mit Achselzucken; – „doch beruhigen Sie sich; es wird bald 3 Uhr seyn“. – Ist dann die Komödie aus? So werde ich indeß Ihre Stadt beschauen. Leuchten Sie hinab! Und eine leichte Röthe des Unwillens lief Jean übers Gesicht, und es schienen ihm des Dichters Worte auf den Lippen zu schweben:

„Pfui! Weg die Runzeln und der Stirn Gewölk,
Nicht Hohn geschmollt aus dem entflammten Blick:
Das Fest gilt meinem Herrn, dem hohen Haupt“.[482]

---

[479] Heute Bayreuth.

[480] Der Namenstag von König Maximilian II. von Bayern (1811–1864) wurde zu Ehren des Hl. Maximilian von Celeia am 12. Oktober begangen; der 12. Oktober war übrigens auch gleichzeitig sein und seines Vaters, Ludwigs I. (1786–1868), Hochzeitstag.

[481] Otto Theodor Freiherr von Manteuffel (1805–1882), 1850 bis 1858 preuß. Ministerpräsident, der für eine äußerst konservative bis reaktionäre Politik verantwortlich zeichnete und unter den Liberalen entsprechend verhaßt war.

[482] Reichlich freie Übersetzung aus William Shakespeare's (siehe hierzu S. 155, Anm. 499) „The Taming of the Shrew / Der Widerspenstigen Zähmung“, 5. Akt, 2. Szene: "Fie! fie! Unknit that threatning unkind brow, \ And dart not scornful glances from those eyes, \ To wound thy Lord, thy King, thy Governor."


DCL
Aus d Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

BAYREUTH

Vor hundert Jahren nannte man Baireuth das fränkische Paris, und es hatte sein Versailles und St. Cloud, nur im verjüngten Maßstabe. Noch trägt Baireuth das Hofkleid. – Die Stadt (die 20,000 Einw. zählt) ist heiter und weitläufig gebaut, offen nach allen Seiten und mit Anlagen, Alleen, Promenaden, Springbrunnen, Statuen verschönert, ihre Hauptstraßen sind gerade und breit; die Friedrichsstraße ist sogar prächtig und die Staatsgebäude: Schloß[483], Kanzlei[484], Opernhaus[485], Reithaus mit dem Theater, Marstall, Jagdzeughaus etc. sind große, massive Bauten im Roccocostyl aus Ludwig XIV.[486] Zeit. An schönen Partien in der Umgebung fehlt's den Baireuthern nicht. Der Umkreis der Stadt ist geschmackvoll angelegt, und prächtige Chausseen führen nach den ehemaligen Lustschlössern der Markgrafen. Drei Viertel-Stunden entfernt ist die Eremitage[487] mit ihrem 84 Morgen[488] großen Park und den hundert architektonischen Spielereien fürstlicher Vergnügungssucht; mit Tempeln, Grotten, Ruinen, Wasserfällen, Wasserkünsten, japanischen und chinesischen Häuschen, Felsenpforten, Meiereien, einer Einsiedelei für 24 Waldbrüder, – in deren Tracht sich der Hof maskirte, wenn er anwesend war, – und obschon unterm Zahne der Zeit Manches wieder verschwand, so ist doch noch genug übrig, um einen Begriff von der albernen Verschwendung und Verschleuderung des Volksvermögens zu geben, welche damals an den Höfen der kleinen Fürsten herrschten, die sich als Affen des 14. und 15. Ludwigs[489] gefielen. – Da sehen wir z. B. einen „Sonnentempel"[490], dessen Aufbau 100,000 Thaler verschlungen hat, und in demselben einen mit Krystall und Glas ausgelegten Saal, der am Tage durch das Sonnenlicht von Oben, des Nachts durch 1000 Wachskerzen erleuchtet wurde. Was der dunkle Schooß der Erde an Glänzendem, Funkelndem verbarg, was daraus kunstreiche Menschenhände Bewundernswerthes bilden konnten, vereinigte dieser Saal in Pracht und Fülle. Gold, Silber und Edelsteine bedeckten die Wände aus Jaspis; tausend Kleinodien und Gefäße standen umher; Colibri's zwitscherten auf silbernen Bäumen, und Kakadu's wiegten sich hin und her auf goldenen Stäben. Die 8 Marmorsäulen, welche die Kuppel dieses Saals tragen, haben allein über 8000 Louisdors gekostet. Und in diesen Räumen führten Ausgelassenheit und nackte Lüderlichkeit das Scepter, und die Laster des Hofs richteten die Sitten des Volks zu Grunde. Von den Markgrafen Georg Wilhelm[491] und Friedrich[492] wurden für unnütze Luxusbauten, Schlösser, Marställe, Komödien- und Opernhäuser, Wasserkünste etc. 3 ½ Millionen Thaler vergeudet, welche der Steuer-Exequirer[493] den gedrückten und verarmten Unterthanen schonungslos abpreßte, und als die Steuerkraft derselben erschöpft und das Land ausgesogen war, borgte man bei den Juden. In solcher Weise sind die meisten sogenannten Landes-Schulden in den

---

[483] Das Neue Schloß Bayreuth wurde ab 1753 erbaut, nachdem ein Feuer im Januar desselben Jahres die bisherige Residenz – sie wird heute als Altes Schloß bezeichnet – größtenteils zerstört hatte. 1758 war es im Wesentlichen fertiggestellt. Für die Architektur zeichnete der markgräfl. Hofbaumeister Joseph Saint-Pierre (1709–1754) verantwortlich.

[484] Die Markgräflichen Kanzlei in Bayreuth, erbaut in den Jahren 1623 bis 1630, 1737 und 1786; im 19. Jhd. wurde sie gestalterisch und funktional zu einer Einheit verbunden. Heute wird das Ensemble von der Regierung von Oberfranken genutzt.

[485] Das Markgräfliche Opernhaus wurde in den Jahren 1744 bis 1750 nach Plänen von Joseph Saint-Pierre (siehe hierzu S. 154, Anm. 483) erbaut; das Innere des Hauses gestalteten Giuseppe (1696–1757) und Carlo Galli da Bibiena (1728–1787) im Stil des ital. Spätbarocks.

[486] Ludwig XIV. (frz. Louis XIV; 1638–1715), seit 1643 König von Frankreich.

[487] Bei der Eremitage in Bayreuth handelt es sich um eine nach Entwürfen des Hofbaumeister Elias Räntz (1649–1732) ab 1715 entstandene barocke Parkanlage.

[488] Der Umfang lag meist bei einem Fünftel bis halben Hektar, umfaßte also ca. 2.000 bis 5.000 m².

[489] Ludwig XV. (frz. Louis XV; 1710–1774), seit 1715 König von Frankreich.

[490] In den Jahren 1749 bis 1753 wurde westl. des bisherigen Schlosses das Neue Schloß errichtet (nicht zu verwechseln mit dem im Stadtzentrum ab 1753 erbauten Neuen Schloß; siehe hierzu S. 154, Anm. 483). Es besteht aus zwei, vom Mittelteil getrennten, gebogenen Flügeln. Der Zentralbau trägt auf der Kuppel eine vergoldete Quadriga, die von einem fackeltragenden Apollo als Sinnbild der Sonne gelenkt wird, weshalb das Gebäude meist als Sonnentempel bezeichnet wird.

[491] Georg Wilhelm (1678–1726), seit 1712 Markgraf des fränk. Fürstentums Brandenburg-Bayreuth.

[492] Friedrich III. (1711–1763), seit 1735 Markgraf des fränk. Fürstentums Brandenburg-Bayreuth.

[493] Der Steuereintreiber.

kleinern deutschen Staaten entstanden, und wir, die lebende Generation, haben noch Steuern zu zahlen und zu arbeiten für jene fürstlichen Thorheiten im vor'gen Jahrhundert. – Das romantische „Sanspareil“[494], das zweite Lustschloß der Baireuther Fürsten, ist noch schöner gelegen, obschon weniger üppig ausgestattet. Da hat die Natur mit ihren Felsen, Bächen, Grotten, Wiesen und Wäldern das Beste gethan und mit unvergänglicher Hand geschmückt. – Das dritte Schloß der Lust ist die „Phantasie“[495], 1 Stunde von der Stadt an der Bamberger Straße. Es ist Eigenthum des Herzogs Alexander von Würtemberg[496], und dieser hat es verstanden, die Kunst mit der schönen Natur geschmackvoll zu verbinden. Der Park ist groß, vortrefflich in Anlage, sorgfältig erhalten, und die Gewächshäuser bergen einen berühmten Schatz der kostbarsten Pflanzen. Im Schloß ist eine Bibliothek aufgestellt, welche die vorzüglichsten Werke der neuern Literatur in den lebenden Hauptsprachen enthält und deren imposantes Lokal mit einer anzuerkennenden Humanität den Einheimischen und Fremden offen steht. Andere Räume des Schlosses enthalten Sammlungen von Gemälden, Statuen, Münzen, Alterthümern, Kupferstichen, und jedem anständigen Reisenden ist der Genuß bereitet, sie mit Muße zu sehen und zu bewundern. –

Doch was sind alle diese vergänglichen Schlösser und Häuser der Pracht, erbaut unter den Thränen und Flüchen des Volks, gegen das kleine Haus, wo ein schlichter Mann wohnte, an dessen Hand der Name Baireuth durch die Ewigkeit geht? Was sind diese prächtigen Denkmäler und Statuen gestorbener Fürsten gegen den einfachen Grabstein mit der Aufschrift: Jean Paul Friedrich Richter[497]? Ein Paar Schläge an der Uhr der Jahrhunderte werfen alle jene Schlösser und Monumente in den Staub, und die Hand der Zeit wischt die unbedeutenden Menschen, die sie errichteten, noch früher von den Blättern der Geschichte; aber in Jean Paul lebt eine goldene Zeit, die nicht rostet, ein Frühling, der nicht abblüht, eine ewige Jugend. Und an dieser hat nicht nur ganz Deutschland, es hat die ganze Menschheit Theil. Jean Paul lebt jetzt schon dem zweiten Geschlecht, und er steigt und wird fort steigen mit jedem Menschenalter in der allgemeinen Liebe und Verehrung. So lange es Menschen gibt, wird Jean Paul's Flammengeist nie verlöschen, so wenig wie der Geist Homer's[498] und Shakespeare's[499]. Wenn einst alle Kronen gefallen sind von den Häuptern der Könige, und zerbrochen alle Schwerter in der Hand der Volksschlächter, und alle Kanonen umgegossen zu Ehrensäulen großer Menschen, und alle Völker in Frieden leben mit einander und glücklich sind in der Liebe und in der Freiheit: da wird noch die Dankbarkeit Tempel bauen über die Bildsäulen der hohen Priester der Humanität, und Jean Paul wird den allergrößten erhalten. „Jean Paul“ – sagt Börne[500] – „hat zwar nicht allen seinen Zeitgenossen gelebt; aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren werden. Jean Paul sang nicht in den Palästen der Reichen; er scherzte nicht mit seiner Leyer an den Tischen der Fürsten, er war der Dichter der Niedergeborenen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die weichen Töne seiner Harfe. Als der Dichter der Freiheit steht er in seiner Zeit fast allein da. Jean Paul ist der Jeremias seines gefangenen Volks. Er findet seine Schmerzen, er stachelt seinen Zorn, er weckt seine Hoffnung. Er schleicht sich in die Kammer, wo du einsam weinst, wirft sich an dein Herz und sagt: ich komme, mit dir zu weinen. – Träumt deinem guten Engel – so steht Jean Paul vor seiner Wiege – und wird dir's kalt und frostig in der Einöde deines Herzens – so sucht er dir die Oasen, die versteckten

---

494 Frz., Ohne Gleichen; der Felsengarten wurde im Jahre 1744 nach Plänen von Joseph Saint-Pierre (siehe hierzu S. 154, Anm. 483) und Giovanni Battista Pedrozzi (1711–1778) angelegt.

495 Der Bau des Lustschlosses Fantaisie wurde 1753 begonnen, konnte aber wegen des Todes der markgräfl. Auftraggeber erst im Jahre 1763 unter der Bauleitung von Johann Jakob Spindler (1724–1792) fertiggestellt werden.

496 Friedrich Wilhelm Alexander von Württemberg (1804–1881), Cousin von König Wilhelm I. von Württemberg (1781–1864).

497 Jean Paul (eigentl. Johann Paul Friedrich Richter; 1763–1825). Der nach einer Vorlage von Carl Christian Vogel von Vogelstein (1788–1868) aus dem Jahre 1822 von Carl August Schwerdgeburth (1785–1878) geschaffene Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Urania. – Taschenbuch auf das Jahr 1826. – […]“ (Leipzig: F. A. Brockhaus 1826).

498 Homer (griech. Ὅμηρος, Hómēros; etwa in der 2. Hälfte des 8. Jhds. o. in der 1. Hälfte des 7. Jhds. v. Chr.).

499 William Shakespeare (1564–1616).

500 Siehe hierzu S. 19, Anm. 34.

Paradiese, auf. Er löset die Rinde von der verhärteten Brust und zeigt den weichen Bast darunter, und in der Asche des ausgebrannten Vulkans findet er den letzten Funken und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Aber er rettet den einzelnen Menschen nicht nur; er rettet das ganze Volk. Er sagt ihm, daß die Freiheit nicht darin bestehe, daß es ohne Gesetze lebe, sondern, daß es sein eigener Gesetzgeber sey.– Jean Paul ist der Sänger der Tugend und der Sittlichkeit. Nie schmückte er die Sünde mit den Blumen seiner Worte, nie bedeckte eine unedle Regung das Gold seiner Reden. Er war der Streiter Gottes für Religion, Recht, Wahrheit und Freiheit, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens unrechtes Gut! Wo er das sah, – da war er ein Donnergott; er war eine blutige Geisel im Strafen, ein David, wenn er niederschleuderte den Riesen Hochmuth, ein Simson, wenn er die Schlauheit, die Arglist, die Untreue schlug, ein Herkules, wenn er den Betrüger, den Lügner, den Unterdrücker, den Tyrannen von seiner Höhe in den Staub zog. –

So war Jean Paul. – Fragt Ihr, wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? – so sage ich Euch: – Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab.[“][501] –

[501] Stark gerafftes Zitat aus Ludwig Börnes (siehe hierzu S. 19, Anm. 34) „Denkrede auf Jean Paul […]. Vorgetragen im Museum zu Frankfurt am 2. Dezember [1825]“ aus dem „Morgenblatt für gebildete Stände“ Nro. 294 u. 295 (Stuttgart: Cotta 1825), S. 1173f. u. 1177-1179.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 120-125.

Jean Paul's Grab.

Die Festklänge sind verhallt, welche hie und da in Deutschland den hundertjährigen Geburtstag[502] unsers größten Humoristen feierten, und diese Festlichkeiten selbst haben ein Urtheil gesprochen über ihn und unsere Zeit.

Es hat sich herausgestellt, daß wir im Zeitalter der Korrektheit leben, das sein Urtheil über Alles, was geschieht, was geschrieben, gesprochen, gepinselt, gemeißelt und gesungen wird, mehr von dem Wie? als von dem Was? bestimmen läßt. Wir sind in Allem sehr weit gekommen in der Technik, und darum hat die Form eine solche Wichtigkeit in unseren Augen erlangt, daß die Frage nach der Solidität des Inhalts und Gehalts darüber hintangesetzt wird. Inhaltlose, aber glatte Reimereien, leere, aber gefällige Kompositionen, spannende, wenn auch noch so geistlose Romane und dergleichen erfreuen sich des Beifalls des großen Theils derjenigen genußfähigeren Masse, die man das gebildete Publikum nennt, und von einem solchen war allerdings nicht zu erwarten, daß es, wenigstens vor dem hundertjährigen Geburtstag eines der geistreichsten und zugleich edelsten Männer der deutschen Nation, die Werke desselben aus den bestäubtesten Winkeln der Bibliotheken hervorsuche, um sich zu belehren, was der Mann seiner Zeit gewesen sein müsse und warum er im Leben zu den gefeiertsten Menschen gehörte, die je in Deutschland glücklich waren.

Jean Paul ist nicht so gefeiert worden, wie er es um das deutsche Volk verdient hat. Wer trägt die Schuld? Diejenigen, welche sie auf den Dichter selbst zu schieben suchten, die Presse und der Buchhandel.

Von der Mehrzahl unserer öffentlichen Organe ist, als die Zeit des Gedächtnißtags herannahte, die Ankündigung desselben sofort in der möglichst verkehrtesten Weise geschehen. Wie echte Musterreiter der Kritik wußten die schreibenden Herren nichts Besseres zu thun, als aus den neueren literargeschichtlichen wie den alten abgelegten Recensions-Vorräthen allen Tadel zusammenzusuchen, der je gegen die Dichtweise Jean Paul's ausgesprochen worden. Und dieser Tadel bildete dann die Einleitung zu der sehr klug und weise geäußerten Befürchtung oder gar Erwartung, daß diese Dichterfeier keine so allgemeine werden könne, wie andere. Solchergestalt trat die Einladung zur Jean-Paul-Feier in der Presse, oder vielmehr die Presse mit der Einladung auf, und es ist nur zu verwundern, daß nicht derselbe Ausbund von Weisheit hinterher in das Triumphgeschrei ausbricht: Seht ihr's, es ist genau so geworden, wie wir es vorausgesagt!

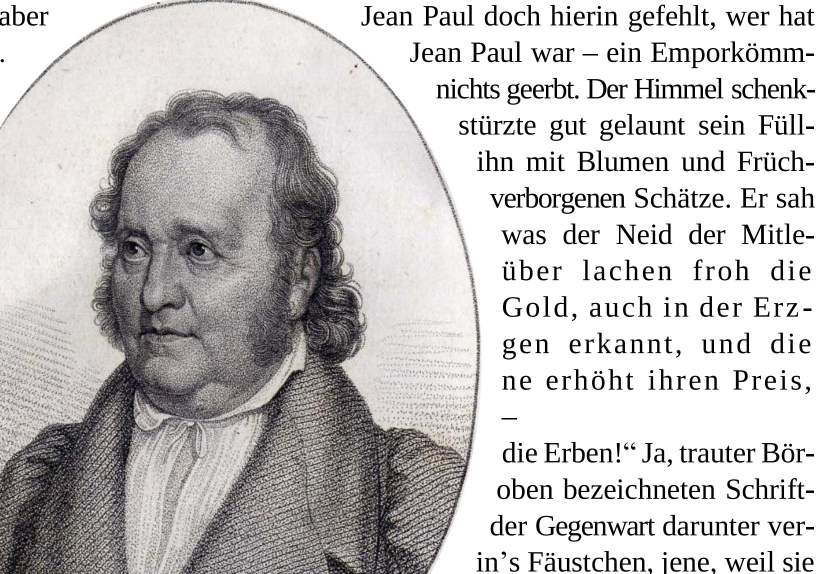
Wie viel besser würden diese gelehrten Menschen gethan haben, wenn sie sich vor Allem des Wortes erinnert hätten, das Ludwig Börne seinen Zeitgenossen zugerufen: „Man kann Jean Paul's Werke zählen, nicht sie schätzen. Die Schätze, die er hinterlassen, sind nicht alle gemünztes Gold, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweist; aufgespeicherte, ungemahlene Brodfrucht, und Aecker genug, worauf noch die spätesten Enkel ernten werden. Solcher Reichthum hat manches Urtheil arm gemacht. Fülle hat man Ueberladung gescholten, Freigebigkeit als Verschwendung!

[502] 1863.



JEAN PAUL'S GRAB IN BAIREUTH

Weil er so viel Gold besaß, als Andere Zinn, hat man als Prunksucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat seinen Irrthum verschuldet? … Jean Paul war – ein Emporkömmling: er hatte von seinem Volke nichts geerbt. Der Himmel schenkte ihm seine Gunst; das Glück stürzte gut gelaunt sein Füllhorn um und überschüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erde gab ihm ihre verborgenen Schätze. Er sah und zeigte sie gern! Doch was der Neid der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt Gold, auch in der Erzstufe, nur von Wenigen erkannt, und die Fassung der Edelsteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Werth!“[503] –



Jean Paul Friedrich Richter (siehe hierzu S. 155, Anm. 497).

„Darüber lachen froh die Erben!“ Ja, trauter Börne, sie lachen, wenn du die oben bezeichneten Schriftgelehrten und die Pharisäer der Gegenwart darunter verstanden hast. Die lachen sich in’s Fäustchen, jene, weil sie so herrlich wahr gesagt, und diese, weil die Männer des Fortschritts im Volke sich abermals eine Gelegenheit haben entgehen lassen, einen öffentlichen Triumph der Wahrheit zu feiern und dem Volke einen für die ungeheure Mehrzahl seiner Glieder so gut wie neu gehobenen Schatz von Wahrheiten an das Herz zu legen.

Es ist sehr zu beklagen, daß man dies versäumt hat. Indeß ist nur das Fest Jean Paul’s, nicht jener Schatz verloren, und darum ist in der Hauptsache nachträglich noch gut zu machen, was vor der Feier und zu ihrer wahren Erhebung zu einem segensreichen Volksfeste hätte geschehen sollen. Nicht eine vorlaute, halb absprechende, halb anerkennende, halb kritisch tadelnde, halb patriotisch und liberal lobpreisende Beurtheilung über Jean Paul hatte man dem Volke zu geben, sondern den Jean Paul selbst in dem kerndeutschen Geist aus seinen Werken! Dazu war jetzt in jeder Beziehung die rechte Zeit. Und welches deutschen Dichters Werke bieten eine größere Fülle von Sprüchen tiefer Weisheit, die sich dem Herzen unauslöschlich einprägen durch die durchschlagende Kraft ihres Ausdrucks, welche Perlenschnur herrlicher Gedanken ließe aus Jean Paul’s Büchern sich spielend aneinanderreihen, wie leicht wäre es, gerade im rechten Sinn der Pietät, das ein rascheres Verständniß und den reinen frischen Genuß seiner wunderbaren Schilderungen aus dem Seelenleben des Volks hie und da störende „Gestrüpp des Waldes“ zu entfernen, wie würden seine vielen kleinen entzückenden Lebensbilder veredelnd und erhebend wirken, kurz welch ein wahrhaftes Volksbuch würde ein Reichthum mehr des deutschen Volks werden, wenn der Buchhandel sich entschließen wollte, den Versuch damit zu wagen. Zu Gunsten eines solchen Versuchs spricht die sicherlich nicht unwichtige Thatsache, daß bei dem Jean-Paul-Feste in Leipzig (von der Schriftsteller-Gesellschaft „Leipziger Warte“ veranstaltet) keine der zum Theil vortrefflichen Reden über Jean Paul die zahlreichen Festtheilnehmer so zu packen, zu erwärmen und zu begeistern vermochte, wie das Wenige, welches aus Jean Paul selbst vorgetragen wurde. Also! –

Und wie nahe, ja wie recht ganz an das Volksherz hinan legt sein eigener Lebenswandel gerade diesen Dichter! Wie allbekannt, kam er in dem fränkischen Städtchen Wunsiedel zur Welt, und zwar, wie er selbst erzählt, „in dem Monate, wo mit ihm noch die gelbe und graue Bachstelze, das Rothkehlchen, der Kranich, der Rohrhammer und mehrere Schnepfen und Sumpfvögel anlangten, und zwar an dem Monatstage, wo, falls man Blüthen auf seine Wiege streuen wollte, gerade das Scharbock- oder Löffelkraut und die Zitterpappel in Blüthe traten, desgleichen der Ackerehrenpreis oder Hühnerbißdarm, nämlich am 21. März, und zwar in der frühesten frischen Tageszeit, nämlich am Morgen um 1 ½ Uhr;

[503] Ebenfalls aus Börnes „Grabrede“ (siehe hierzu S. 156, Anm. 501).

was aber Alles krönt, war, daß der Anfang seines Lebens zugleich der des damaligen Frühlings war.“[504] Auf der Welt ist er, aber wie geht es ihm nun? Wie noch weit trauriger wäre das Leben des Knaben gewesen, wenn sein Inneres, auf das er nur gar zu frühzeitig ganz allein zum Spiel und zum Streben angewiesen war, ihm nicht Ersatz hätte bieten können für Entbehrungen aller Kinderlust in den Jahren der Schulzeit. Denn weil ihn einmal in der Schule ein langer Bauernjunge mit seinem Taschenmesser auf die Finger geklopft hatte, gab der in seinem geistlichen Ansehen dadurch gekränkte Vater fortan seinen Kindern selbst Unterricht und entzog ihnen allen Umgang mit andern Kindern. Der Vater war in Wunsiedel ein armer Tertius[505] an der Stadtschule gewesen, und war später ein armer Pfarrer, erst im Dorfe Joditz, später im Marktflecken Schwarzenbach an der Saale. Als er daselbst starb, kam seine Familie in die bitterste Noth. Jean Paul war zu selber Zeit Gymnasiast in Hof, wo seine Großeltern wohnten und wohin nun auch seine Mutter mit den Geschwistern zog. Da saß nun das Bißchen Armuth beisammen, bis es Jean Paul möglich gemacht wurde, die Universität zu beziehen, und zwar der Theologie wegen, und Leipzig, weil dort Gellert lebte, von dem man sich’s versehen konnte, daß er dem jungen Richter, wie so vielen Hunderten vor ihm, sobald er Kandidat geworden, auch eine Hauslehrerstelle verschaffen werde. Auch das kam anders. Jean Paul war nicht, wie die anderen Studenten, die etwas auf ihren Zopf hielten und möglichst schon im Aeußern die zukünftige Standeswürde ahnen zu lassen suchten; Jean Paul war der erste Deutsche, der sich den Zopf abschnitt, das Haar frei und unfrisirt um das Haupt wallen ließ, und dazu fügte er noch die ganz Leipzig empörende Frechheit, Hals und Brust nicht mit dem Halstuch-Wulste und dem Spitzen- und Krausenwerk zu verhüllen, sondern frei und offen zu tragen. Das hätte ihm allein schon die theologische Laufbahn versperrt, wenn er sie sich nicht bald genug selbst verriegelt hätte. Jedem Geisteszwang feind, gab er sie auf, und weil er für den Pfarrer verdorben war, mußte er Schriftsteller werden.

So betrat er denn diesen Dornenpfad, und genau an der Stelle, wo die Rosen am dünnsten standen. Er mußte vorwärts, er hatte zwei strenge Treiber: einen kalten Ofen und einen hungrigen Magen. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen glückte es ein wenig; die „Grönländischen Prozesse“ brachten einen Nothpfennig ein. Bald aber war der Pfennig alle und die Noth wieder da, ja sie stieg so hoch, daß Jean Paul, der namentlich die unaufhörlichen Mahnungen seines Speisewirths nicht mehr ertragen konnte, eine Winternacht benutzte, um aus Leipzig zu entfliehen. In jämmerlichem Zustand, die rechte Hand erfroren, tritt er in Hof in das Stübchen seiner Mutter, blutarm, aber doch froh, daß er da ist. Wie groß hier die Armuth war, erzählt Jean Paul selbst, wo er sagt: „Wenn uns einmal ein Gulden[506] in’s Haus kam, so war unter uns ein solcher Jubel, daß wir hätten die Fenster einschlagen mögen!“[507]

Trotz alle dem blieb Jean Paul bei der Schriftstellerei. Aber wie muß er sie jetzt treiben, wo er ihre Hülfe am nöthigsten hat? Blicken wir einmal in das einzige Stübchen im Häuschen am alten Schloßplatz zu Hof. Da steht die Mutter am Zuber beim Ofen und wäscht und kocht zugleich, von den jüngern Kindern spaltet ihr das eine Holz, das andere bricht Reißig zusammen, die andern poltern im Spiel in der Mitte der Stube, und im Winkel am Fenster steht der Tisch, und da sitzt der junge Richter, noch immer ohne Zopf, und schreibt die „Auswahl aus des Teufels Papieren!“ – Eine Zeit lang war er Hauslehrer, dann zwang ihn endlich die Noth, eine Privatschule in Schwarzenbach zu übernehmen, um das Leben fristen und die arme Mutter unterstützen zu können. Er war selbst der „Schulmeister Wuz“, es klingt ganz wie ein Stück aus seinem eigenen Leben, wenn er von seinem Wuz erzählt: „Abends, dachte er, lieg’ ich auf alle Fälle, sie mögen mich den ganzen Tag zwicken und hetzen wie sie wollen, unter meiner warmen Zudecke und drücke die Nase ruhig in’s Kopfkissen acht Stunden lang. Und kroch er

---

[504] Aus Jean Pauls (siehe hierzu S. 155, Anm. 497) 1818/19 verfaßter „Selberlebensbeschreibung – Erste Vorlesung.“ in „Wahrheit aus Jean Paul’s Leben. Erstes Heftlein“ (Breslau: Josef Max 1826), S. 1f. Als Vorlage für die hier zu findenden biographischen Zitate dürfte allerdings Richard Otto Spaziers (1803–1854) Werk „Jean Paul Friedrich Richter – Ein biographischer Commentar zu dessen Werken“ (= Jean Paul’s sämmtliche Werke LXI; Leipzig: Brüggemann u. Wigand 1833), 1. Bd., S. 44, gedient haben (siehe auch S. 160, Anm. 507).

[505] Subrektor, der sowohl dem Konrektor als auch dem Rektor untergeordnet war und somit die dritte Position innerhalb der Schulhierarchie einnahm.

[506] Siehe hierzu S. 76, Anm. 210.

[507] Spazier, Biographischer Commentar (= Jean Paul’s sämmtliche Werke LXII; Leipzig: Brüggemann u. Wigand 1833), wie S. 160, Anm. 504, 2. Bd., S. 126.

endlich in der letzten Stunde eines solchen Leidenstags unter sein Oberbett, so schüttelte er sich darin, krempte sich mit den Knien bis an den Nabel zusammen und sagte zu sich: Siehst du, Wuz, es ist doch vorbei!“[508]

Vorbei sollte endlich auch die Zeit der Noth für Jean Paul sein. Er hatte seinen ersten großen Roman „die unsichtbare Loge“ vollendet und ihn an den Aesthetiker Moritz[509] in Berlin gesandt. Da kommt nach einiger Zeit nach Schwarzenbach an den Herrn Kandidat Richter ein Brief mit einer Geldrolle. Jean Paul öffnet: Moritz ist entzückt, schreibt, daß Das (Jean Paul’s Roman) noch über Goethe[510], daß es etwas ganz Neues sei, bietet ihm 100 Dukaten für das Manuskript und legt gleich als Abschlagszahlung 30 bei. O, wer ihn da gesehen hat, wie er mit Brief und Rolle spornstreichs nach Hof lief und in’s liebe Häuschen rannte und die funkelnden Goldstücke seinem Mütterlein in den Schooß schüttete, daß es über so großes Glück vor Freuden laut auf weinte!

Jean Paul gab nun die Schulmeisterei auf und zog 1794 wieder nach Hof. Dieses jetzt so schmucke Städtchen ward das Nest des Adlers, aus dem er später sich auf gestählten Schwingen zu seinem Triumphfluge erhob. Schon zwei Jahre später erhielt er, vorzüglich in Folge der Veröffentlichung seines „Hesperus“, seines „Quintus Fixlein“ und seines“ „Siebenkäs“, dringende Einladungen vom alten begeisterten Gleim[511] und an den Musenhof von Weimar, ward von der Herzogin Amalie[512] hochgeehrt, von Herder[513] „als ein Schatz vom Himmel“ an das Herz gedrückt und ist seitdem ein geliebter und gefeierter Mensch geblieben durch sein ganzes Leben.

Es war dies sein erster größerer Ausflug gewesen, oder, nach damaligen Verkehrsbegriffen, seine erste größere Reise, und hatte eine lebhafte Wanderlust in ihm erregt. Diese diktirte ihm sein „Kampanerthal“ und trieb ihn 1797 nach Leipzig und von da nach Berlin, wo das Glück in Karoline Mayer[514] ihm seine Gattin in die Arme führte. Besonders waren es jetzt die Höfe und fürstliche Personen, welche ihn in ihre Kreise zogen; von den Besten und Ausgezeichnetesten jeder Stadt verstand sich das von selbst, und von den Frauen, die in ihm die reine, edle Natur des Dichters und des Mannes verehrten, ward er fast angebetet. So empfingen ihn mit ungewöhnlicher Auszeichnung, ja herzlichem Entgegenkommen in Berlin die Königin Louise[515], in Weimar außer dem Hof und Herder auch Wieland[516] und die La Roche[517], in Meiningen, wohin er 1802 kam, der edle Herzog Georg[518], in Hildburghausen die Schwester der Königin Louise, die Herzogin Charlotte[519]. Immer aber gehörte sein Herz dem Volke, zu dem er aus den Hofkreisen stets wie aus der Fremde in die Heimath zurückeilte. Wie sinnig und herzlich er mit Leuten aus dem Volke zu verkehren verstand, davon habe ich in der Gartenlaube (Nr. 9, 1863) als ein Beispiel erzählt, in welcher Weise er einer Mutter, die während seines Aufenthalts in Koburg (im Jahre 1803) als Kindermädchen bei ihm diente, erklärlich machte, daß jedes Blättchen in seiner Arbeits-Mappe von großem Werth für ihn sei. „Weißt Du, was Du da unterm Arm getragen hast? Du hast ein ganzes Gewitter unterm Arm getragen!“ – sagte er zu ihr. – „Siehst Du, die kleinen Blätter, das sind lauter Blitze, und die großen, das ist lauter Donner. Nun merk’ auf! Wenn Du die Mappe einmal fallen lassen solltest und der Wind jagt Dir die Blätter fort, so springe nur ja nach den kleinen, die raffe mir

---

[508] Aus Jean Pauls (siehe hierzu S. 155, Anm. 497) „Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal“ in „Jean Paul’s sämmtliche Werke“ (Berlin: G. Reimer 1840), 2. Bd., S. 249.

[509] Karl Philipp Moritz (1756–1793), der seit 1789 eine Professur der Theorie der schönen Künste an der Kgl. Akademie der Künste in Berlin inne hatte.

[510] Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832).

[511] Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719–1803).

[512] Anna Amalia Herzogin von Sachsen-Weimar und Eisenach geb. von Braunschweig-Wolfenbüttel (1739–1807).

[513] Der Aufklärer Johann Gottfried von Herder (1744–1803).

[514] Die Eheschließung mit Caroline Mayer (1777–1860) fand am 27. Mai 1801 statt.

[515] Königin Luise von Preußen geb. Prinzessin zu Mecklenburg (1776–1810).

[516] Der Dichter und Schriftsteller Christoph Martin Wieland (1733–1813).

[517] Die Schriftstellerin Sophie von La Roche geb. Gutermann von Gutershofen (1730–1807).

[518] Georg I. (1761–1803), seit 1782 Herzog von Sachsen-Meiningen.

[519] Charlotte Amalie von Sachsen-Meiningen geb. von Hessen-Philippsthal (1730–1801), von 1763 bis 1782 Regentin genannten Herzogtums.

alle zusammen, die großen kannst Du fliegen lassen. Denn, siehst Du, den Donner, den mach' ich selber und den kann ich immer machen, aber die Blitze kommen vom Himmel, und die kommen nicht wieder, wenn sie einmal fort sind!"[520] – Dieses Gewitter waren die „Flegeljahre". Sein „Titan" war eine frühere Arbeit, die „Levana" eine spätere.

Um diese Zeit geschah das – trotz unserer vielen Fürsten – in Deutschland überhaupt Seltene, daß ein Fürst einem Schriftsteller, und zwar einem so freisinnigen, wie Jean Paul, einen Jahrgehalt aussetzte. Dies that der Fürstprimas von Dalberg[521], und nach seinem Tode übernahm die Krone Bayern die fernere Auszahlung dieser jährlichen 1000 Gulden. Jean Paul war von Koburg nach Bayreuth übergesiedelt und hier ist endlich sein fester Wohnsitz geblieben.

Hier hat er noch 22 Jahre gelebt, nach seinen äußern Verhältnissen glücklich. Die Sorgen des Alters standen ihm fern, er konnte den Regungen und Zielen seines Geistes und Herzens frei folgen, er brauchte nicht, wie zu seiner Dornenzeit, um Brod zu arbeiten. Reisen und Ausflüge, an den Rhein, nach Heidelberg, München, Berlin, Dresden, Stuttgart, Koburg u. s. w., erfrischten ihn nach jeder vollendeten größern Arbeit. Zu der herzlichen und sogar oft schwärmerischen Verehrung von Tausenden kamen einzelne Anerkennungen, die für ihn besondern Werth haben mochten: der Herzog von Hildburghausen machte ihn zum Legationsrath, die philosophische Fakultät Heidelbergs zum Ehrendoktor, die Akademie der Wissenschaften in München zu ihrem ordentlichen Mitglied. Mit einem Orden hat ihn der feinere Takt seiner fürstlichen Zeitgenossen verschont. Aber auf dem Gymnasiumsplatze zu Bayreuth zeugt seit 1842 ein ehernes Denkmal[522] öffentlich dafür, daß sein König, Ludwig I.[523], ihn nach seinem ganzen Werthe zu ehren wußte.

Ohne Schmerz konnten eines solchen Mannes Tage nicht bleiben, dafür sorgte schon die Zeit und das Vaterland. So gläubig er einst der in Frankreich aufsteigenden Freiheitssonne entgegen gejubelt hatte, so schwer drückte, ihn der Gram über das durch jenes nun selbst geknechtete Frankreich so hart darnieder geschlagene Deutschland. Aber er spielte nicht dichterisch mit seinem Schmerze, sondern verwandelte ihn männlich in eine geistige Waffe gegen den Feind. Fast gleichzeitig mit Fichte[524] erhob er seine Stimme für die Wiedererweckung des deutschen Geistes und ein großer Theil der wunderbaren Begeisterung der Frauen im Befreiungskampfe ist offenbar Jean Paul's Verdienst. Und wie die Klage, so tönte sein Siegesjubel durch das ganze Deutschland. – Als aber ein abermaliger Untergang allen Hoffnungen der treuen deutschen Patrioten drohte, als die mitsiegenden Ideen und die Männer, aus deren Häuptern sie hervorgegangen, zugleich verfolgt und unterdrückt wurden, bis endlich „das Mordattentat auf das innere Leben der Nation"[525] durch die † † † Karlsbader Beschlüsse[526] ausgeführt wurde, – da ging der allgemeine Schmerz in dem nächsten des blutenden Vaterherzens unter: sein einziger herrlich blühender Sohn[527] sank vor ihm in's Grab. Von dieser Zeit an wankte auch Jean Paul dem Grabe zu.

Früher, noch in der fröhlichen Zeit des Schaffens, hatte er, wie in Koburg in dem Gartenhaus auf dem Adamiberg bei der Stadt, so unweit Bayreuth einen stillen, ländlichen Winkel für sein Arbeitstischchen in der allbekannten Rollwenzelei gesucht. Die Stätte ist geweiht, zu ihr geht die eine Wallfahrt

---

[520] So nur in den von Friedrich Hofmann (siehe hierzu S. 163, Anm. 529) verfaßten Beiträgen über Jean Paul (siehe hierzu S. 155, Anm. 497).

[521] Carl Theodor Kämmerer von Worms, Reichsfreiherr von und zu Dalberg (1744–1817), ab 7. Januar 1800 regierender Fürstbischof von Konstanz, ab 25. Juli 1802 Kurfürst-Erzbischof von Mainz und Bischof von Worms, seit 1803 Primas von Deutschland, ab 1. Februar 1805 Erzbischof von Regensburg, von 1806 bis 1815 Fürstprimas des Rheinbundes (siehe hierzu S. 95, Anm. 272), von 1810 bis 1813 Großherzog des Großherzogtums Frankfurt.

[522] Das nach Plänen von Ludwig von Schwanthaler (1802–1848) errichtete Denkmal war bereits am 16. November 1841, also an Jean Pauls 16. Todestag, enthüllt worden. Der nach einer Photographie von Johannes Sonnenleiter (1825–1907) ausgeführte Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Deutsche Ehrenhalle. Die grossen Männer des deutschen Volkes in ihren Denkmälern. […] von Dr. Wilhelm Buchner" (Darmstadt: C. Köhler jr. 1862).

[523] Ludwig I. (1786–1868), vom 13. Oktober 1825 bis 20. März 1848 König von Bayern.

[524] Der Philosoph Johann Gottlieb Fichte (1762–1814).

[525] Der politisch motivierte Mord des Erlanger Studenten Carl Ludwig Sand (1795–1820) an dem Schriftsteller und kaiserl. russ. Staatsrat August von Kotzebue (* 1761) am 23. März 1819.

[526] Siehe hierzu S. 95, Anm. 271.

[527] Max (1803–1821).

seiner Verehrer; die andere geht seit der Mitte des November 1825 zu der Stätte, die wir im Bilde vor uns haben. Unter dieser einfachen Pyramide ruht der Dichter und sein Sohn. Wer diese Stätte betritt, der gedenke jener Worte, die der Unsterbliche einst bei dem Tode einer Jungfrau ausrief, und handle darnach: „Streut nur Blumen auf sie, ihr Freundinnen! Ihr brachtet ja sonst ihr Blumen bei den Wiegenfesten. Jetzo feiert sie ihr größtes, denn die Bahre ist die Wiege des Himmels.“[528]

Friedr. Hofmann[529].



Siehe hierzu S. 162, Anm. 522.

[528] Aus dem zum Zyklus „Polymeter“ gehörenden Gedicht „Die Blumen auf dem Grabe der Jungfrau“ in „Jean Paul’s sämmtliche Werke“ (Berlin: G. Reimer 1842), 24. Bd., S. 347.

[529] Der Coburger Redakteur und Schriftsteller Friedrich Hofmann (1813–1888), der vor allem für die „Gartenlaube“ schrieb, zählte auch zum engeren Bekanntenkreis von Friedrich Rückert (1788–1866). Als Chefredakteur der „Gartenlaube“, gehörte er gemeinsam mit seinem Verleger Ernst Keil (1816–1878) dem demokratisch-fortschrittlich gesinnten „Verbrechertisch“ in Leipzig an, der sich dem politischen Erbe des in Wien hingerichteten Robert Blum (1807–1848) verpflichtet fühlte.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 186.

DCLI. Der Reichenbach und das Wellhorn
in der Schweiz.

Die Thäler von Grindelwald und Hasli sind die Perlen der Berner Alpen. Das Grindelwaldthal kann mit seinen Hütten, von Kirschbäumen umschattet, mit seinen dunkelgrünen Wiesen und kleinen Fruchtfeldern, auf welchen Gerste und Sommerroggen gedeihen, mit der erhabenen Wildheit seiner Felsberge und Firnen, welche sich in den Wolken des Himmels verirren, sogar die berühmten Schönheiten des Chamounythals[530] vergessen machen. Aus dem Grindelwaldthal führt ein gebahnter Weg zur höchsten menschlichen Wohnung in unserm Welttheil, nämlich zu einem vielbesuchten Gasthause auf dem Faulhorn[531], 8140 Fuß erhaben über dem Meere. Aufgebaut mitten in der Region des ewigen Eises, kann der Tourist, während er an der Tafel des großen Speisesaals in eleganter Gesellschaft bei dampfenden Schüsseln und Champagner sich's wohl seyn läßt, den Blick an den Eismeeren und Gletschern, an den zackigen Rippen und Gräten des Gebirgsleibs weiden, oder sich an dem schauerlichen Chaos ergötzen, das einst entstand, als des Feuers Macht in der Erde Bauch die Berge aus ihren Angeln hob und über einander stürzte. Der Mensch sucht das Pikante, er liebt die Kontraste und er macht sich's dabei bequem. Die Schau des Herrlichsten, die ehedem nur dem kühnen Gemsjäger und dem Alpenhirten beschieden war, fällt jetzt dem reichen, verweichlichten Städter ohne Entbehrung und ohne Mühe zu. Und doch, wie klein erscheint der Mensch in seinem Prunksaale mit seiner Pariser Küche in diesen Weltruinen, über denen der Lämmergeier sich wiegt wie ein verirrter Käfer. –

Ein Fußweg führt aus der Spitze des Thals zur hohen Scheidegg hinüber ins Hasli. Der Roselavigletscher[532] hängt zackig und zerfressen vom Kamm des Gebirgs herunter, und über den von Giesbächen zerrissenen und von Lawinen überschüteten [sic!] Pfaden stürzt der Reichenbach das Gelände hinab in gewaltigen Sätzen mit dumpfem Donner dem Abgrund zu: drüben aber strahlt, in seinen Eismantel gehüllt, der Riese Wellhorn 10,000 Fuß hoch. –

Unser Bild ward auf dieser Stelle gezeichnet.

[530] Chamonix.

[531] Im Jahr 1822 war für den Gipfel des Faulhorns ein Gasthauspatent erteilt worden; 1830 wurde das heute noch bestehende Hotel Faulhorn erbaut, das 1832 den Betrieb aufnahm.

[532] Der Rosenlaui-Gletscher.



REICHENBACH UND DAS WELLHORN
bei Rosenlaui



Der REICHENBACH

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 289.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [84].

Der Reichenbach.

Wen von unsern Lesern das Bedürfniß einer Sommerfrische einmal in die Thäler der Schweiz geführt hat, dem sind das idyllische Meiringen, das hochromantische Haslithal und, als eines der beliebtesten Wanderziele, die nahen Fälle des Reichenbach gewiß in frischer Erinnerung. In unserem naturwahren Bildchen wird er den unteren dieser Fälle sogleich wieder erkennen. Derselbe ist, durch seine Form sowohl, wie durch die reiche volle Laubumgebung der malerisch schönste. Der obere dagegen ist ein unbändig wildes Alpenkind, das in toller Entfesselung über eine schwarze ausgewaschene Wand in den ununterbrochen dampfenden ungeheuerlichen Kessel hinabrast.

Die Reichenbachfälle[533] wetteifern mit dem Aarfall an der Handek[534] und den Tosafällen[535] um den ersten Rang unter den Wasserkünsten der Schweizer Alpen. Wir bescheiden uns des Urtheils und überlassen dem Besucher, unter dem frischen Eindruck des Gesehenen selbst zu entscheiden.

533 An den Reichenbachfällen kam übrigens auch Conan Doyles (1859–1930) berühmte Detektivfigur Sherlock Holmes ‚vorübergehend' zu Tode; vorübergehend deshalb, da er auf vielfachen Leserwunsch bald wieder zum Leben erweckt werden mußte.

534 Handegg.

535 Die piemontes. Cascata del Toce.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. [187]-189.

Meinen Lesern.

Abermals habe ich Rechenschaft zu geben über eine lange Unterbrechung im Erscheinen meines Universums. Ich könnte auf die Zeit hinweisen, welche das Schloß am Munde trägt und sagen: Schweigen ist für den Mann das Klügste in diesen Tagen.

Ich schwieg aber aus andern Gründen. Ich war im Gefängniß[536]. Ich war's um dieses Buches willen. Die letzte Weihnacht ist mir vergangen in der Nacht der Frohnveste, und bald wäre es geschehen, daß mir der Engel, der alle Leidenden erlöst, die verschlossene Pforte eher geöffnet hätte, als die Göttin mit den verbundenen Augen. Als ich krank in meiner Zelle lag und zu sterben wähnte, flog der Gedanke zu Gott: „Vergib Allen, die Uebeles an mir gethan; Denen aber, die am Volke sündigen, sey ein gerechter Richter!“ – Christus verzieh auch nur Denen, welche ihn ans Kreuz geschlagen; nicht den Kreuzigern der Menschheit. –

Nach erstandener Haft zehrte ein langes Siechthum am Rest meiner Kräfte. Etwas erholt haben sie sich erst seit Kurzem wieder und mit ihnen sind Drang und Muth zu wirken zurückgekehrt. Zunächst bin ich Euch schuldig, mein Buch fortzuschreiben. Erwartet aber nicht mehr, als ein verständiger Mann sagen und wagen darf in dieser Zeit. Erinnert Euch: Nicht des Gedankens, aber „des Wortes Flügel sind gebunden.“[537] –

Doch wenn auch das Kleid den Gedanken zuweilen verhüllen müßte, einen Lichtschimmer wird es doch haben, der als Wegweiser dienen mag Manchem, der sich nicht zurecht zu finden weiß in der Dunkelheit. Fackeln, welche den Welttheil erhellen, die steckt ein Anderer auf, und sie werden angesteckt werden unerwartet, wie die Feuersäulen, die jetzt vom Aetna[538] leuchten. Hindern kann's kein Mensch mehr. Die Zeit des Warnens ist vorüber. Versöhnung – du sanftes Wort, du Herbstblume aus Eden! du bist verklungen; welk fallen deine Blätter, – ein Spielzeug kommender Stürme.

Ich lege mein Ohr auf die Erde und halte den Athem an, daß mein Herz nicht klopfe. Ich höre das Echo aus den Gräbern, wie den Wiederhall von dem Röcheln der Gemordeten. Es nahen große und entsetzliche Tage. „Je nun, wenn das Schlimmste auch käme, was wäre es denn?“ so sagst Du und lächelst. Ich denke an die Feuersäulen und Lavafluthen des Aetna und – schaudere.

Ich bin der Rabe meiner Zeit geworden und krächze, weil ich Verwesung gewahre und Leichengeruch wittere. Ich sehe die Lawine an der Firne hängen, welche die Gesellschaft zu begraben sucht. Das warme Abendroth aber an den Eisbergen, das ist Morgenroth ferner Zeiten, die ich nicht erlebe. –

Ich sage es offen heraus, alles Erwarten des Bessern habe ich für die nächste Zukunft aufgegeben. Jedoch ist mein Sinn ungebeugt, mein Glaube steht auf eine höhere Welt. Dieser Glaube ist der unversiechliche Born meines Muths. Er ist der Schatz meines 40jährigen Ringens und Strebens nach dem einen unveränderten Ziele. Nicht, daß ich mich über mich selbst erhöbe. Des Fehls an mir ist unzählig. Herr Gott! Du züchtigst mich und Du bist gerecht.

Ich sehe klar die jetzige Lage der Dinge. Das Dämonische, Fatalistische, welches im Weltgange für so Viele zu liegen scheint und so Viele schreckt und entmuthigt, kann mich nicht blenden. Ich weiß, daß im menschlichen Treiben neben dem Himmlischen auch immer das Gemeine geht und daß nur Thoren dieses nicht in Anschlag bringen; aber Diejenigen sündigen gegen den heiligen Geist, die nur der Kraft des Gemeinen vertrauen und wähnen, es könne das Himmlische gar überwältigen. Herr-

---

[536] Joseph Meyer hatte am 17. Dezember 1851 auf Betreiben Preußens eine vierwöchige Haftstrafe antreten müssen.

[537] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden (vielleicht von Hos 4,19 inspiriert).

[538] Der Aetna war Anfang 1852 ausgebrochen und hatte mit seiner Lava das Valle del Bove bedeckt.

lich wird dieser Kampf, auch wenn er vorher viel verwüstet, endigen; denn die Sache der Menschheitsentwickelung mit allen Gütern der Civilisation steht auf dem Spiele; für sie aber streitet Gott und lenkt den Sieg zu rechter Zeit. – Werde doch ja Keiner irre. Sage Keiner, was jetzt in Frankreich geschieht[539], müsse einem den Kopf verrücken. Ich finde Nichts darin, das mich wundert. Die Geschichte sagt mir auf tausend Blättern, daß die Vorsehung sich gar oft gesetzgeberischer Narren, politischer Taschenspieler und verwegener Schurken bedient, um schuldbeladene, verdorbene oder verblendete Völker gleichsam zu politischem Selbstmord zu nöthigen. Sie müssen sich selbst begraben, damit sie wieder auferstehen gereinigt, gebessert, klüger, verständiger, vernünftiger. So geschieht es jetzt den Franzosen. Ihre gemordete Freiheit wird nicht lange im Kaisergrabe bleiben. Gott helfe nur diesem Volke, daß es dann das Rechte thue, daß es die Schlechten niederhalte, daß es sich nicht überhebe und nach Abbüßen der alten Schuld neue auf sich lade. Wie es aber auch einst in Frankreich werde, und wie es auch von dort her überkomme: – wir deutschen Männer, wir dürfen uns der rohen Leidenschaft nicht hingeben, den Weg des Rechts, der Pflicht und der Menschlichkeit dürfen wir nie verlassen. Das ist unser Beruf. Gegen die wüsten Kerle und tollen Buben aber und gegen die eitlen Schwärmer, welche die Gesellschaft wie einen Roman anschauen und behandeln, müssen wir auf der Hut seyn, daß sie da nicht zu Grunde richten, wo sie nicht gebaut haben. Gegen diese müssen wir Front machen in der unbekannten Stunde der großen politischen Entscheidung allesammt und das Leben nicht hoch achten, wenn es das Beste zu retten gilt.

Der Mensch denkt's, Gott lenkt's! Was Gott mit uns vorhat, wissen wir nicht. Es ist möglich, daß das tragische, das wahrhaft elegische Element, welches seit Jahrhunderten durch das Daseyn meines Volkes zieht, es auch bis zu seinem letzten Tage hinaus begleite. Dann habe der Schicksals-Zuruf Erfüllung: *Magnanimiter crucem sustine!*[540]

Für mich selbst hoffe ich nichts mehr. Ich gehe raschen Schritts dem Grabe zu. Was zurückbleibt, ist die Saat, von mir durch 25 Millionen Bücher über die Welt gestreut, ein fruchtbares Wort, hie und da in meinen Schriften niedergelegt und mancher prophetische Ausspruch, der, zur historischen Thatsache geworden, wohl nicht sogleich vergessen werden wird mit meinem Schatten. Wie dem auch sey, das Eine ist gewiß: selten wird ein Herz ausschlagen, welches vom tiefen Gefühl der Schmach über die Erniedrigung des Vaterlandes, vom schneidenden Schmerz über vernichtete Hoffnungen, von der Entrüstung über vorenthaltene Rechte und von der Besorgniß für kommende Zeiten voller war, als das meinige.

Meyer.

[539] Mit dem Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 hatte der frz. Staatspräsident Charles Louis-Napoléon Bonaparte (siehe hierzu S. 11, Anm. 14) die Nationalversammlung aufgelöst und führende Oppositionspolitiker verhaften lassen. Die folgenden blutigen Kämpfe konnte er am 5. Dezember schließlich für sich entscheiden. Die neuen Machtverhältnisse ließ er am 21. Dezember 1851 per Plebiszit über eine neue Verfassung bestätigen.

[540] Lat.: „Trage tapfer dein Kreuz!" Die Wappendevise von George Kenyon, 2nd Baron of Gredington (1776–1855).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 190-203.

DCLII. San Francisco in Kalifornien.

Was treibt den Mann mit ungestümem Drang,
Sich in des Mühsals fernstes Land zu wagen,
Vor keinem Fels, vor keinem Sturm zu zagen,
Bis er das Ziel der Leidenschaft errang?
Er sucht das Gold. – Verblendeter! Du suchst
Was, wenn Du's hast, Du einst vielleicht verfluchst. –[541]

Endlich war alle todte und lebendige Fracht an Bord und des Dampfers Riesenleib setzte sich in Bewegung. Ein Remorqueur[542] half uns aus dem Hafen und nach wenigen Minuten peitschten unsere Schaufelräder die Wogen des großen Oceans. Die Kanonen donnerten unser Valet[543], als wir den Fels des Kastells von Panama passirten und weithin hallten die Erwiederungs-Grüße der Mexikaner in den Gebirgen. Ueber den tausend Zurüstungen und dem Wirrsal bei der Einschiffung war es Abend geworden. Schneller und immer schneller eilte die roth glühende Sonne dem Meere zu. Als sie den heißen Kuß auf die Lippen der kalten Wasserbraut drückte, da schüttelte diese die goldschimmernden Wogenlocken und Himmel und Meer erglänzten in unbeschreiblicher Herrlichkeit, bis die Abendnebel aus den Fluthen stiegen und die Dämmerung ihren grauen Schleier über die Scene breitete. Zu unförmlichen Massen schmolz nun die Küstenlandschaft zusammen. Nur die Spitzen und Hörner der Cordilleren und einige Gipfel ferner Vulkane erfreuten sich noch des Tages. So sonnen sich die großen, höhern Menschen oft noch im späten Alter im warmen Geisteslicht, während für die niedern Naturen schon lange die Seelennacht anbrach.

Unsere Schiffsgesellschaft bestand aus fast 600 Passagieren. Sie war eine Musterkarte aller Völker. Alle diese Menschen hatten nichts mit einander gemein als das Ziel: Kalifornien und den Reisetrieb: Golddurst. So lange es Tag blieb, summte es auf dem Deck wie auf der Börse in London oder New-York. Man hörte alle Sprachen. Mit dem Einbruch der Nacht verödete es allmählig; bloß einige Gruppen blieben zurück, in den Genuß des herrlichen Abends versunken. Das Rauschen der von den rastlosen Schlägen der Schaufeln gepeitschten Wogen dröhnte durch die Stille. Die langhin wallenden Rauchfahnen aus den beiden Schlöten vereinigten sich über den Wassern, bis sie in den weißgrauen Nebeln verschwammen. Die Matrosen, kecke, braune, ausgewetterte Gestalten, hüllten sich in ihre wollenen Decken und warfen sich, des Commando's stets gewärtig, zum kurzen Schlummer auf die gerollten Taue; aus der Küche aber schallte ein lustiges Lied, zuweilen von Gelächter unterbrochen. Endlich erlosch auch der letzte Gipfel der Cordilleren. Ein kühler Ostwind strich von dem Hochgebirg herüber, die Wogen kräuselten sich und spritzten ihren Gischt manchmal auf's Deck. Es wurde feucht und frostig und Alle eilten nach den innern Räumen, um die Schlafstellen aufzusuchen. Keine leichte Aufgabe! Jeder Passagier hatte seine Nummer empfangen: aber Mancher schnarchte in unrechtmäßigem Besitzthum, und die Regulirung aller Ansprüche gab zu den drolligsten Scenen und den lächerlichsten Entschuldigungen Anlaß. Die See ging hoch. Das Schwanken des Schiffs vermehrte sich von Augenblick zu Augenblick, und es entstand unter den allerwärts auf gestapelten Koffern, Schachteln und Nachtsäkken eine Revolution. Die vierfach übereinander geschichteten Schläfer krochen, durch den Lärm aufgestört, aus ihren Schubfächern, um nach ihren Habseligkeiten zu sehen, und bald glich unsere Kajüte

[541] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[542] Frz., der Schlepper.

[543] Lebewohl (von lat. valete, „lebt wohl!").

einem Pandämonium. Unverständliche Drohungen und Flüche schwirrten durch den matterleuchteten Saal. Dort war ein Yankee mit einem leipziger Doktor, hier ein Kreole[544] aus Valparaiso mit ein Paar heißblütigen Spaniern aus Lima in Streit und ein vierschrötiger Holländer saß auf seinem Nachtsack neben zwei Franzosen, die, von der Seekrankheit jämmerlich geplagt, sich auf seine breiten Schultern stützten. Endlich ließ zum Trost Aller der Wind nach, der Gang des Dampfers wurde stätiger, und die leichenbleichen Nachtwandler verkrochen sich wieder stöhnend und ächzend in ihre Repositorien[545]. Andere aber, der kazjammernden Dünste und Laute müde, suchten die Treppe und erklommen das Verdeck.

Mitternacht war vorüber. Im Osten umzogen die ersten Lichtstreifen den Horizont, und das funkelnde Licht der Gestirne ließ die Gipfel des Küsten-Gebirgs in schwachen Umrissen erkennen. Dann und wann führte der Ostwind das ferne Tosen der Brandung an unser Ohr und mengte es mit dem Rauschen der Räder, dem unheimlichen Gesumse in den Räumen unter unsern Füßen und dem Stöhnen unserer Maschinen. – Der Cours des Schiffs war beständig nordwärts. „Wir werden die mexikanische Küste vor Mittag im Angesicht haben“, sagte der Steuermann, und als es Tag wurde, konnte schon das bewaffnete Auge die schroffen Wände der Vorgebirge im Süden der Bay von Tehuantepec unterscheiden. Vor der Küste ragten grotesk geformte dunkle Felsenmassen auf und tief landeinwärts guckten aus der schwankenden Dämmerung die Riesengipfel, welche die Grenzmarken von Mittelamerika hüten.

Die Küste von Mittelamerika zeigt in dieser Breite bald hohe, kahle, kegelförmige Berge, an deren Fuß zuweilen niedrige, mit tropischen Waldungen bewachsene Terrassen entgegenlachen; bald wirbeln aus hochaufragenden Berggipfeln Rauchwölkchen und verrathen den Vorüberfahrenden die vulkanischen Gewalten, welche diese gepriesenen Gegenden beherrschen und oft verwüsten. Auf der mexikanischen, weiter nordwärts, verliert sich die Zuckerhutform der Berge. Die isolirten Häupter verschwinden und an ihre Stelle treten lange, wellenförmige Bergrücken, an deren Fuß sich grüne Ebenen ausbreiten, die, gegen das Meer hin, allmählig in dürre Sandstreifen auslaufen, auf welchen bei der Fluth die Wogen sich tummeln.

Am fünften oder sechsten Tage der Fahrt traten wildere und rohere Küstenformen auf. Zackiges Felsgebirg stieg in steilen Absätzen aus dem Hochrücken im Hintergrunde zum Ufer nieder; schwarze, groteske Klippen, oft wie Thürme oder Ruinen alter Schlösser, ragten aus den Fluthen, umtobt von der Brandung, welche ihren weißen Gischt emporwarf, und umschwirrt von kreischendem Gevögel in unzählbaren Schwärmen. Es ist die Südspitze von Altkalifornien[546], das seine himmelhohe Berggräte als eine zweihundert Meilen lange Zunge, mit der mexikanischen Küste parallel, in den großen Ocean hinausreckt. Ein wildes, trauriges, ödes Gestade! Die Natur scheint auf dieser Felswüste erstorben zu seyn. Kein Strauch, keine Schlingpflanze findet eine Handvoll Erde, um auf dem kahlen Gestein zu wurzeln, das die Stürme peitschen und die tropische Sonne versengt. Das ganze Land gleicht einem großen Grabhügel, unwirthlich und zurückstoßend, und nur für Adler, Seevögel und wilde Thiere zum Aufenthalt einladend. Die spanischen Ansiedelungen in Alt-Kalifornien sind zu Grunde gegangen und das Gebirge wird von den Indianerhorden nur der Jagd wegen durchzogen.

Das Auge des Seefahrenden weilt mit Furcht auf dieser Küste, und der Schiffer sucht so schnell als möglich aus ihrem Bereiche zu kommen. Bei entstehenden Weststürmen, die sehr häufig und plötzlich eintreten, bringt sie den Fahrzeugen Unheil. Kein Nothhafen öffnet hier den geängstigten Seefahrern die Arme, und Klippen und Felsriffe drohen mit Untergang und Verderben aller Orten.

Endlich, nach 4–5tägiger Weiterfahrt, wurden die Küstenansichten wieder freundlicher. Dort, wo die neue Grenzlinie[547] zwischen den Vereinigten Staaten Nordamerikas und Mexiko’s vom Gila und der Spitze des kalifornischen Meerbusens herüber nach dem stillen Ocean gezogen ist, verflachen sich die

---

[544] Siehe hierzu S. 185, Anm. 598.

[545] Lat., das Lager; hier im Sinne von Ruheplatz.

[546] Wohl das noch heute mexikan. Baja California.

[547] Mit dem den amerik.-mexikan. Krieg (span. Intervención estadounidense en México) von 1846 bis 1848 beendigenden Friedensschluß von Guadalupe Hidalgo am 2. Februar 1848 war Mexiko gezwungen worden, weite Gebiete (Arizona, Kalifornien, Nevada, Utah sowie Teile von Colorado, New Mexico und Wyoming) an die Vereinigten Staaten abzutreten.

kahlen Gebirge zu waldumgürteten, Höhen, die mehr und mehr ins Land zurücktreten und die Küste als ein grünes Hügelland mit zahlreichen Buchten und Einschnitten zurücklassen. Wir begrüßten dicht auf der Grenze, über einem Fort auf einem Vorgebirge, welches ins Meer hinaustritt, das hoch von einem Maste flatternde Sternenbanner der anglosächsischen Republik. – Salutschüsse donnerten und der Gruß der ganzen auf dem Deck des Dampfers versammelten Mannschaft machte Chorus dazu. „Kalifornien!“ – Alle Herzen pochen laut, wie das Wort von Mund zu Mund läuft, und alle Augen hängen mit Verlangen an dem grünen, lachenden Bilde des Landes – des Landes ihrer Hoffnung, ihrer Sehnsucht und ihrer Phantasie, die es mit den glänzendsten Farben malt und vergoldet. – Und schön ist dies Land wirklich, und noch schöner erscheint es unter dem Eindrucke des Kontrasts, den der Anblick der altkalifornischen Küste geboten hatte. Aus friedlichen Buchten gucken die Niederlassungen der alten und neuen Besitzer hervor, Städtchen mit blinkenden Häusern und kleinen weißen Kirchen, oder einzelne Gehöfte inmitten von Obsthainen und Pflanzungen. Das Klima ist zwar noch fast tropisch in diesem Breitengrade; doch von der Seeluft gekühlt, wird nur im Hochsommer die Hitze dem Kolonisten lästig. Dann thut sie auch der Landschaft auf kurze Zeit Abbruch. Das Gras versengt und die sonst mit Grün bekleideten Berge bekommen ein gelbliches, arides[548] Ansehen. – Ueber San Diego hinaus ändert sich die Küstenansicht abermals. Die Gebirge sind tief in des Landes Innere zurückgewichen; von ihrem Fuße strecken sich Ebenen hin, mit mannshohem Prairiegras und buntblühenden Sträuchern überwachsen, wo Hirsch- und Büffelheerden weiden und der Wolf und der graue Bär jagt oder von dem berittenen Indianer gejagt wird. Wie auf dem Meeresspiegel oder in hohen Kornfeldern, so gräbt der Wind auf diesen Steppen seine Furchen und thürmt seine Wogen auf und es ziehen die Wolkenschatten geisterhaft über die weiten Flächen. Doch nicht lange, so treten die Gebirge von Neuem der Küste nahe. Sanft dachen sie sich zu derselben ab, oft durch Thäler gespalten, aus denen kleine Flüsse oder murmelnde Bäche die Wasser des Gebirgs den Buchten zuwälzen, in welche sie sich ergießen. Die Zeichen der Ansiedelung werden fortan mit jeder Stunde häufiger. Zwischen vorliegenden, meist bewaldeten Inseln öffnen sich Häfen mit Städtchen und Dörfern und die Leuchtthürme auf den verschiedenen Punkten der Küste, die Signalstangen auf jedem Vorgebirg, das häufige Begegnen von größern und kleinern Fahrzeugen, welche dieses vor wenigen Jahren noch so einsame Meer durchschneiden, sind so viel Zeichen eines neuen, hier heimisch gewordenen, rastlos schaffenden Lebens und einer wunderbar schnell sich entfaltenden Kultur. Endlich treten die blauen Linien in der Tiefe des Landes, in nördlicher Richtung, zu bestimmteren Gebirgsgestalten zusammen, – und von der Abendsonne erleuchtet sehen wir die Firnen der Sierra Nevada strahlen wie pures Gold! – Es ist das Ziel, das „Eldorado!“ – und keine Fabel, wie das Goldland der alten Seefahrer im Süden; denn die Sierra Nevada ist es, welche den Staub ihrer Goldschätze in die Thäler und Schluchten gestreut hat, wo ihn jetzt Hunderttausende zu Reichthümern sammeln! – „Eldorado!“ – ruft’s und zeigt’s mit tausend Kehlen und Fingern – und das gierige Auge hängt träumerisch an den fernen schneebedeckten, goldig schimmernden Bergen. Lebhafter knistert’s nun unter den Kesseln, rascher geht der Kolbenhub in den Zylindern, schneller umdrehen sich nun die Schaufelräder und kräftiger theilt der Kiel die Fluth: an der herrlichen Bucht von Monterey[549], der einstigen Hauptstadt Kaliforniens, rauscht der Dampfer vorbei, – er sucht „das goldene Thor“[550]. – Alles Lebendige ist auf dem Decke versammelt; Erwartung, bange Hoffnungen, Verlangen, Zweifel, Habsucht, stürmen und wogen in allen Gesichtern; die Unterhaltung verstummt und Jeder scheint nur mit sich und seinen Angelegenheiten und Plänen beschäftigt.

Etwa 3 Meilen von der Oeffnung des Meerbusens von San Francisco ragt hoch über der Meeresfläche ein kegelförmiges Eiland. Es ist der Wächter des goldenen Thors. Das Meer bricht mit furchtbarer Gewalt und Brandung an den Klippen und es scheint, als wollte es sich hier recht austoben, ehe es in die ruhigen Gewässer der Bay hineinrollt. Vorsichtig und respektvoll lenkt der Steuermann den Kiel an dieser umtosten Riesenwarte vorüber, bis der Blick gerade in die Pforte hineinfällt, welche des allgewaltigen Meisters Hand in den Felsdamm des Küstengebirgs gebrochen hat. Wie abgeschnitten

---

[548] Trocken, dürr, wüstenhaft.

[549] Monterrey.

[550] Engl. Golden Gate; der Name stammt erst aus der Goldgräberzeit (zuvor span. Boca del Puerto de San Francisco).

stehen rechts und links die senkrechten Bergwände in einer Entfernung von etwa 250 Fuß einander gegenüber. Auf der Zinne der südlichen Wand ragt ein halbzerfallenes Gemäuer, eine ehemalige Befestigung, und hoch darüber wogt die Unionsflagge in den Lüften; an die Südseite aber lehnt sich das alte Presidio der Spanier. Diese Einfahrt nannte Freemont, der kühne Durchforscher dieser Länder, in Auffassung ihrer Zukunft, „das goldene Thor“ – (Chrysopyla[551]) – hindeutend auf die Bestimmung dieses herrlichsten unter den Häfen der Erde, in welchem alle Handelsflotten in voller Sicherheit vor Wind und Fluthen sich bergen können, um, als Mittelpunkt des Welthandels, das zu werden, von dem Tyrus[552], Karthago[553], Konstantinopel[554], London, Liverpool und New-York nur schwache, schattenhafte Andeutungen geben können. Was Byzanz[555] in seiner Blüthe für den Orient gewesen ist, das wird St. Francisco einst für die ganze Erde seyn.

Merkwürdiger Weise reicht die Zeit, in welcher die Hand der Allmacht den Felsdamm zerriß, um die Bay von St. Francisco zu öffnen, noch bis in die der menschlichen Sagenzeit hinan. – Die Indianer erzählen, der große Geist habe in einer finstern Sturmnacht, erzürnt über die empörten Ungeheuer des Oceans, ein Stück aus dem Felsdamm gebrochen und es auf sie geschleudert; darunter lägen sie begraben in der Tiefe. – Geologische Forschungen haben nachgewiesen, daß die Bay noch in späten Zeiten des Erdenlebens ein geschlossener Süßwassersee gewesen, der durch ein Erdbeben, das vielleicht ungewöhnlich große Wassermassen aus dem Gebirge der Sakramentothale zuführte, seine Scheidewand theilweise verlor.

Die Einfahrt ist durchaus sicher, selbst für die allergrößten Schiffe. Keine Untiefen, keine Sandbänke, weder Riffe noch blinde Klippen versperren das Fahrwasser, oder bringen Gefahr. Es ist herkömmlich, daß die einfahrenden Schiffe sich nördlich, die ausgehenden südlich halten.

Wie das Schiff allmählig aus dem langen Felsenthore in die Bay gleitet, so erweitert und verherrlicht sich der Blick mit jeder Sekunde. Das Meer streckt sich zu beiden Seiten in eine Bucht aus, die das Auge kaum zu übersehen vermag. Ihre hohen Ufer schützen sie vor allen Winden. Ruhig ist in derselben das Meer wie ein stiller Landsee. Aus der spiegelnden Fläche tauchen mehre Eilande empor – manche mit flachen Ufern und mit Grün bekleidet; ein größeres aber – ein alter Vulkan, – ist nur am Fuße bewaldet und reckt seine schwarze Basaltkuppe malerisch in die Lüfte. Wie weiße Schwäne ziehen Schiffe von allen Größen und jeder Bauart zwischen den Inseln auf der glatten Fläche und dann und wann brausen die großen Dampfer daher, befehlend, herrschend, die rechten Repräsentanten des hiesigen Lebens, das in Eile und Hast dahin tobt. Auf dem Küstensaum der Eilande ist einiger Anbau sichtbar; so auf San Angelo[556] und Yerba Buena[557]; die Schaaren der Seevögel genießen das Recht des Besitzes derselben nicht mehr unbestritten.

Nordöstlich verengt sich die Bay, thut sich dann zur Bucht von San Bablo[558] auf, zieht sich bei der aufblühenden Stadt Martinez abermals zusammen, dehnt sich nochmals seeähnlich aus und empfängt, verdeckt von den Felsen von Goat-Island[559], den reißenden Sacramentostrom, den Sohn des Gebirgs, der in seinem und seiner Zuflüsse Rinnsal Mengen des edlen Metalls birgt, auf seinen Wogen aber schon eine ganze Dampfflotte trägt. Mehr als Hundert neue Städte hat an seinen Ufern der goldene

---

[551] Griech. Χρυσόπυλαι, Chrysopylai; diese Bezeichnung benutzte John C. Frémont (siehe hierzu S. 175, Anm. 567) in seinen Memoiren („Memoirs of My Life […] Including in the Narrative Five Journeys of Western Exploration“ Chicago u. New York: Belford, Clarke 1887) für den Zugang zur Bucht von San Francisco.

[552] Phöniz. 𐤑𐤓, Ṣūr, „der Felsen“; hebr. צוֹר, Tzór; griech. Τύρος, Týros; arab. صور, Ṣūr; osman. صور, Ṣūr.

[553] Phöniz. 𐤒𐤓𐤕𐤇𐤃𐤔𐤕, qart-ḥadašt, „neue Stadt“ (griech. Καρχηδών, Karchēdṓn; arab. قرطاج, Qarṭāğ) im heutigen Tunesien anstelle der ‚alten‘ punischen Metropole Tyros (s. o.) im heutigen Libanon.

[554] Veraltet für İstanbul/Istanbul (altgriech. Βυζάντιον, Byzantion; lat. Byzantium, griech. Κωνσταντινούπολις, Konstantinoupolis; osman. قسطنطينيه, Ḳosṭanṭiniyye bzw. استانبول, Istānbūl); von 1453 bis 1923 Hauptstadt des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 92, Anm. 259) bzw. der Türkei.

[555] Siehe oben.

[556] Heute Angel Island.

[557] Heute Yerba Buena Island, früher u. a. auch Goat Island.

[558] San Pablo.

[559] Siehe hierzu S. 173, Anm. 557.

Zauberstab in's Dasein gerufen. Die Krone der großartigen Vista ist aber immer die Stadt San Francisco selbst, an der südöstlichen Pforte der Bay gelegen. Imposant steigen ihre Häusermassen einen Hügel hinan, auf dessen Spitze der Telegraph errichtet ist, und lange Häuserreihen strecken sich, wie so viele Arme, auf dem Abhang der Nordbucht hin, oder klettern in die benachbarten Thalgründe hinab; dem Hafen zu hat sie, um Terrain für ihre Erweiterung zu erobern, sogar Krieg mit dem Meere begonnen. Mehre der Kayen sind weit in die Fluth hinaus gelegt und der ausgefüllte Zwischenraum gab kostbaren Baugrund zu Docks, Niederlagen und Magazinen, zwischen denen Kanäle hinlaufen, in welchen die Schiffe bis dicht an die Gebäude gehen und bequem ein- und ausladen. Das größte Interesse gewährt der Hafen selber. Der Mastenwald von 1000 großen Schiffen und das Leben in demselben veranschaulichen recht eigentlich den jungen Riesen, dessen schnelles Wachsthum Alles überbietet, was die üppigste Phantasie des Ostens in ihren Mährchen dargestellt hat. Wer das San Francisco vor 6 Jahren sah, jenes Häuflein schlechter Hütten unfern der Jesuitenmission Dolores[560], mit einem halben Dutzend kleiner Küstenfahrzeuge am Strande, den man damals nur auf dem Rücken eines Indianers trocknen Fußes erreichen konnte, und es jetzt wieder sieht, der reibt sich die Augen und glaubt zu träumen. Das heutige San Francisco gibt an Umfang und Schönheit der Gebäude Frankfurt oder Leipzig nichts nach, und eine Bevölkerung, die im Jahre 1847 noch nicht 1000 Seelen betrug, ist jetzt auf 70,000 angewachsen. Die wiederholten Brände der letzten Jahre haben die leichten Holzgebäude und Buden aus der Stadt entfernt, an ihre Stelle sind Häuser von Stein getreten und in dem Maße, als der Reichthum wächst und als crösusartige Vermögen in Menge erworben werden, erhält die Stadt mehr und mehr das Gepräge der Pracht und des Ueberflusses, der auch in seiner äußern Erscheinung nach schönen Formen trachtet. Wenn San Francisco in dem bisherigen Maßstab fortwächst (und es ist keine Ursache vorhanden, daran zu zweifeln), so wird es vor Ablauf des Jahrhunderts 3 Millionen Einwohner haben und London und New-York an Größe übertreffen.

Bevor wir eine Schilderung der hervorragendsten Momente im hiesigen Leben versuchen, denken wir uns noch einmal auf unsern Dampfer zurück! Drei Kanonenschüsse von der Batterie an der Einfahrt rufen uns das Willkommen entgegen und der Telegraph meldet unsere Ankunft in der Stadt an 100 Orten. Alles ist auf den Verdecken versammelt, spähend und in unruhiger Erwartung. Boote und kleine Barken fahren dem Dampfer zu; sie bringen Bekannte und Freunde von Passagieren an Bord, die sie jauchzend empfangen. Je näher dem Landungsplatze, – je gewaltiger umdrängt den neuen Ankömmling das rege Hafenleben. Die stündlich nach dem Sacramento und dem Joaquin[561] abgehenden kleinen Dampfboote rufen im Vorüberfahren ihr Hurrah; Buchsirschiffe[562] rasen hin und her, Segelschiffe aller Art, von der chinesischen Junke[563] bis zu der stolzen Fregatte, mit Volk aller Farben und aller Zonen, die in allen Sprachen der Erde reden, durchkreuzen unsern Pfad, kurz, Alles scheint so fieberhaft und phantastisch, daß sich der, der es zum ersten Male sieht, des Gefühls des Schwindels nicht erwehren kann. Der Wechsel überkommt ihn zu plötzlich. Seine ausschweifendsten Vorstellungen reichen nicht an die Wirklichkeit. Im stillen Ocean, auf der 14tägigen Fahrt pflegte er sich in plastischer Ruhe; hier thut sich plötzlich ein Leben auf, das er nie geahnt hat. Er schaut in dasselbe wie in einen Strudel: voller Lust und voller Bangen, voller Hoffnung und voller Zagen. „Da unten liegt's, was Du suchst, der Schatz des Reichthums, das Gold, das Dir ein Leben voller Genuß, Unabhängigkeit und Bequemlichkeit schaffen soll – aber hineinstürzen mußt Du, um es zu erhaschen! Wird es gelingen? Wirst Du statt eines Gewinns nicht eine Niete ergreifen und dann, inmitten des leicht erworbenen Reichthums und des erfolgreichen Jagens Anderer nach Glück, nicht die Entbehrungen der Armuth zehnmal schmerzlicher empfinden, als in der Heimath? Solche Gedanken packen und zwacken die Mehrzahl der Kalifornia-Wanderer und gar Viele fühlen die Qualen getäuschter Hoffnung und der Furcht, noch ehe sie das Land ihrer Sehnsucht und ihres Wagens betreten haben. – –

---

[560] Die „Misión San Francisco de Asís“ aus dem späten 18. Jhd., auch als Mission Dolores bekannt, ist das älteste erhaltene Bauwerk in San Francisco.

[561] Der San Joaquin River.

[562] Bugsierschiffe, Schlepper.

[563] Dschunke, mehrmastiger Segelschiffstyp chines. Bauart.

Ober-Kalifornien, das Land, dem das Gold ein so fabelhaftes Fortschreiten und Gedeihen gegeben hat, war, so lange es unter spanischer Herrschaft stand und zu Mexiko gehörte[564], einer der unbekanntesten Striche unsers Erdbodens; ja, so gänzlich unerforscht war sein Inneres, daß selbst die besten Karten bis zum Jahre 1840 seine hydrographischen und Terrainverhältnisse ganz unrichtig angeben. Das Wissen darüber beschränkte sich auf das Wenige, was durch die Niederlassungen (Missionsstationen) der Jesuiten bekannt wurde, welchen Land und Volk überlassen war. Die Etablissements derselben waren an der Küste und auf einigen Punkten der schiffbaren Flüsse zerstreut; die Thätigkeit der Väter aber ging nicht über den Zweck hinaus, die nächstwohnenden Indianerstämme zu Christen zu bekehren, d. h., ihnen die äußeren Formen des christlichen Kultus beizubringen, um sie nebenbei der Priesterschaft dienstbar zu machen[565]. Kein Lichtstrahl der wahren Christusreligion fiel in die umnachtete Seele der armen Rothhäute und kein nützliches Wissen machte sie glücklicher. Unwissenheit und Finsterniß, Aberglaube und Verdummung waren allezeit den Söhnen Loyola's[566] Volksheiligthümer, die man nicht antasten durfte, wo sie vorhanden waren, und für die man Propaganda machen mußte, wo sie mangelten. So war's gestern, so ist's heute.

Erst in den 40er Jahren, als die Handelsleute der Vereinigten Freistaaten ihre Unternehmungen immer weiter nach Westen ausdehnten und ihre kühnen Emissäre das Eis der Flsengebirge [sic!] überstiegen, um die Gegenden jenseits desselben zu erforschen, – fiel Licht auf jene bisher unbekannten Länder. Obrist Freemont[567] machte die Erforschung der Wegsamkeit der Bergkette und einer bequemen Route vom Mississippi nach dem Stillen Meere (der kalifornischen Westküste) zu seiner Lebensaufgabe, und den mehrfachen Reisen dieses mit allen nöthigen Kenntnissen und Hülfsmitteln ausgerüsteten Mannes danken wir die ersten richtigen Karten und Begriffe über die Beschaffenheit Utahs und Kaliforniens. Freemont stattete über die Erfolge seiner Entdeckungsreisen der Unionsregierung Bericht und lenkte dadurch zuerst die öffentliche Meinung auf die Würdigung jener so lange vernachlässigten Länder. Die uralte Sage von Kaliforniens Goldreichthum fand Freemont in den Erzählungen der Indianer und in dem mancherlei Goldschmuck derselben bestätigt; aber über die Fundorte und die Ausdehnung der Goldlager konnte er keine sichere Informationen erlangen. Daß die alte Sage kein Mährchen sey, war jedoch klar und dies hielt das Interesse der Nordamerikaner für Kalifornien beständig wach.

Als daher im Jahre 1846 die Einverleibung des ehemals zu Mexiko gehörenden Texas zum Kriege zwischen der Union und jenem Staate führte, der mit der Eroberung der Hauptstadt der Azteken[568] durch die Amerikaner endete, – so machte die Union die Abtretung Ober-Kaliforniens gegen eine Geldentschädigung zur Friedensbedingung. Dies war im Jahr 1847. Ober-Kalifornien hatte damals nicht ganz 8000 Einwohner europäischer (spanischer) Abstammung, die in den Missionen der Jesuiten und an einigen kleinen Küstenorten sich niedergelassen hatten. Die Jesuiten verließen das Land und die Unionsregierung schritt sofort nach der Besitzergreifung zu den Maßregeln für rasche Kolonisation. Sie begünstigte die Einwanderung in jeder Weise. Mehre Auswandererzüge aus dem Westen wählten, als

[564] Bereits am 7. Juli 1846 war das mexikan. Kalifornien vom US-amerikanischen General John Drake Sloat (1781–1867) zu einem Teil der Vereinigten Staaten von Amerika erklärt; offiziell kam es jedoch erst 1848 mit dem Frieden von Guadalupe Hidalgo (siehe hierzu S. 171, Anm. 547) zu den Vereinigten Staaten von Amerika. Am 9. September 1850 wurde Kalifornien als 31. Staat in die Union aufgenommen.

[565] In Wirklichkeit waren die Jesuiten die erste christl. Missionsgesellschaft, die konkret versuchte, der Würde der indigenen Bevölkerung gerecht zu werden und dementsprechend auch Bildungseinrichtungen für diese schuf. Diese Eigentümlichkeit jesuitischer Missionstätigkeit war letztlich auch der Hauptgrund für das Betreiben Spaniens und Portugals, den Orden vom Papst aufheben zu lassen, was dann auch für den Zeitraum von 1773 bis 1814 geschah.

[566] Ignatius von Loyola (span. Íñigo López de Loyola; 1491–1556); mit der Bulle „Regimini militantis ecclesiae" vom 27. September 1540 war die Gründung der Societas Jesu (SJ) bestätigt worden.

[567] Der US-amerik. Entdecker, Generalmajor und Politiker John Charles Frémont (1813–1890); er hatte in den Jahren 1838/39, 1842 und 1843/44 ausgedehnte Binnenexpeditionen unternommen, bei denen er u. a. 1842 den Oregon-, California- und Mormon-Trail für die weitere Besiedlung der Vereinigten Staaten erschloß.

[568] US-amerikan. Truppen unter General Winfield Scott (1786–1866) hatten am 14. September 1847 Mexiko-Stadt (span. Ciudad de México) eingenommen.

Freemont einen bequemen Paß durchs Felsengebirge gezeigt, sich die Dampfschifffahrt auf dem Missouri bis zum Yellow-Stone-River ausgedehnt, und zudem die Mormonen[569] ihre Niederlassung am großen Salzsee, auf halbem Wege, gegründet hatten, Kalifornien zu ihrem Ziele. Die wunderschönen Gegenden des untern Sacramento innerhalb 50 englischen Meilen[570] von St. Francisco wurden die ersten Niederlassungen der Amerikaner in dem neuerworbenen Lande, und zu ihnen gesellte sich bald eine Anzahl deutscher und schweizer Kolonisten. So entstanden die ersten Lichtungen am Sacramento und die Indianer, gutmüthige, friedliche Menschen, überließen den Einwanderern einen Theil ihrer Jagdgründe und zogen sich tiefer in's Land zurück.

Ein wohlhabender Schweizer, Namens Sutter[571], hatte sich am Sacramento, 70 englische Meilen oberhalb San Francisco, unfern der Stelle niedergelassen, wo der American-River, ein reißendes, mächtiges Bergwasser, dessen Quellen in der mit ewigem Schnee bedeckten Sierra Nevada entspringen, mündet. Sutter gedachte das starke Gefälle zur Anlage einer Mühle zu benutzen. Das war im Frühjahr 1848. Er ließ einen Kanal zum Mühlgraben auswerfen, und bei dieser Arbeit war es, wo ein alter Indianer, der graben half, mit dem Schlamm ein Stückchen gelbes Metall auswarf. Eureka!*)[572] rief der Rothhäutige mit freudestrahlendem Auge, als er es aufhob und seinem Herrn reichte. Es war – Gold.

Sutter und sein Gesinde hielten die Sache geheim eine Zeit lang und sammelten im Verlaufe einiger Wochen für mehre Tausend Dollars des Metalls; als aber ein Zufall den Schatz verrieth – da lief die Kunde wie ein Blitz durch das Land, durch die Union, durch die Welt! Die ganze arbeitsfähige kalifornische Bevölkerung ergriff Hacke, Schaufel und Spaten und eilte nach dem American-River, um Gold zu suchen. Da wurden die Städte leer, die Dörfer und Hofstellen verlassen; das Wild grasete in den Saaten, Kinder und Kranke starben hülflos; die Soldaten verließen ihre Fahnen, die Offiziere desertirten ihnen nach; Richter und Beamte schlossen ihre Amtslokale, die Advokaten nahmen den Quersack und die Schaufel und folgten der Bevölkerung ins Goldland. Die Schiffe, deren Mannschaft davonlief, verfaulten im Hafen – keine Hand blieb übrig, die Waaren zu löschen oder zu laden, oder das Steuer zu führen. Das Gold hatte alle Bande der Pflicht und der Verträge zerrissen, alle Verhältnisse auf den Kopf gestellt; und da in den ersten Monaten nur die reichsten Lager des goldhaltigen Gerölles bearbeitet wurden, so fanden diese ersten Gräberschaaren viel Gold, und die Berichte darüber, noch vergrößert, setzten die ganze Welt in Erstaunen und in Aufregung. Die Bevölkerung in den Oststaaten der Union kam in Bewegung; Hunderttausende verkauften Haus und Hof, verließen Gewerbe und Geschäft und nahmen den Wanderstab nach Kalifornien. Die ganze Westküste Amerikas schickte ihre Kontingente; Oregon entvölkerte sich; die Insulaner des großen Oceans wurden vom kalifornischen Fieber angesteckt; der König der Sandwichsinseln[573] und die Königin Pomare[574] erließen strenge Auswanderungsverbote aus Furcht vor einer Gesammt-Emigration ihrer Völkerschaften. Tausende zogen selbst aus Australien her und das Himmlische Reich verschloß vergeblich seine Thore: – schon im Jahre 1849 kamen 12,000 Chinesen nach San Francisco mit Hacken und Schaufeln. Jeder Tag brachte Kunde von neuen Goldlager-Endeckungen, und schon Ende des Jahres 1849 war es erwiesen, daß die Goldhaltigkeit des Alluvialbodens[575] sich über ein Gebiet von 50,000 englischen Quadratmeilen ausdehne und dieser unerschöpfliche Goldschatz doch nur zu dem in seiner Geburtsstätte, den Schneebergen der Sierra Nevada, wie ein

[569] Die am 6. April 1830 von Joseph Smith (1805–1844; ermordet) in Palmyra im Bundesstaat New York gegründete Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage (engl. The Church of Jesus Christ of Latter-day Saints).

[570] 1 mile = 1.760 yd = 5.280 ft = 63.360 in = 1.609,344 m.

[571] Am 24. Januar 1848 hatte James W. Marshall (1810–1885) bei Sutter's Mill, dem Bauplatz für ein Sägewerk auf der Ranch Neu-Helvetien des Schweizers Johann August Sutter (1803–1880), das erste Goldnugget entdeckt, wodurch ein regelrechter Goldrausch ausgelöst wurde, der bis 1854 andauern sollte.

[572] *) Eureka! „Ich hab's" [(griech. ηὕρηκα, hēúrēka, „Ich habe [es] gefunden")]. – Das Wort ist zum ewigen Gedächtniß der Wappenspruch des neuen Staats geworden [die erstmals am 14. Juni 1846 gehißte Flagge Kaliforniens trägt bis heute lediglich die Aufschrift „California Republic"].

[573] Veraltet für Hawaii; Kamehameha III. (hawaiian. Keaweawe'ula Kīwala'ō Kauikeaouli Kaleiopapa Kalani Waiakua Kalanikau Iokikilo Kīwala'ō i ke kapu Kamehameha; 1813–1854) herrschte seit 1825 als König über Hawaii.

[574] Pōmare IV. (tahitian. 'Aimata Pōmare IV Vahine-o-Punuatera'itua; 1813–1877), seit 1827 Königin von Tahiti.

[575] Anschwemmungen, Schwemmboden (lat. alluvio, die Anschwemmung).

Tropfen zum vollen Eimer sich verhalte. Im ersten Jahre war der Durchschnittsverdienst eines Goldsuchers über 25 Dollars täglich; Viele ernteten das Zwanzigfache, Einzelne wurden durch glückliche Funde in wenigen Tagen reich. Da das Goldwaschen fast alle menschliche Arbeit absorbirte, so entstanden daraus unglaubliche Nothstände und Verhältnisse. Die Bevölkerung und die Tausende der täglichen Zuwanderer zerstreuten sich in die Thäler und Gerinne der Flüsse und Bäche bis hoch in die Gebirge, wo sie sich in Reißighütten, oder kleinen Zelten ein dürftiges Obdach zu verschaffen suchten. Weg- und steglos waren diese Gegenden und so sehr von den Häfen und Küstenstrichen abgeschnitten, daß die Lebensmittel nur auf die mühseligste und kostspieligste Weise auf dem Rücken der Maulthiere und Menschen hingeschafft werden konnten. Bei jedem Gewitterregen schwollen die Gebirgswässer an, zerstörten die Arbeiten der Goldsucher und hoben für Tage und Wochen die Kommunikation mit San Francisco – dem damals einzigen Markt für die Lebensbedürfnisse, – auf. Manchmal verhungerten die Menschen in den Bergschluchten neben ihren Goldsäcken; oft gaben sie ihren ganzen Schatz, das Produkt langer Arbeit, für einige Pfund Mehl hin, um nur das Leben einige Tage zu fristen. Maulthiere wurden im Jahre 1848 bis zu 1000 Dollars bezahlt; eine wollene Decke mit hundert Dollars etc., für eine Flasche Rum oder Wein gab man eine Unze Goldstaub. Auf dem Landwege über das Felsengebirge und die Sierra Nevada gingen die Einwanderer zu Tausenden an den Strapazen einer 4monatlichen Reise in den unwirthbaren, von wilden Indianerstämmen bewohnten Ländern zu Grunde. Weil jeder Ankömmling nur nach Gold strebte, und sein Ziel nach den Goldwäschen im Gebirge richtete, so konnten die nöthigen Arbeitskräfte für San Francisco und zum Transport der Lebensbedürfnisse der Goldgräberschaaren kaum zu den unglaublichsten Preisen erlangt werden. Der Matrosensold stieg auf 400 Dollars monatlich; der Taglohn in San Francisco auf 20 Dollar; der des Handwerkers auf 30 bis 40. Die geringsten Handleistungen wurden mit Gold aufgewogen. Keine Wäsche wurde mehr gewaschen; kein Kleid mehr ausgebessert; denn Wasch- und Flicklohn betrugen mehr als der Werth der Sache. Man ließ die Häuser in New-York, England, Frankreich, Deutschland zimmern und fertig nach Kalifornien schaffen, um sie da zusammen zu setzen; und manche solcher Bauspekulationen gaben anfänglich Reichthümer. Für eine Kammer eines Holzhauses war der Miethpreis monatlich 100–300 Dollars; für Magazine, 20 Ellen[576] im Quadrat, 5000–8000 Doll. jährlich. Das Baumaterial wurde mit den ungeheuersten Kosten aus entfernten Ländern herbeigeholt, obschon das beste in nächster Nähe in Ueberfluß vorhanden war: aber da Alles Gold suchte und Gold fand, so waren keine Hände übrig, das Holz zu fällen und die Steine zu bearbeiten. – In Chili[577] machte man die Backsteine für San Francisco, in Valparaiso und Lima sägte man die Breter, China sandte das Heu für die Maulthiere, die Sandwichinseln den Hafer, England die Gerste, – und das Faß Mehl, welches in New-York 4 Dollars kostete, wurde von den Goldwäschern im Gebirge manchmal mit 200 Dollars bezahlt. Die Geschäfte nach Kalifornien wurden unter solchen Verhältnissen zu einem Lottospiel, in welchem Jeder den Einsatz auf Ternen und Quaternen[578] machte. Je nachdem eine Waarenladung in San Francisco einen leeren oder vollen Markt traf (was im Voraus nie zu berechnen war), so wurden 1000 und 2000 Prozent verdient, oder Alles verloren; denn in unzähligen Fällen mußten bei momentaner Ueberführung des Marktes ganze Schiffsladungen von Importen unter dem Frachtpreise verschleudert werden, weil weder Magazine genug vorhanden waren, sie aufzunehmen, noch auch die Einführer Mittel und Muth genug hatten, die ungeheueren Kosten eines längeren Auflagerns zu wagen. Heute reich, morgen Bettler – war das Motto dieser Bevölkerung geworden, die heute schwelgte, um vielleicht morgen trockenes Brod mit Goldstaub aufzuwiegen – und bei diesem Auf und Nieder wurde das Leben selbst den wildesten, rohesten Leidenschaften zum Raub. Keiner traute dem Andern mehr; nirgends in der Welt war das Gold theurer, als da, wo es Jeder im Kothe finden konnte. Der monatliche Zins gegen Grundhypothek stieg auf 5 Prozent, der Wechseldiskont auf ein Prozent für jeden Tag. Die Regierung war kraftlos; die Legislatur ohne Autorität. Kein Gesetz wurde geachtet, Mord, Diebstahl und Brand waren die Tagesordnung eben so in San Francisco, wie in den Minen und Wäschereien. Die Sicherheit des Eigenthums ruhte am Ende nur noch im Gesetze der Nothwehr und der Stärke der Faust, und die Lynch, jene furchtbare Justiz ohne Gerichtshof, die den auf

---

[576] Die Elle maß in Europa in der Regel um die 60 cm.

[577] Veraltet für Chile.

[578] Dreier bzw. Vierer im Lotto.

frischer That ertappten Dieb am nächsten Baum hängt, wurde Retterin der Gesellschaft. Niemals hat Clio[579] solche Geschichten oder Zustände aus der Kinderzeit eines Staats aufzuzeichnen gehabt, und schon der Gegenwart, so nahe sie ihr liegen erscheinen sie, wie die Visionen eines Romanschreibers.

Und doch war's das erste Lebenszeichen eines Herkules! Seit 1848, seit Sutter's Indianer das erste Goldstück aufhob, – hat das Feuer der Mordbrenner San Francisco 7mal mehr oder weniger zerstört; aber ehe seine Asche recht kalt wurde, ist es jedes Mal herrlicher, größer und prächtiger erstanden, als es zuvor gewesen. Die staatliche Organisation ist aus der Anarchie, die Ordnung aus dem Wirrsal, die Achtung vor dem Gesetze aus der Gesetzlosigkeit erwachsen und die freieste Verfassung vereint jetzt eine Bevölkerung zu friedlichem Emporblühen, welche zusammengesetzt ist aus allen Völkern der Erde, die alle Sprachen, wie beim Thurmbau zu Babel[580], redet und ihres Gleichen nicht mehr auf der Erde hat. Handel und Gewerbe haben ihre Geleise gefunden; das Angebot der Arbeit zum Kapital, Lohn und Erwerb, fanden das richtige Verhältniß, bei dem sich Alle wohl befinden und Alle zu Reichthum und Wohlstand gelangen können. Die Vermögen wechseln nicht mehr wie vor einigen Jahren, – es sey denn in den Händen professioneller Spieler; denn die Leidenschaften sind gezähmt und die Beispiele ihrer rohesten Ausbrüche, die sonst die Tagesordnung waren, sind Seltenheiten geworden. Die Zeichen der Gesittung und der gesetzlichen Ordnung treten jetzt überall, in den Städten wie in den fernsten Niederlassungen der Minenarbeiter, dem Beobachter entgegen, gegenseitiges Vertrauen hat persönlichen Kredit geschaffen, das Kapital ist wohlfeiler geworden und der Zinsfuß sinkt von Monat zu Monat zu einem billigen Normalsatze herab. Im ganzen Lande, hinan bis zu den Quellen des Joaquin und Sacramento, werden Städte und Dörfer erbaut, entstehen Niederlassungen und Gehöfte, der Ackerbau macht reißende Fortschritte und über zwanzigtausend Arbeiter sind zur Zeit beschäftigt, die Kommunikationsmittel zu erleichtern, Brücken zu bauen, Dämme aufzuwerfen und das Land mit Straßen zu bedecken. Ueber fünfzig Dampfschiffe befahren den Joaquin und Sacramento; zwei Eisenbahnen, die eine nordwärts von San Francisco nach Shasta City[581], die andere südwärts nach Stockton, sind in Angriff, Theater erheben sich in San Francisco, Sacramento City, Stockton und Benicia; die öffentliche Meinung des Landes findet ihren Ausdruck durch siebenzehn Zeitungen und Journale, Tagesblätter erscheinen in allen größern Städten nicht bloß englisch, sondern auch französisch, spanisch und deutsch. Selbst die Söhne des himmlischen Reichs (die Einwanderung der Chinesen ist bereits auf 30,000 Köpfe gestiegen) erbauen ein Theater[582] in San Francisco und haben eine Druckerei errichtet. Eine Universität ist fundirt[583], höhere Schulen sind in Stockton, San Sacramento und San Francisco errichtet oder im Entstehen; der Elementarunterricht ist überall organisirt, Kirchen und Schulen werden aller Orten gebaut und der Sinn für Wissenschaft und Kunst findet in literarischen und musikalischen Klubbs und Vereinen Ausdruck. Auch das Familienleben gewinnt mit jedem Tage mehr Kraft und Festigkeit, seitdem die Einwanderung der Frauen, die in den ersten Paar Jahren sehr schwach war, zugenommen hat. Der größte Krebsschaden an der Gesellschaft in Kalifornien ist noch zur Zeit die Hazard-Spielsucht[584], welche der schnelle und leichte Erwerb von Reichthümern begünstigt. Es gibt nicht weniger als 400 Spielhäuser in San Francisco, und keine Stadt des Landes hat sich von dieser Pest frei erhalten können. Beim Roulett und Monte[585] wechseln täglich hunderttausende von Dollars ihre Besitzer und Betrug, Ueberlistung, Debauche[586] und Verzweiflung sind die Stammgäste in jenen Häusern der Habsucht und des Verbrechens.

---

[579] Griech. Κλειώ, Kleiṓ, „die Rühmerin“ (aus κλεῖν, klein, „rühmen, preisen); unter den neun Musen ist sie die der Heldendichtung und Geschichtsschreibung.

[580] Gen 11,1-9.

[581] Mount Shasta.

[582] Das 1850 gegründete Chinesenviertel wurde beim Erdbeben vom 18. April 1906 völlig zerstört.

[583] Die Jesuiten-Universität St. Ignatius College sollte erst am 15. Oktober 1855 als erste Universität von San Francisco gegründet werden; die staatl. San Francisco State University wurde gar erst 1899 inauguriert.

[584] Glücksspiel; von altfrz. le hazard, der Zufall; der Begriff erfuhr dann im Engl. einen Bedeutungswandel zu „Gefahr, Risiko“.

[585] Das Monte Bank oder kurz Monte, ein aus Mexiko stammenden Karten-Glücksspiel, das zu den beliebtesten Spielen in den Saloons des Wilden Westens gehörte, bevor es durch Poker verdrängt wurde.

[586] Frz. la débauche, die Schwelgerei, das ausschweifendes Leben.

Als Stadt ist San Francisco recht großartig angelegt, auch schön gebaut, und wer es vor den großen Bränden gesehen hat mit seinen Holzhäusern, Buden, Barracken und Zelten, kennt es nicht mehr. Sie ist im Range jetzt die erste Stadt am stillen Ocean. Ihr Wachsen ist unglaublich schnell. Während sie sich noch im Jahre 1849 von Ost nach West nur von Montgomery-Street am Strande der Bay bis nach Dupont-Street erstreckte und in der Richtung von Nord nach Süd von California-Street bis Broadway reichte, hat sie jetzt nicht nur ihre Straßen tief in die Bay selbst hinausgeschoben, sondern auch die nächsten Höhen und Thäler mit Häusern überdeckt. Der heutige Umfang ist 6 englische Meilen; aber schon ist wieder ein neuer Raum von 2 engl. □Meilen mit Straßenlinien besteckt, und ehe das Jahrzehnt zu Ende geht, wird San Francisco Wien und Berlin an Größe nicht nachstehen. Anfangs vorigen Jahres war die Zahl der Einwohner 30,000; man schätzt sie jetzt auf 70,000 und rechnet auf den Bau von 1500 neuen Häusern in diesem Jahre. California-, Clay -, Washington-, Sacramento - und Jakson-Street und die Stadttheile zwischen der Battery und Rincoin-Point dehnen sich gegenwärtig über ein Stück von der Bay aus, wo noch vor 2 Jahren über 100 Schiffe ankerten. Große Bauten von Werften, Kayen und Magazinen entstehen auf verschiedenen Punkten an der Bay, und der Hafen selbst erlangt eine immer größere Ausdehnung. Die schönsten Theile der Stadt sind die Squares um Montgomery-, Stockton-, California-Street und Broadway. Dort ist der fashionable Stadttheil, das „Westend“, wo die Millionärs, die Banken und Großimporteurs ihre Wohnungen haben, wo die Staatsverwaltung ihre Sitze hat, die schönsten Hotels und die prächtigsten Spielhöhlen anzutreffen sind. Portsmouthsquare ist ebenfalls eine imposante Häusergruppe. In allen Stadttheilen aber summt, rennt, fährt und reitet das geschäftvolle Leben, und selbst New-Work, wo das Jagen und Treiben der Menschen so sehr auffällt, ist mit San Francisco nicht zu vergleichen. Auf keinem Punkte der Erde ist aber auch das Yankee-Wort so wahr: *Time is money* (Zeit ist Geld), als hier, wo Jeder ohne Ausnahme von dem Vorsatz fortgetrieben wird, in der kürzesten Zeit reich zu werden, und wo Jeder in der sparsamsten und vortheilhaftesten Benutzung der Zeit das Mittel dazu erkannt hat.

Bei der raschen Ausdehnung der Stadt müssen ihr die nächsten Ortschaften bald einwachsen. Südwärts rücken die Häuserreihen der ehemaligen Jesuitenmission Dolores, einem rasch aufblühenden gewerbsamen Städtchen, entgegen, und ein anderer Ort, Happy-Valley[587], ist schon Vorstadt geworden. Hier wohnen vorzugsweise Arbeiter und Handwerker um große Etablissements, die auf Rhederei und Schiffbau Bezug haben. Die täglich zunehmende Frequenz des Hafens durch Schiffe aus den entferntesten Weltgegenden gibt beständig zu vielen Ausbesserungen Veranlassung, welche bei dem hohen Preise aller Handarbeit (der Schmied- und Zimmergesell erhält auch jetzt noch 8–12 Dollars täglich; und für den Taglöhner ist 4-6 Dollars der gewöhnliche Lohn!) zu einer Quelle des Reichthums für viele Handwerker werden. Als die einträglichsten der hiesigen Geschäfte haben sich aber kluge Bauunternehmungen und Spekulationen in Land, das, bei der Stadt gelegen, sich wegen ihres Wachsens, bald zu Bauplätzen eignet, erwiesen. In vielen hundert Fällen ist Land, welches vor 5 Jahren der Acker unter 10 Dollar in Menge erworben werden konnte, in diesem und im vorigen Jahre, als Baustellen zertheilt, für den tausend- und mehrfachen Preis verkauft worden. Gärtnerei und Landwirthschaft sind für fleißige Hände in der Nähe von San Franzisco so ergiebige Goldgruben als die Sierra Nevada selber.

Unsere Ansicht ist vom Telegraphenhügel[588] aufgenommen. Kein Standpunkt gewährt eine so schöne und großartige Ansicht. Zu den Füßen des Beschauers liegt die aufblühende Stadt, der Hafen mit seinen 1000 Schiffen, die Bay mit den schnaubenden, jagenden Dampfern und den stolzen hochbordigen Seglern, und in der Mitte des Meerbusens ragt die Inselpyramide gen Himmel, erbaut von der Hand der Allmacht. Ihr Haupt ist nackter Fels, den Tausende von Seevögeln in dichten Schaaren, wie leichtes Gewölk, allezeit umspielen. Jenseits der Bay, an deren Ufer die Dörfer und Städte emporschießen wie die junge Saat nach einer warmen Nacht, senken sich die Gehänge der Coast Range, einer schön geschwungenen Bergkette, mit ihren Flüßchen und Bächen zum Gestade und in weiter, weiter Ferne erspäht ein scharfes Auge, hoch über dem Horizonte, den Wolken ähnlicher als den Bergen, die schwankenden Umrisse jener Sierra Nevada, wo, unter den Firnen des ewigen Todes, der Zauberer Hof hält, welcher alle diese Wunder menschlicher Thätigkeit ins Leben gerufen hat.

---

[587] Wohl Hayes Valley.

[588] Der Telegraph Hill, den seit 1934 der 64 Meter hohe Aussichtsturm Coit Tower schmückt.



SAN FRANCISCO

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 209f.

DCLV. Heilbronn.

Im schönen fruchtbaren Neckarthale, auf der Stelle einer römischen Niederlassung, entstand bald nach dem Untergang der Römerherrschaft Heilbronn, welchen Namen der Ort einer Quelle entlehnte, der der Volksglaube in jener Zeit große Heilkräfte zuschrieb. Der Flecken blühte schnell auf und Karl der Große, welcher sich eine Zeitlang zum Gebrauch der Bäder dort aufhielt, erbaute sich ein Schloß, das er zum Rang einer königlichen Pfalz erhob. Stadtrecht erhielt Heilbronn vom Kaiser Heinrich IV.[589], und Konrad III.[590] verlieh ihm sammt seinem Gebiet die Reichsunmittelbarkeit, welche erst kurz vor der Auflösung des Reichs selber verloren ging. Im Jahre 1803 kam es mit den übrigen schwäbischen Reichsorten an Würtemberg zur Ausstattung des neuen Königreichs aus der Fabrik Napoleons.

Heilbronns herrliche Lage in einem der gesegnetsten deutschen Gauen, der Wein, Obst und Getreide in Ueberfluß hervorbringen und an der Stelle, wo der Neckar für größere Fahrzeuge schiffbar wird, auch am Kreuzpunkte mehrer Hauptstraßen, wo der Verkehr zwischen West- und Ost-, Süd- und Norddeutschland wechselt, hat dem Orte so viel Elemente beständigen Gedeihens gegeben, daß es nicht Wundernehmen kann, wie trotz großer Unfälle in frühern Zeiten und nach dem Verluste seines Gebiets und seiner Selbstständigkeit, die Stadt fortschreiten konnte in Wohlstand, Größe und Bevölkerung. Sie hat jetzt nahe an 13,000 Einwohner und eine noch raschere Entwickelung ist in dem Fall vorauszusehen, daß die Stadt das Kreuz der Eisenwege erhält[591], welche zur zweckmäßigsten Verbindung der bayerischen, würtembergischen und badischen Bahnen noch nothwendig sind. Ein Hauptnahrungszweig Heilbronns, das Speditionsgeschäft, wird dann einen großen Aufschwung erlangen.

Das Innere von Heilbronn ist in seinen ältern Stadttheilen gar stattlich und behäbig, nach nürnberger oder augsburger Weise; die neuern Partien sind freundlich und licht, wenn auch ohne höhere Ansprüche auf Schönheit. Die Altstadt prangt mit mehren großen, durch Styl und Bauart ausgezeichneten alterthümlichen und geschichtlich merkwürdigen Gebäuden; Rathhaus, Götzens Thurm (wo der Berlichingen[592] gefangen saß), das Schloß[593], die Kilianskirche, der herrliche Brunnen am Markte[594] sind des Beschauens wohl werth.

Der Gewerbfleiß hatte von jeher in Heilbronn eine rühmliche Stätte, und verschiedene Fabrikationszweige genießen weithin einen begründeten Ruf und werden großartig betrieben. Zwei Maschienen-Papierfabriken setzen allein jährlich für eine halbe Million Gulden ab; und der Gesammtwerth der hiesigen Fabrikate wird zu 3 Millionen jährlich, die Anzahl der Hände, die durch sie beschäftigt werden, über 8000 geschätzt.

---

589 Heinrich IV. (1050–1106), ab 1053 Mitkönig, ab 1056 römisch-deutscher König und von 1084 bis zu seiner Abdankung am 31. Dezember 1105 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

590 Konrad III. (1093 o. 1094–1152), seit 1116/20 Herzog in Franken, von 1127 bis 1135 Gegenkönig von Lothar III. und ab 1138 römisch-deutscher König.

591 Am 15. Oktober 1846 konnte Heilbronn an die Bahnstrecke Cannstatt-Stuttgart-Ludwigsburg angeschlossen werden.

592 Der Reichsritter Gottfried „Götz“ von Berlichingen zu Hornberg (ca. 1480–1562).

593 Die Baulichkeiten des seit 1225 in Heilbronn ansässigen Deutschen Ordens. Der Gebäudekomplex des Kleinen Deutschhofs war im Wesentlichen im 16. Jhd. entstanden und wurde im 18. Jhd. um den Großen Deutschhof ergänzt. Beim Luftangriff vom 4. Dezember 1944 weitgehend zerstört, wurde das Ensemble von 1958 bis 1977 in mehreren Bauabschnitten wiederaufgebaut.

594 Hiermit könnte der Siebenröhrenbrunnen gemeint sein, der allerdings bereits 1868 abgerissen wurde. Heute findet sich dort eine Rekonstruktion aus dem Jahre 1904.

Das Leben in Heilbronn ist angenehm und nicht theuer. Es ist, wie in fast allen würtembergischen Städten, viel Bildung und viel Wissen unter der Bevölkerung verbreitet und in der Gesellschaft herrscht ein freier ungezwungener Ton, den die strenge Scheidung nach Klassen und Ständen, – hier wenig bekannte und noch weniger beliebte Dinge, – nicht beeinträchtigt.

Große Männer mit großen Zwecken hat Heilbronn unter seinen Mitbürgern niemals gehabt; Menschen, die die Erde verändern und in das Rad der Weltgeschicke eingriffen, hat es nicht geboren; aber an glücklichen, heitern Alltagskindern hat es, wie die Sage geht[595], hier nie gefehlt. Heilbronn hat nichts dabei verloren. Ich gehe selbst lieber an zehn schlichten Bürgerhäusern vorüber, wo das Glück wohnt, als an einem Palaste.

[595] Anspielung auf die von Heinrich von Kleist (1777–1811) zwischen 1807 und 1808 verfaßte und 1810 in Wien uraufgeführte Komödie „Das Käthchen von Heilbronn".


DCLV
HEILBRONN am NECKAR
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 211-220.

DCLVI. Auf dem St. Juan[596] in Centralamerika.

Das Schicksal gibt dem Menschen oft den Wundbalsam früher als die Wunde. So geht es Hunderttausenden, welche den zitternden Boden der europäischen Heimath mit der sichern Landveste der neuen Welt vertauschen, ehe die Knechtung ihre Kraft und ihren Muth gebrochen, ehe die Tyrannei sie arm gemacht und ausgesogen, ehe Verfolgung, Unterdrückung und legale Plünderung ihnen das Mittel genommen hat, dem Verderben zu entrinnen. Sie eilen fort nicht um der klaren Vorstellung von Dem willen, was über sie kommen würde, wenn sie blieben; dunkles Unglücksahnen weckt ihren Wandertrieb, das allgemeine Mißbehagen ist der Cherub, die Unzufriedenheit ist das Flammenschwert, das sie von hinnen treibt und sie drängt, sich zu trennen von Allem, was ihrem Leben Werth gab in ihren Augen: – von den Banden des Bluts und der Freundschaft, von der süßen Gewohnheit des Daseyns, von dem angeerbten Besitze, von dem Hause, in dem sie geboren wurden, von den Gräbern ihrer Väter und Mütter, ihrer Schwestern und Brüder. Die Meisten folgen dem Auswanderungsimpuls instinktmäßig, dem Wilde ähnlich, welches vor dem Erdbeben in die Ferne flieht. Aber wüßten auch Alle: warum? so wissen doch die Wenigsten sich klare Rechenschaft zu geben über die Frage: wohin? In vielen Fällen diktirt der Zufall die Antwort und es geht dabei dem Auswanderer wie jenem Alpenreisenden, welcher sich über die Gletscherpässe bei Nacht führen ließ, damit er nicht auf den gefährlichen Pfaden vor den Abgründen er schrecke. Indem sie den blinden Zufall walten lassen, erwarten sie gleichsam vom Schicksal, daß es sie im Finstern durch die nächste Zukunft leite, damit sie nicht sehen die Gefahren, die sie umgeben, die Leiden und Entbehrungen, die sie erwarten, die Schluchten und Berge, die in ihrem Wege liegen und sie sich nicht betrüben über die Entfernung ihres Ziels.

Es bleibt immer ein so ungeheuerer Entschluß, das Vaterland auf immer zu verlassen und mit ihm die tausend Bande zu zerreißen, die uns an dasselbe knüpfen, daß gewiß selbst unter dem intelligentern Theil der Auswanderer die Wenigsten den Muth haben, sich die volle Konsequenz ihres Entschlusses klar zu machen. Viele machen sich weiß, der Akt selbst sey nur ein Versuch oder ein Schritt, der zurück gethan werden könne, sobald die Verhältnisse anders geworden seyen, die sie wegtreiben, oder ein reichlicher Gewinn ihrer Mähen im fremdem Lande sie in die Lage versetzt habe, im alten Vaterlande unter glücklichern Auspicien[597] unabhängig zu leben. Recht Viele bergen diesen Gedanken wie einen Talisman des Trostes in dem geheimsten Kämmerchen ihres Herzens. Sie gehen fort, ihrem Glück vertrauend, und so lassen sich Tausende nicht von den sichersten, sondern den glänzendsten und vielversprechendsten Aussichten leiten, und die Wenigsten denken an die Möglichkeit, daß gerade das Blendendste die gefährlichste Täuschung verbergen mag. Wenn sie dann inne werden, daß sie Katzengold ergriffen, als sie ächtes aufzuheben glaubten – so wundern sie sich und schütten ihr Ach und Weh über Andere aus, während sie bloß ihre eigene Unbesonnenheit anzuklagen haben. Wer die Auswanderung wie eine Lotterie ansieht, der darf sich nicht wundern, wenn er eine Niete zieht. Der einzeln stehende Mann mag, wenn er will, das Glücksspiel immerhin wagen; aber das Schicksal einer Familie unüberlegt auf eine Karte zu setzen – ist ein Verbrechen. Nichts ist für eine Familie bitterer als getäuschte Hoffnung in der fernen neuen, selbstgewählten Heimath, für die man alle Güter des Lebens in der alten zurückgelassen und hingegeben hat.

Für auswandernde Familien ist in neun Fällen unter zehn der Zweck: Erwerbung von Grundbesitz, dessen Kultur und die Verwerthung seiner Erzeugnisse. Zu diesem Zweck sind folglich

[596] Der Río San Juan in Nicaragua.

[597] Vorzeichen (von lat. auspicium, „die Vogelschau“, eine röm. rituelle Praxis, die Zustimmung der Götter zu allen bedeutenden Vorhaben einzuholen).

nicht bloß die physischen Verhältnisse des neuen Landes und die Produktionsfähigkeit des Bodens, sondern auch die Produktionskosten und Absatzverhältnisse für die gewonnenen Erzeugnisse und die Natur seiner staatlichen Einrichtungen und seiner Bewohner in Betracht zu ziehen.

Unter den physischen Verhältnissen eines zur Kolonisation zu wählenden Landes sind die klimatischen die ersten und wichtigsten. Sind sie ungünstig, so muß von der Wahl eines solchen Landes unbedingt abgestanden werden; denn keine anderen Vortheile können dafür Ersatz bieten.

Es ist aber eine allgemeine Erfahrung, daß das Klima in den heißen Erdgürteln der germanischen Organisation, wie der aller nordischen Völker, so nachtheilig ist, daß dadurch von vornherein jede deutsche Kolonie nach den tropischen Ländern als widersinnig erscheint. Selbst die dafür viel weniger empfindlichen romanischen Völker leiden doch in den heißen Klimaten in so hohem Grade, daß sie rasch degeneriren. Nur in der Vermischung mit Negerblut hat sich in Mexiko, Mittelamerika und in den südamerikanischen Ländern die spanische und portugiesische Race auf die Dauer von drei Jahrhunderten überhaupt erhalten können. Die alten Geschlechter der romanischen Einwanderer und Eroberer sind längst verschwunden; an ihrer Stelle besitzen und herrschen die Kreolen[598] – die Mischlinge aus afrikanischem und spanisch-portugiesischem Blute – in jenen sonnigen Reichen und Ländern. Es ist eine sich fortwährend wiederholende und immer von Neuem bestätigte Erfahrung, daß germanische und romanische Kolonistenfamilien, wenn sie ihre Blutsreinheit bewahren, in jenen Klimaten selten über die dritte Generation hinaus dauern. Wenn auch das tropische Klima die Vegetation mit Ueppigkeit bekleidet und ohne Unterbrechung das ganze Jahr hindurch Früchte zeitigt, mithin die bloße Existenz des Menschen am meisten erleichtert und dem Kolonisten in dieser Beziehung alle Sorge hinwegnimmt, so ist es doch eben deshalb der höhern Menschenentwickelung hinderlich und es tritt den meisten Ansprüchen feindlich entgegen, welche jenseits des Bedürfnisses der bloßen Fristung des Daseyns liegen. In den Ländern der gemäßigten Zonen hingegen findet der Germane die verwandten Vegetationstypen seiner Heimath; er findet gleiches Klima, gleiche Jahreszeiten, gleiche Grade und gleichen Wechsel der Kälte und Wärme; er findet eine Natur, die ihm ihre Früchte nicht umsonst, sondern als Lohn der von Haus aus gewohnten Arbeit spendet, nur mit dem Unterschiede, daß der jungfräuliche Boden ihm die auf die Kultur desselben verwandte Mühen durch vielfach reichern Ertrag besser vergilt, als im alten Vaterlande, und dieser Ertrag ihm vom Staate nicht verkümmert wird. Es bleibt sein, was seine Arbeit erworben hat. – Neben den klimatischen Verhältnissen soll der Amerika-Wanderer auch die geognostischen oder Bodenverhältnisse recht sorgfältig erforschen und prüfen; denn die Flora und Fauna der Gegend, in der er sich niederzulassen gedenkt, ihr Wasserreichthum und ihre Wegbarkeit sind davon abhängig und die mineralischen Reichthümer, das Vorhandenseyn oder der Mangel an Erzlagerstätten und Flößen fossiler Brennstoffe machen in eben dem Maße ihren Werth und ihre Wichtigkeit geltend, je emsiger man nach ihrer Ausbeutung trachtet und je zugänglicher die Mittel dazu geworden sind. Sie werden in allen Fällen für die Wahl der Niederlassung dann den Ausschlag geben, wenn die sonstigen Verhältnisse gleich sind, und sie können die sicherste Reichthumsquelle für die Zukunft werden, aus der noch Kinder und Enkel schöpfen. Wo das Unterirdische einer Kolonistenstelle Mineralschätze, namentlich Kohlen verbirgt, da läßt sich auch voraus der untrügliche Schluß machen, daß eine solche Gegend einst zum Sitz von Industrien werde, welche eine dichte Bevölkerung und eine oft jede Berechnung übertreffende Werthsteigerung des Grundbesitzes hervorrufen. Wo keine Kohlen sind, da ist Wasserkraft ein Schatz für die Zukunft, der gemeinlich viel zu wenig bei der Ortswahl einer Niederlassung berücksichtigt wird. In den Vereinigten Staaten sind die Beispiele sehr häufig, daß eine große Wasserkraft, die beim Ankauf des Grund und Bodens gar nicht in Anschlag kam, von der später einwandernden Industrie allein mit dem zehn- und zwanzigfachen Preise bezahlt wurde, welchen das ganze Gut ursprünglich kostete. –

Auf der ganzen Erde ist kein Fleckchen mehr, dessen Besitz in der Gegenwart lohnend und lockend erscheint, das nicht von den seefahrenden Europäern oder ihren Abkömmlingen als Eigenthum in Anspruch genommen wäre. Ueberall, wohin sich die Deutschen wenden, finden sie also schon einen Herrn des Landes oder Bodens, sey es der Staat, oder der Privatmann. Er muß, um Bodeneigenthum zu erwerben, es erkaufen entweder von dem einen, oder von dem andern.

---

[598] Span. criollos, Kreolen; in Süd- und Mittelamerika die Nachkommen weißer romanischer Einwanderer.

Wenn die Menge des Grundbesitzes, der für ein gewisses Kapital zu erlangen ist, für die Wahl des Kolonisationsorts einen praktischen Werth haben könnte, so würde der Strom der germanischen Auswanderung sich längst vorzugsweise nach den tropischen Ländern gerichtet haben. Dort ist rohes Land von unerschöpflicher Fruchtbarkeit unglaublich wohlfeil. Die Republiken in Mexiko, Mittelamerika und in den Aequatorialgegenden Südamerikas sind immer bereit, von ihrem unermeßlichen unbebauten Landeigenthum Strecken von vielen Quadratmeilen zu Preisen an deutsche Kolonisationsvereine zu veräußern, welche selten mehr als ¼ Thaler für den Morgen betragen, und oft noch vortheilhaftere Käufe sind mit Privat-Grundbesitzern in jenen Gegenden abzuschließen. Aber diesem lockenden Verhältniß stehen die traurigsten Erfahrungen entgegen. Verderben folgte noch fast allemal jedem Versuche germanischer Kolonisation in den Tropenländern Amerikas auf dem Fuße. Wenn es auch der deutschen Natur gelingen könnte, die zerstörenden Wirkungen des tropischen Klima's auf den Organismus zu ertragen, so wird der Deutsche doch unmöglich dem Drang zur Trägheit unter dem Einfluß der Hitze und bei dem Umstande widerstehen können, daß ihn die Nahrungsmittel zur Fristung des Daseyns fast ohne Mühe in den Schooß fallen und er für den Ueberschuß der Produktion in den meisten Fällen keinen vortheilhaften Markt findet. Umgeben von der arbeitscheuen romanischen Bevölkerung, wird der Charakter des deutschen Ansiedlers ausarten, er wird die dem germanischen Volksstamme eigne Umsicht, Ausdauer, Thatkraft und Spekulationslust verlieren, eingezwängt in fremde gesellschaftliche und staatliche Verhältnisse und von einer fremden Nationalität überwuchert, wird er sich unbehaglich, unglücklich und elend fühlen. Mit den Romanen und ihren Nachkömmlingen, den Kreolen, sich zu assimiliren, ist für den Deutschen geradezu unmöglich, von ihnen sich beherrschen zu lassen, drückend, die Idee aber, die Nationalität auf isolirten Punkten der deutschen Kolonisation inmitten der fremden Bevölkerung unangetastet zu erhalten, zur socialen Geltung und zu staatlichem Einfluß zubringen, hat sich allemal noch als eine Chimäre[599] erwiesen. Es bleibt daher immer die Auswanderung nach den Vereinigten Freistaaten von Nord-Amerika die bei Weitem sicherste und empfehlungswertheste und sie ist jeder andern, – würde sie auch unter den allerlockendsten Umständen geboten, – vorzuziehen. Nur erwarte Keiner, der in die Nordamerikanische Union übersiedelt, daß auch da eine Behauptung und Entwickelung der deutschen Nationalität für die Dauer möglich sey, und daß im Staatsleben der großen Republik das deutsche Volk, so viele Millionen auch noch hinüberziehen werden, jemals als solches zur Geltung kommen werde. Vernünftig ist nur das Eine, – sich nämlich der stammverwandten anglo-sächsischen Race, welche jedes andere Volks-Element mit unwiderstehlicher Kraft aufsaugt, auf das Schleunigste zu assimiliren und in ihr aufzugehen; kurz – das Deutsche abzustreifen und Amerikaner zu werden. Daß das deutsche Volk, als solches, berufen sey, in Nordamerika sich wieder zu vereinigen und eine politische und sociale Rolle zu spielen, und in dieser eigensten Gestalt einen Weltberuf zu erfüllen habe, ist – eine poetische Fiktion. Ein Traum ist's und bleibt's, werde der Wahn auch von den Besten und Weisesten behauptet.

Viele Hebel, Kräfte und Thätigkeiten des Eigennutzes und des Irrthums sind in neuester Zeit geschäftig gewesen, den Strom der Auswanderung aus Deutschland in andere Bahnen zu lenken. Kapital und Spekulation haben sich in den Besitz großer, fruchtbarer Landstriche in den romanischen Ländern Amerikas gebracht und diese mit den lockendsten Farben den Deutschen zur Kolonisation empfohlen. Da sind Vereine entstanden zur deutschen Ansiedelung in Mexiko, Centralamerika und auf der Muskitoküste[600]; zur Niederlassung am Orinoco, in Peru, in Ecuador und in Neu-Granada[601]; ja sogar die brasilianischen Kreolen, denen das schwarzhäutige Sklavenfleisch für ihre Zucker- und Kaffeepflan-

[599] Frz. la chimère, das Trugbild, Hirngespinst.

[600] Das unter brit. Protektorat von 1847 bis 1859/60 bestehende Königreich Mosquito (benannt nach den Miskito-Indianern), das sich von Kap Honduras bis zur Mündung des Río San Juan entlang der Küste erstreckte. Mit dem Vertrag von Managua vom 28. Januar 1860 ging der Großteil des Königreichs Mosquito in den Besitz Nicaraguas über, nachdem bereits 1859 die nördl. Teile des Protektorats an Honduras abgetreten worden waren.

[601] Span. Virreinato de Nueva Granada; dieser span. Kolonialbesitz umfaßte die heutigen Staaten Venezuela, Kolumbien, Panama und Ecuador. Nach Erlangung der Unabhängigkeit im Jahre 1810 hatte zunächst die heutige Republik Kolumbien den Namen Neugranada übernommen.

zungen seit dem Verbote der Negereinfuhr[602] zu theuer geworden war, haben sich wohlfeiles weißhäutiges auf dem deutschen Markte gesucht und sie haben auch herz- und gewissenlose Menschen als Werber und Mäkler aufgefunden, welche ihnen, gegen pr. Kopf zu zahlende gute Provision, die Waare, nämlich deutsche Familien, für die bloßen Ueberfahrtskosten zu Tausenden liefern; ja, deutsche Regierungen sahen dem argen Spiel in den Werbebureaus zu mit offenen Augen, und die wohl irrige Sage geht, daß manche ihm sogar Vorschub geleistet haben. – Unglück und Jammer ohne Maß sind daraus für viele Deutsche erwachsen und noch vieler Tausende harrt durch die Teufelskünste ihrer Verführer und durch ihre eigene Leichtgläubigkeit, Einfalt und Unbesonnenheit das schlimmste Loos. Selbst den bestimmtesten Versicherungen und Versprechungen, welche von den Regierungen in jenen romanischen Staaten Amerikas zur Begünstigung der deutschen Einwanderung gemacht werden, soll man keinen Glauben beimessen. Sie sagen bereitwillig alle möglichen Unterstützungen und Vortheile zu; aber selbst, wenn wir nicht immer die Aufrichtigkeit derselben bezweifeln wollen, so steht doch allemal in Frage, ob diese meist schwachen und machtlosen Regierungen, welche gemeinlich nur die Faktionen repräsentiren, die eben im Besitz der Herrschaft sind, sie halten können, und die Erfahrung hat in den meisten Fällen bewiesen, daß sich alle diese Zusagen zuletzt darauf reducirten, der deutschen Einwanderung rohes Land, dessen Kolonisation man oft nur aus einem politischen Grunde, der dem Interesse der Einwanderer fremd oder ungünstig war, wünschte, umsonst oder gegen ganz geringe Preise zum Anbau anweisen zu lassen, sie – zu dulden und ihr den allgemeinen, der Regel nach gar schwachen Schutz der Landesgesetze zu gewähren. –

Lassen wir uns durch eine vorurtheilsfreie Betrachtung und die Erfahrung bei Bildung unsers Urtheils leiten, – die Phantasie soll dabei nie mitsprechen! – so reducirt sich die Frage der deutschen Auswanderung auf folgende einfache Sätze:

a) sie ist nur nach den gesunden Ländern der gemäßigten Zone, deren Klima dem deutschen gleich ist, oder sich von demselben wenig unterscheidet, anzurathen;

b) allen andern sind die nördlichen Gegenden der Vereinigten Freistaaten von Nordamerika vorzuziehen;

c) der Auswanderer dahin verlasse das alte Vaterland mit dem festen Vorsatze, in kürzester Frist Amerikaner zu werden, Amerikaner mit Fleisch und Blut, mit Leben und Streben. Die Visionen vom Aufbau eines Jungdeutschlands in Nordamerika, und von Geltendmachung unserer Nationalität in der Union gebe er völlig auf. Es sind Träume. Jeder deutsche Auswanderer sey vielmehr gewiß, daß er in der Union ein Volk trifft (die anglo-sächsische Race), welches, dem deutschen zwar stammverwandt, ihm doch in allen Dingen des Geschäftslebens weit überlegen ist, und dem er sich so schnell als möglich assimiliren muß, wenn er gut und rasch fortkommen will. Er muß sich der Strömung des anglo-sächsischen Volksthums gänzlich und mit Hingebung überlassen. – Folglich ist auch

d) das Geschlossenbleiben deutscher Auswanderung in der Union Thorheit. Die dafür organisirten Vereine haben, sobald sie den Boden der Freistaaten betreten haben, keinen Sinn mehr. Sie sind also im besten Fall nutzlos, und schon deshalb soll man sich von solchen fern halten.

e) Für deutsche Auswanderungen nach den Tropenländern überhaupt, am wenigsten nach den von der romanischen Race und ihren farbigen Nachkommen occupirten Staaten ist keine Chance des Gedeihens; die Regel ist – Verderben. Der deutsche Kolonist geht in den Tropenländern unter, wie glänzend und lockend auch die Vortheile scheinen, welche den Ansiedlern von Regierungen, Kapitalisten, Spekulanten, Grundbesitzern und ihren Agenten geboten werden, um die Leichtgläubigkeit und Unwissenheit für ihre selbstsüchtigen Zwecke zu fangen. – Weniger gefährlich und mißlich ist die Auswanderung nach den gemäßigten Zonen Südamerika's, z. B. den südlichsten Strichen Brasiliens, den La-Plata-Staaten und Chili[603]. Anzurathen sind sie aber doch nicht, so lange die nördlichen Freistaaten der Union fähig sind, den Strom der deutschen Emigration ungetheilt aufzunehmen. Es ist aber Thatsache, daß das ganze deutsche Volk, wenn es auswandern wollte, Raum fände zu seiner

[602] Großbritannien hatte zwar bereits 1815 auf dem Wiener Kongreß ein grundsätzliches Verbot des afrikanischen Sklavenhandels durchgesetzt, doch kam es erst 1888 zur tatsächlichen Abschaffung der Sklaverei in allen europ. geprägten Ländern, als Brasilien als letzter dieser Staaten die Sklaverei verbot.

[603] Chile.

Niederlassung in den von der Natur gesegnetsten, gesundesten und fruchtbarsten Gebieten der mächtigen Republik, welche jedem Einwanderer den Mitgenuß einer erprobten und weisen Verfassung, des Glücks der Selbstregierung und der unverkümmerten Freiheit anbietet.

Ich habe mich gedrängt gefühlt, diese Erörterung einer Reihe von Schilderungen der amerikanischen Tropenländer vorauszuschicken, die wohl fähig seyn möchten, in manchem Auswanderungslustigen, der jetzt über die Frage, wohin? mit sich zu Rathe geht, die Vorstellung zu wecken, „hier, in diesen Paradiesen, möchte ich Hütten bauen!“[604] Das Gewand der Natur ist dort so überaus herrlich und reich – und der Lockvögel singen jetzt so viele!

Der San Juan del Norte, der größte Strom Mittelamerika's, gießt die Gewässer des Managua- und Nicaragua-Sees[605] in das atlantische Meer aus. Der schmale, nur 6 Meilen breite Landstreifen, welcher den großen Ocean von dieser Wasserstraße trennt, soll von einem Kanal[606] durchbrochen werden. Nach der Vollendung desselben wird der unermeßliche Verkehr zwischen West und Ost, zwischen Europa und Indien, China und Australien, zwischen den Emporien[607] der östlichen Unionsstaaten und der amerikanischen Westküste, besonders Kalifornien, diesen Weg nehmen – die alten um das Cap Horn und das Vorgebirge der guten Hoffnung herum werden verlassen werden und der Welthandel eine Umgestaltung erfahren; Großstädte werden am Saume dieser neuen Straße für die Handelsflotten der Erde aufwachsen und wie durch den Schlag eines Zauberstabs die jetzt so stillen Ufer des Nicaragua mit den Bühnen des üppigsten Lebens sich bevölkern und Sitze des Reichthums sich erheben in mitten einer paradiesischen Natur.

Schon wird der San Juan, den bis zum Jahre 1852 nur die rohe, aus einem Baumstamm gezimmerte Pirogue[608] des Indianers beschiffte, regelmäßig mit Dampfschiffen befahren, welche Reisende und Güter nach Granada am oberen Nicaraguasee bringen, von dem sie auf Saumthieren an einen der Häfen des stillen Meers gelangen. Der Verkehr zwischen San Francisco (Kalifornien) und den östlichen Häfen der Union (Neu York etc.) ist auf dieser Route gegenwärtig ein geregelter geworden. Er wird häufig, wenn auch noch nicht so oft benutzt, als der ältere über den Isthmus zwischen Aspinwall-City[609] (Chagres[610]) und Panama, welchen eine Eisenbahn erleichtert und verkürzt. Bevor die Dampfschifffahrt auf dem San Juan und dem See aufkam, brauchte man zu einer Reise von der Mündung (der Stadt St. Juan) bis Granada 13 volle Tage; jetzt reichen anderthalb Tage aus. Es ist eine Entfernung von ungefähr 40 deutschen Meilen[611].

Mein Freund Fröbel[612] – (der Parlaments-Fröbel[613] – der mit Robert Blum[614] vor den wiener Blutrichtern stand, und der jetzt für mein Universum in den Ländern der Neuen Welt Illustrationen und Schilderungen sammelt, –) soll Euch auf der San-Juans-Fahrt begleiten, die er zweimal – einmal 1850

---

[604] Wohl in Anlehnung an die Verklärung Christi (Mt 17,4, Mk 9,5 u. Lk 9,33).

[605] Span. Lago Cocibolca bzw. Lago de Nicaragua.

[606] Ursprüngl. hatte man den Plan verfolgt, den Atlantik mit dem Pazifik mittels eines Kanals von San Juan de Nicaragua nach dem ebenfalls nicaraguanischen San Juan del Sur zu verbinden; diese Planungen wurden jedoch letztlich wegen der zahlreichen politischen Hindernisse zugunsten des Baus des Panamakanals in den Jahren von 1881 bis 1914 aufgegeben.

[607] Lat., Handelsplätze.

[608] Eine Piroge ist ein Einbaum, bei dem die Seitenwände durch aufgesetzte Planken erhöht wurden.

[609] Benannt nach dem Vorstandsvorsitzenden der „Panama Railroad Company“ William Henry Aspinwall (1807–1875), heute Colón in Panama.

[610] Siehe hierzu S. 227, Anm. 786.

[611] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

[612] Der Geologe und Mineraloge Julius Fröbel (1805–1893); als Mitglied der von Robert Blum (siehe hierzu S. 13, Anm. 23) geleiteten Delegation nach Wien hatte er sich mit diesem am Wiener Oktoberaufstand 1848 beteiligt. Nach dessen Niederschlagung durch Fürst Windisch-Graetz (1787–1862) war er zunächst ebenso wie Blum zum Tode verurteilt worden, doch kurz darauf begnadigt, während Blum erschossen wurde; daraufhin floh er nach den Vereinigten Staaten ins Exil; von dort kehrte er nach einer Amnestie 1857 nach Deutschland zurück.

[613] Im Unterschied zum Pädagogen Friedrich Fröbel (1782–1852), dem Onkel Julius Fröbels (s. o.).

[614] Siehe hierzu S. 13, Anm. 23.

in der engen Pirogue des Indianers, das andere Mal in der bequemen Kajüte eines Dampfers – zurückgelegt hat.

„Es gibt“, so erzählt Fröbel, „manchen hübschen und lieblichen Ort in der Welt, und manche Landschaft, die ein lebhaftes Interesse in Anspruch nimmt; – das wirklich Schöne, in seiner Art Harmonische, Vollendete, ist jedoch überall, und in allen Sphären des Lebens selten. Wo wir es sehen, macht es einen tiefen Eindruck auf die Seele; unser Wesen wird erweitert und gesteigert, und der Einfluß, den wir erleiden, ist ein bleibender. Die Natur erscheint uns in solchen Fällen wie ein Kunstwerk, so wie umgekehrt ein vollendetes Kunstwerk uns den Eindruck einer geistvollen und gesteigerten Natur macht.

Ich werde nie einen Morgen vergessen, den ich auf dem San Juan erlebte. – Unser Pirogue hatte für die Nacht in der Mitte des Stromes Anker geworfen. Der Ort war einer der reichsten an wunderbarer Schönheit auf dieser ganzen Fahrt. Ein massenhafter, dicht zusammen gewachsener Baumschlag ruhte an beiden Ufern auf dem Wasserspiegel wie ein grüner, fast senkrechter Wall, und über demselben erhoben sich in mannichfaltigen Formen phantastische Baumgestalten, über welche noch der schlanke, schwankende Schaft einzelner Palmen mit zierlicher Federkrone emporstieg. Reiche Gehänge blühender Schlinggewächse, von denen es fast unmöglich war zu glauben, daß sie nicht die Hand eines geschmackvollen und sinnigen Künstlers geordnet habe, senkten sich, hier schön geschwungene Guirlanden, dort blumige Wände bildend, von den Wipfeln und Zweigen herab bis auf das Wasser, von welchem die Spitzen in sanfter Biegung stromab gezogen wurden. Ich hatte einen Theil der Nacht wachend zugebracht und mich dem Eindruck der Scene überlassen. Sonderbare Baumformen stellten sich im Dunkeln gespensterhaft dar und sie schienen sich fortzubewegen, wie das Auge sich umsonst bemühte, ihre wahre Gestalt zu erkennen. Von Zeit zu Zeit hatte der Schlag eines Krokodils im Wasser, der Schrei eines Nachtvogels, das Gebrüll eines hungrigen Panthers, das Geheul anderer mir unbekannten Thiere im Walde, – fremdartige Laute für mein Ohr – die Stille unterbrochen. Zuletzt war ich eingeschlafen. Am Morgen wurde ich durch einen Gesang geweckt, welchen die Bootsleute an die heil. Jungfrau richteten. Die Töne drückten jenes tiefe religiöse Gefühl, jenen sehnsüchtigen Schmerz einer unglücklichen Kinderseele aus, der den Charakter einiger der einfachsten, aber ergreifendsten Melodien der katholischen Kirche bildet. Die nackten Männer saßen auf ihren Bänken, die Ruder in der Hand, der Patron am Steuer, zwei von ihnen im Begriff den kleinen Anker zu lichten, und alle bereit, das harte Tagewerk unter einer senkrechten Sonne zu beginnen. – Eben ging sie auf, die dunkeln glänzenden Blätter der nahen Bäume vergoldend; und wie ihre ersten Strahlen auf die bronzefarbenen Körper fielen und ihre athletischen und kräftigen Formen in scharfen Kontrasten hervorhoben, während die klagenden, bittenden Töne aus ihrem Munde drangen, erschien es mir, als ob sie, ohne es zu wissen, einen Zauberspruch sprächen, dessen unverstandene Macht ihre wilde Natur gebändigt. Plötzlich hallte der nämliche Gesang aus der Nachbarschaft wieder, und andere Stimmen in einiger Entfernung vereinigten sich mit denen unserer Mannschaft. Zwei andere Piroguen hatten, ohne von uns bemerkt zu werden, in einiger Entfernung hinter vorspringenden Laubmassen geankert, und ihre Mannschaften stimmten in die Hymne der unserigen ein.

Endlich verhallten die Töne in der paradiesischen Wildniß. Ein stilles Gebet – unser Anker wurde gehoben – und mit einem „*Bi gará!*“*)[615] wurden zwölf Ruder in Bewegung gesetzt. Die Sonne glänzte flimmernd in dem bewegten Wasser. Die Gipfel der Bäume standen von Licht umflossen. Affen kletterten in den Zweigen. Glänzende Lapa's*)[616] flogen zu Paaren über den Fluß. Rundumher Heiterkeit, Glanz, Ueberfluß der Natur!

Nicht Eintönigkeit ist der Charakter der Scenerie des San Juan; die ganze Uferlandschaft ist ein beständiger Wechsel ursprünglicher Naturschönheiten. An drei oder vier Stellen sieht man eine Hütte, in der sich ein mit wenigen Bedürfnissen befriedigter Ansiedler aus dem oberen Lande, oder ein Holzhauer, welcher für die Dampfboote Brennmaterial schlägt, mit Weib und Kind niedergelassen hat. Dies sind die Kulturerscheinungen der jüngsten Zeit, welche man jedoch im Vorüberfahren kaum bemerkt. Holzhauer, welche ich gesprochen, sagten mir, das Ufer sey durchaus gesund. Es war eine der Stellen

---

[615] *) Ein Ruf der Ermuthigung zur Arbeit. Dieser Ruf und das oft wiederholte „huhpah!“ dieser Bootsleute hat etwas unbeschreiblich Barbarisches.

[616] *) Lapa ist der Name, welchen man in Nicaragua dem Papagei (Arras [Ara]) gibt.

im mittleren Laufe, wo es Hügel umsäumen. Zuweilen begegnet der Reisende einem kleinen Kanot mit zwei oder drei Melchora-Indianern[617], von denen einige Familien, vom Fischfang und der Jagd lebend, dem Flusse auf und ab ziehen. Ich sah zwei junge Männer dieses Stammes auf dem Wasser, beide von athletischem Körperbau, mit bronzefarbener Haut, langem, reichem und keinesweges straffem Haar, freiem, offenem und heiterem Gesicht, großen ausdrucksvollen Augen. Ein alter Mann dagegen, der das Steuer des Kanots führte, war finster, mißtrauisch und verschlossen. Der Eine von ihnen äußerte, sie seyen die letzten Ueberreste ihrer Familie; alle Anderen seyen gestorben. Die volltönende, starke, männliche Stimme der jungen Indianer hatte, wie ihr ganzes Benehmen, etwas Imponirendes.

Das Mündungsdelta des Flusses ist eine mit Palmen und Schilf bedeckte Niederung. Erst etwa 14 bis 15 Meilen von San Juan[618] aufwärts beginnen die Ufer sich 10 bis 20 Fuß hoch über dem Wasserspiegel zu erheben. Die Sumpfpalmen verschwinden und es tritt die prachtvolle Vegetation auf, welche ich oben geschildert habe. Neun Meilen weiter aufwärts mündet der Serapiqui[619], und noch dreizehn Meilen weiter der Rio de San Carlos[620], beides bedeutende Nebenflüsse, die von Süden her aus den hohen Gebirgen von der Costa Rica kommen. Der erste bildet den einzigen Zugang, welchen dieser Staat von der Ostseite her hat. Kanots können ihn eine Strecke aufwärts befahren, bis zu der Stelle, wo einige Hütten stehen, die den Namen San Alfonso führen, und wo die Landreise über hohe, mit Urwald bedeckte Gebirge beginnt. Eine Gesellschaft deutscher Auswanderer, welche im vorigen Jahre, guten Rath in San Juan verschmähend, die Fahrt, diesem Nebenflusse hinauf, allein unternahm, ist auf derselben meist verhungert. Ein Mann, welcher Weib und Kind auf diese Weise verloren hatte, stürzte sich aus Verzweiflung und Wahnsinn in den Strom. Wenige kamen, und diese krank und elend, nach San Juan zurück.

Bei dem Rio de San Carlos treten waldige Hügel und Berge an den Fluß heran, etwas weiter aufwärts beginnt aber eine Reihe von Stromschnellen (*Randales*[621]), welche der Schifffahrt ein großes Hinderniß in den Weg legen und die erst die Amerikaner mit der Kraft des Pulvers in neuester Zeit zu beseitigen versucht haben. Die erste Stromschnelle ist der Randal de Machuca[622]. Er führt seinen Namen zum Andenken an Diego de Machuca[623], den ersten Europäer, welcher den Fluß befuhr. Die Spanier drangen nämlich von der Südsee aus in Nicaragua ein. Pedro Arias de Avila[624], der erste spanische Statthalter von Nicaragua, hatte im Jahr 1529 die beiden Seen im Innern durch Martin Estete[625] untersuchen lassen. Man vermuthete eine Wasserverbindung beider Oceane. Diego de Machuca setzte diese Untersuchung fort und führte 200 Spanier am Ufer des Flusses hinab, von einigen Booten begleitet, die den Weg auf dem Wasser machten, und von der Mündung aus folgte die kühne Schaar der Küste des karaibischen Meeres bis nach Nomgre de Dios[626], dem jetzigen Chagres[627].

617 Wohl die Rama-Indianer, die nach ihrem Siedlungsgebiet, dem Río Melchora, auch als Melchora-Indianer bezeichnet wurden.

618 Heute San Juan de Nicaragua, früher bekannt als San Juan del Norte bzw. Greytown.

619 Der Río Sarapiquí in Costa Rica.

620 Der Río San Carlos in Costa Rica.

621 Recte: raudales (von span. el raudal, der Strom, die Stromschnelle).

622 Raudal de Machuca.

623 Diego Machuca de Suazo (Lebensdaten nicht ermittelt); er hatte 1536 den Río San Juan entdeckt.

624 Pedro Arias Dávila (ca. 1440–1531), von 1514 bis 1526 Gouverneur von Panama, ab 1527 von Nicaragua.

625 Martín de Estete (ca. 1489–1536).

626 Die Stadt Nombre de Dios an der Mündung des Río Chagres in Panama.

627 Siehe hierzu S. 188, Anm. 610.

Auf den Randal de Machuca folgen die Randales del Mico[628], de los Valos[629], del Castillo Virjo[630] del Toro[631] und de la Vaca[632], über welchem letzteren die sogenannten todten Wasser – Aguas Muertas – beginnen. Dies ist der obere Lauf des Flusses, – ein stilles fischreiches Wasser mit niedrigen Ufern, auf denen von Neuem die Sumpfpalme auftritt.

Unter allen diesen Stromschnellen sind die von Machuca und die von Castillo Virjo die beiden bedeutendsten. Ueber die letzte können Boote, ohne am Ufer gezogen zu werden, nicht hinauf gelangen. Gewöhnlich werden sie unterhalb ausgeladen und nehmen oberhalb ihre Ladung wieder ein. Die Stelle ist sehr pittoresk. Der Strom schäumt über große Felsblöcke hin. Ueber ihm, auf steilem Hügel, liegt ein altes spanisches Kastell, seit 1780 verfallen. Bis hierher drang im genannten Jahre eine englische Truppenabtheilung unter Colonel Porson[633] und nöthigte die spanische Besatzung zur Uebergabe, wobei Nelson[634] seine erste Waffenthat verrichtete.

Hat man die Aguas Muertas zurückgelegt, so öffnet sich die Landschaft und die herrliche Wasserfläche des Nicaragua-Sees, von waldigen Gebirgen eingefaßt, breitet sich aus. Rechts, unmittelbar am Ausgange, liegt auf einem Hügel das Fort San Carlos[635], – jetzt das Zollhaus von Nicaragua für den Waaren-Eingang von Osten her, mit einer kleinen Militärstation und fünfzehn bis zwanzig Hütten. Der Blick von diesem Hügel ist wunderbar schön. Westwärts erheben sich, als Theil einer hohen Gebirgskette, die Vulkane von Costa Rica, – nordwestwärts, gleich kühnen Pyramiden, steigen aus den Fluthen die beiden hohen Kegelberge der kleinen Insel Ometepek[636], während in der Nähe niedrige bewaldete grüne Eilande aus dem Wasser tauchen.

Hier endigt unsere heutige Fahrt. Das Schicksal hat mich diese letzten Jahre über viel von der Welt sehen lassen; aber ich zweifle, irgendwo in so kleinem Raume einen größern Reichthum an Naturschönheiten wieder zu finden. Einen Ausflug auf den Nicaraguasee, in das Paradies von Granada – das nächste Mal!“[637] –

---

[628] Raudal del Mico.

[629] Raudal los Valos.

[630] Raudal del Castillo Viejo bzw. Raudal del Diablo.

[631] Raudal del Toro.

[632] Unbekannt.

[633] Captain (Kapitän z. See entspricht dem Rang eines Oberst) John Polson († 1780), unter dessen Befehl die San-Juan-Expedition vom 17. März bis 8. November 1780 durchgeführt wurde.

[634] Der spätere brit. Admiral Horatio Nelson, 1st Viscount Nelson, 1st Duke of Bronté (1758–1805); er war übrigens einer der ersten, die an Gelbfieber erkrankten und die vorzeitig die Rückreise nach England antreten mußten.

[635] Heute wohl die Bezirkshauptstadt San Carlos.

[636] Die Insel Ometepe (span. Isla de Ometepe).

[637] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.



SZENERIE auf dem SAN JUAN in CENTRAL-AMERICA.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger.



SAN JUAN DE NICARAGUA

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1852. 226 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 63-68, 103-106 u. 143-146.

DCLXXIX. San Juan de Nicaragua[638] (Greytown) in Mittelamerika.

Wenn man sich vom caraibischen Meere her der Küste von Nicaragua nähert, so erblickt man den langgestreckten Saum eines Waldes, der sich vom Rande des Oceans in das Land verliert und stellenweise von grasbedeckten Flächen unterbrochen ist. Im Hintergrunde, mehr oder minder tief im Innern, erheben sich Hügelreihen, von Bergketten überragt, und einzelne Gipfel, deren Kegelform an die vulkanische Natur des Landes erinnert, strecken ihre Häupter gen Himmel.

Diesen Küstensaum durchbricht der Abfluß des Sees von Nicaragua, der San Juan River (vgl. Univ., XIV. Bd., S. 211). Seine Mündungsarme bilden mehre kleine Buchten, und an der nördlichsten derselben liegt die aufblühende Stadt San Juan de Nicaragua, jetzt der wichtigste Hafen auf der ganzen Ostseite von Mittel-Amerika. Im Lande selbst heißt der Ort San Juan del Norte, zum Unterschiede von San Juan del Sur*)[639] einem im letzten Jahre entstandenen Hafenplatze am Stillen Ocean, an der kleinen Bai, die auch unter dem Namen La Concordia bekannt ist. Beide San Juan bilden die entgegengesetzten Endpunkte der Kommunikationslinie, welche kürzlich von der *American Atlantic and Pacific Ship-Canal-Company* zwischen beiden Oceanen durch Nicaragua eröffnet wurde und sich durch die Dampfschiffe nach New-York und San Francisco fortsetzt. Die Engländer, welche sich, die zukünftige Wichtigkeit dieses Landes erkennend, im Januar 1848 durch einen Handstreich in Besitz des östlichen Endpunktes setzten, haben den alten Namen San Juan de Nicaragua oder del Norte zu beseitigen und an dessen Stelle Greytown in Gebrauch zu bringen gesucht, an welchen sie den Begriff und die Rechte „einer englischen Ansiedelung" geknüpft haben wollen. Aber obschon dieser Name der im englischen Kolonial-Amte allein gebräuchliche ist, so, hat es doch nicht gelingen wollen, ihm im Lande, selbst Anerkennung zu verschaffen, und er hat so wenig Aussicht auf Bestand, als die englische Okkupation selber, die ohne Zweifel bald genug vor dem gewaltigern nordamerikanischen Einflusse wird weichen müssen[640].

So sehr die Natur das Innere von Nicaragua begünstigt hat, so würden doch diese Vorzüge allein dem Küstenpunkte San Juan nicht die Bedeutung geben können, die er seit Kurzem gewonnen hat und die mit jedem Jahre schwerer in die Wagschale der Verhältnisse fällt, welche dem Verkehr der Welt und ihrer Völker neue Bahnen bereiten. Mit der Entdeckung der Schätze Kaliforniens[641] und der Aufnahme dieses Landes in die Union der Vereinigten Staaten[642] ist der Strom der Kultur und Ansiedelung in andere Richtungen getreten, und durch das nicht minder wichtige und folgenreiche Auffinden der

[638] Siehe hierzu S. 190, Anm. 618.

[639] *) *Mar del Norte* – Nordmeer – ist eine spanische Bezeichnung des Atlantischen, wie *Mar del Sur* – Südmeer – eine Bezeichnung des Stillen Oceans ist. San Juan del Norte und San Juan del Sur ist also so viel als San Juan am Atlantischen und San Juan am Stillen Ocean.

[640] Die Briten hatten am 20. März 1852 die Bay Islands für das seit 1847 unter brit. Protektorat stehende Königreich Mosquito (siehe hierzu S. 186, Anm. 600) annektiert und damit einen militär. Konflikt mit den Vereinigten Staaten ausgelöst, der am 13. Juni 1854 in der Beschießung von Greytown (heute San Juan de Nicaragua) durch die US-Marine kulminierte. Mit dem Vertrag von Managua vom 28. Januar 1860 ging dann der Großteil des Königreichs Mosquito in den Besitz Nicaraguas über, nachdem bereits 1859 die nördl. Teile des Protektorats an Honduras abgetreten worden waren.

[641] Siehe hierzu S. 176, Anm. 571.

[642] Siehe hierzu S. 175, Anm. 564.

Goldfelder Australiens[643] ist für den Verkehr der Atlantis mit den Ländern des Großen Oceans das Bedürfniß neuer Straßen entstanden. Diese Alles dominirenden neuen Verhältnisse geben Mittelamerika eine Bedeutung, welche von weiterblickenden Geographen und Politikern schon seit Jahrhunderten voraus erkannt worden ist, aber erst jetzt in die Wirklichkeit tritt, und die das höchste Interesse Aller in Anspruch nimmt, welche nicht mit indolenter Gleichgültigkeit auf das Ringen, Zerstören und Neugestalten einer Zeit schauen, die ohne Vergleich größer, gewaltiger und folgenreicher in ihrem Schaffen ist, als alle Vergangenheit. Schon ehe in den letzten Jahren die Zauberer Gold und Yankeethum das elende mexikanische Dorf San Francisco in eine prächtige Großstadt und einen Handelsplatz vom ersten Range umgewandelt hatten, waren Schifffahrt und Geschäfte der Europäer und Nordamerikaner im Stillen Meere in raschem Wachsen. Noch in den 20er Jahren tauchte der alte verschollene Plan der ersten Eroberer, den schmalen Landstreifen, welcher, einer Brücke gleich, die weiten Kontinente von Nord- und Südamerika verbindet, zu durchgraben und der Schifffahrt eine Straße aus einem Weltmeere in das andere zu eröffnen, aus der Vergessenheit auf. Er wurde eifrig besprochen und geprüft. Ein sehr warmes Interesse dafür zeigten die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Mit gutem Grunde. Die Vortheile der Ausführung des großen Gedankens mußten vorzugsweise der Union zufallen. Sie mußte weit mehr als alle andern seefahrenden Völker zusammengenommen dabei gewinnen; eine Kanalisirung des Isthmus mußte ihr Uebergewicht in der Schifffahrt und im Welthandel entscheiden. So wäre es selbst ohne die Einverleibung Kaliforniens gewesen. Aber mit diesem, in seiner Tragweite gar nicht zu ermessenden Ereignisse hat jede wesentliche Abkürzung des Wegs zwischen der Ost- und Westseite der Union einen unberechenbaren Einfluß auf die Entwickelung der großen, schon zur Weltmacht von erstem Range emporgestiegenen, Republik und ihres diktatorischen Einflusses auf die Gesammtheit der Weltverhältnisse. Die Frage der Verbindung beider Oceane ist ans einer Frage des Welthandels zugleich eine unmittelbare Frage der Weltpolitik geworden, – eine Frage nicht der Rivalität zwischen Europa und Amerika, denn diese ist schon keine Frage mehr – sondern des Uebergewichts des einen oder des andern, und zwischen ihren beiderseitigen politischen Systemen. Es ist die Frage, was gelten soll in Zukunft auf dem civilisirten Erdkreis: – ob die fürstliche Alleinherrschaft, oder die bürgerliche Selbstregierung, ob die Monarchie oder die Republik. Um die Veränderung, welche die Eröffnung eines Schiffkanals durch den Isthmus, über den Nicaragua- und Managuasee[644] in dem Verhältnissen des Welthandels hervorbringen würde, zu würdigen, darf man nur allbekannte Thatsachen in's Auge fassen. England hat für seine Schiffe um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Canton[645] 15,600, nach Calcutta[646] 13,500, nach Singapore[647] 14,300 engl. Meilen[648]; New-York, auf demselben Wege 17,100, 15,000 und 15,800 Meilen. Durch den projektirten Kanal dagegen würde England für dieselben Punkte 15,800, 17,400 und 16,600, New-York 12,600, 14,000 und 13,200 Meilen haben. Ist bisher England im Vortheil, so würde durch den Kanal New-York in weit größeren Vortheil kommen. England würde mit Benutzung des Kanals gegen den Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach den drei genannten Punkten 200, 3900 und 2300 Meilen mehr haben. New-York aber 4500, 1000 und 2600 Meilen weniger. Auf gleiche Weise fällt die Rechnung für den Verkehr mit Valparaiso, Callao[649], den jetzt so wichtigen Sandwich-Inseln[650] und Australien gänzlich zum Vortheil der Vereinigten Staaten aus. Aber noch viel auffallender muß er uns erscheinen, wenn wir erwägen, daß

[643] Am 20. Juli 1851 hatte der Kleinhäusler Christopher Thomas Peters (Lebensdaten nicht ermittelt) auf William Barkers (1818–1899) Mount Alexander Station Spuren von Gold im heutigen Specimen Gully entdeckt. Dieser Fund wurde am 8. September 1851 in der Zeitung veröffentlicht und führte zu einem Goldrausch am Mount Alexander und am Forrest Creek, der bis in die 1860er Jahre andauerte.

[644] Siehe hierzu S. 188, Anm. 606.

[645] Heute Guangzhou (chin. 廣州市, Guǎngzhōu Shì).

[646] Heute Kolkota (bengal. কলকাতা, Kalkātā).

[647] Singapur; der Name „Singapur“ entstammt dem Sanskrit und setzt sich zusammen aus सिंह, siṃha, „der Löwe“ und पुर, pura, „die Stadt“, bedeutet also „Löwenstadt“.

[648] Siehe hierzu S. 176, Anm. 570.

[649] El Callao in Peru.

[650] Veraltet für Hawaii.

der einstige Schwerpunkt für die schon fast allmächtig gewordene Republik nicht in den Großstädten der Atlantischen Küste, nicht in New-York, und würde es größer und reicher als London, sondern in San Francisco zu suchen seyn wird, dem jungen Riesen, an dessen Wiege schon jetzt alle Völker der Erde friedlich und brüderlich sich die Hände reichen, und wo man zu Gott betet in allen Sprachen und allen Kulten. Doch ganz abgesehen von diesen künftigen Dingen, in deren Gefolge die Umwandlung aller jetzt bestehenden Verhältnisse geht, ist schon die Eröffnung eines bequemern und wohlfeilern Transports nach Kalifornien, dem Eldorado, durch Mittel-Amerika eine gar folgenreiche Angelegenheit. Es ist diese Eröffnung bereits auf zwei Linien, der Linie von Panama und der Linie Nicaragua, ins Werk gesetzt, und die letztere, nämlich von San Juan del Norte nach San Juan del Sur, bietet so viele natürliche Vortheile dar, daß schon dadurch dem Lande seine Bedeutung gesichert wäre, selbst wenn man die Ausführung des Schiffkanals in dieser Richtung, oder überhaupt, nicht für wahrscheinlich hielte. Sogar nach Vollendung der Panama-Eisenbahn[651], die, zur größern Hälfte fertig, bis zum Herbste dieses Jahres in der ganzen Länge von Aspinwall[652] nach Panama befahren werden wird, selbst wenn später auch der Isthmus von Tehuantepek[653] von einer zweiten Eisenbahn durchschnitten und ein dritter, 1500 Meilen langer Schienenweg in der Richtung des großen Salzsees durch die ganze Breite von Nordamerika geführt seyn wird, könnte die Nicaragua-Wasserstraße sicher seyn, ihre welthistorische Wichtigkeit unangefochten zu behaupten. – Ein der großen Schifffahrt dienender Kanal, der beide Oceane verbindet, hat niemals einen Rivalen durch Eisenbahnen zu fürchten, und an einen zweiten Kanal in anderer Richtung ist gar nicht zu denken. Die Vorzüge der Bai von Fonseca[654] sind unbestritten. Sie ist von der Natur selbst dazu bestimmt, der Ausgangspunkt für den Kanal zu werden, und in der Schifffahrt des Stillen Meeres wird sie einst eine Haupttolle spielen.

In diese Bai wird denn auch, dem Bauplane nach, der Nicaragua-Kanal geführt werden. In keiner andern Richtung würde er den großen Anforderungen genügen können, die an ein so außerordentliches Werk gestellt werden müssen. San Juan de Nicaragua ist sein natürlicher Ausgang auf der atlantischen Seite, in's caraibische Meer. Diese Feststellung des Kanaltrakts erforderte eine mehrjährige und schwierige Prüfung. Nicht weniger als fünf Punkte waren, seit die Spanier sich von dem Zusammenhange von Nord- und Südamerika überzeugt haben, für die Verbindung beider Weltmeere vorgeschlagen worden; nämlich: – der Isthmus von Tehuantepek im südlichen Mexico, der Isthmus von Nicaragua, der Isthmus von Panama, der Isthmus von Darien oder Cupica[655], und der Isthmus des Rio Atrato[656]. Diese letzte Linie liegt schon in Südamerika. Sie kann, obschon in neuester Zeit sehr warm empfohlen, mit der von Nicaragua niemals rivalisiren. Noch weniger ist dies bei dem Isthmus von Darien der Fall. Den Isthmus von Panama zu durchbrechen fällt jetzt keinem mit der topographischen Natur dieses Punktes bekannten Menschen mehr ein, und der Unternehmungsgeist wird schon hinlänglich versucht durch die Schwierigkeiten, welche der Bau der Eisenbahn bei der Uebersteigung der Wasserscheide auf der Strecke von Gorgona nach Panama gegenwärtig findet. Eben so wenig kann von einem Schiffskanal über den Isthmus von Tehuantepek die Rede seyn, seitdem dessen Terrain genauer bekannt ist. So bleibt der Isthmus von Nicaragua der einzige Punkt, wo die Ausführbarkeit eines solchen Werkes außer Zweifel steht.

Von der Ostseite kann man zu diesem Isthmus auf keinem anderen Weg als auf dem Rio de San Juan, dem Abflusse des Sees von Nicaragua, gelangen, an dessen Mündung das auf unserem Bilde dargestellte Städtchen liegt. Der Fluß selbst, obschon jetzt mit Dampfschiffen befahren, wird für große

---

[651] Die in den Jahren von 1850 bis 1855 von der „Panama Railroad Company“ errichtete Eisenbahnlinie vom am Atlantik gelegenen Colón (damals Aspinwall-City; siehe hierzu S. 188, Anm. 609) nach dem pazifischen Port of Balboa.

[652] Siehe hierzu S. 188, Anm. 609.

[653] Santo Domingo Tehuantepec im äußersten Süden Mexikos.

[654] Der Golf von Fonseca (span. Golfo de Fonseca); er wird von den Ländern El Salvador, Honduras und Nicaragua begrenzt und erstreckt sich über eine Fläche von 3.200 km².

[655] Der Golf von Darién, ein Randmeer des Karibischen Meeres, das durch die Nordwestküste Kolumbiens und die Nordküste des Isthmus von Panama begrenzt wird.

[656] Der Río Atrato im nordwestlichen Kolumbien, also im Übergangsbereich von Mittelamerika nach Südamerika.

Seeschiffe niemals fahrbar werden. Darum soll der Kanal dem Flusse entlang geführt werden, ein Unternehmen von großen Schwierigkeiten, aber doch ausführbar. Der Nicaraguasee selbst ist hinlänglich tief für die größten Seeschiffe. Ihn mit dem Stillen Meere zu verbinden, ist sodann ein zweiter Kanal erforderlich, und dieser ist die Hauptarbeit bei dem großen Werke.

Man hat für die Verbindung des Nicaraguasees mit dem Ocean sechs verschiedene Linien nivellirt. Die südlichste sollte aus dem Rio Sapoá, der in den See fließt, nach dem Golf von Bolanos[657] oder Salines[658] hinüberführen. Weiter nördlich ist die Linie von der Mündung des Rio de las Lajas, der ebenfalls dem Gebiete des Sees an gehört, hinüber nach San Juan del Sur, oder nach einem Küstenpunkte, Namens Brito[659], vorgeschlagen worden. In diesen Richtungen hat das Nivellement die Ausführbarkeit widerlegt. Nun kann aber der Nicaraguasee ohne große Schwierigkeit durch einen Kanal mit dem Managuasee verbunden und aus letzterem ein kurzer Kanal nach dem Stillen Meere geleitet werden. Drei Linien sind dafür geprüft worden, von denen die erste aus dem westlichsten Theile des Sees, der die Bai von Moabita[660] genannt wird, südwestlich hinüber nach dem Golf von Tamarinda[661], die zweite aus derselben Gegend des Sees westlich nach dem Hafen von Realejo, die dritte endlich aus der nordwestlichsten Spitze des Sees in nordwestlicher Richtung nach der schon erwähnten geräumigen Bai von Fonseca oder Konchagua[662] führen soll.

Diese letzte Linie ist die, welche sich als die beste auswies, obschon sie, von San Juan del Norte bis in die Fonsecabai gerechnet, die längste von allen ist. Es ist aber in dieser Richtung nicht der kleinste Hügel zu durchstechen, und auch die allgemeine Erhebung des Bodens auf der Wasserscheide zwischen dem See und der Bai ist mit Schleußen bequem zu übersteigen. Ein schiffbarer Arm der Bai, unter dem Namen Estero Real bekannt, schneidet tief in das Land und kommt dem Managuasee halben Weges entgegen. Das Plateau, welches in dieser Richtung durchschnitten werden muß, liegt hinter der majestätischen Reihe der Vulkane von Leon, rings von ebenem Lande umgeben.

Der Kanal selbst zerfällt in folgende natürliche Sektionen. Die Strecke am Rio de San Juan 70 engl. Meilen; See von Nicaragua 110 Meil.; Verbindungskanal zwischen beiden Seen 4 Meil.; See von Managua 50 M.; von da zum Meerarm des Estero Real 20 Meil.; zusammen 254 engl. Meilen, wovon jedoch nur 94 wirklich zu kanalisiren sind. Der Spiegel des Nicaragua liegt 128 engl. Fuß[663] über dem des Stillen Meeres, der Spiegel des Managuasees aber noch 28 Fuß höher. Die Wasserscheide zwischen dem Managua und Estero Real ist kaum 10 Fuß. l66 Fuß ist also die Gesammthöhe, welche, vom Stillen Meere herauf, auf ungefähr 20 engl. Meilen Länge zu überwinden wäre. Ein Riesenwerk freilich, da es sich hier nicht um einen Donau-Main-Kanal[664] für kleine flache Boote, sondern um einen Wasserweg für Seeschiffe von 50–60,000 Centner Trächtigkeit handelt. Doch der amerikanische Unternehmungsgeist hat schon Größeres gewagt und er wird auch dieses ausführen.

Wir kehren nach dieser langen Abschweifung zu unserem Ausgangspunkte, San Juan de Nicaragua, zurück.

Zur Zeit, als Herr Julius Fröbel[665] unsere Ansicht aufnahm (1849) bestand der Ort aus etwa 50 Häusern, oder vielmehr Hütten. So ärmlich diese Gebäude auch waren, entsprachen sie doch den damaligen Bedürfnissen ihrer Bewohner zur Genüge. Die mit Palmenblättern oder Schilf gedeckten Dächer, welche mit den über sie emporragenden Kokospalmen so malerisch harmoniren, gaben wirksamen Schutz gegen den Regen und zugleich gegen die Sonnenhitze. Als Herr Fröbel auf seiner Rückreise, ein Jahr später, San Juan wieder besuchte, hatte sich die Zahl der Häuser schon über das Doppelte ver-

---

[657] Der Golf von Chiriquí (span. Golfo de Chiriquí) in Panama.

[658] Die Bahía de Salinas.

[659] Hiermit dürfte die Mündung des Río Brito gemeint sein.

[660] Das frühere Ymbita.

[661] El Tamarindo in Nicaragua.

[662] Conchagua in El Salvador.

[663] 1 ft = 30,48 cm.

[664] Siehe hierzu S. 25, Anm. 49.

[665] Siehe hierzu S. 188, Anm. 612.

mehrt und die Amerikaner und Engländer hatten einige größere Gebäude in europäischem Styl aufgeführt. Darüber war jedoch das Romantische der Scenerie zu Grunde gegangen, ein Theil der prachtvollen Bäume war niedergehauen, und die Menge um den Ort zerstreut liegender Breterhäuser drückte das auf den nächsten Augenblick berechnete Obdachbedürfniß ansiedelnder Yankees aus. Im Jahre 1851 zerstörte ein Brand den größern Theil der Stadt; sie ist seitdem viel schöner und größer wieder aufgebaut worden. In wenigen Jahren wird von unserer Abbildung an Ort und Stelle nichts mehr wieder zu erkennen seyn, als die Bai und ihr waldiger Küstensaum.

Nichts desto weniger darf der Freund tropischen Naturcharakters nicht fürchten, sein Interesse hier nicht mehr befriedigen zu können. San Juan liegt auf einem schmalen Landstreifen, hinter welchem sich eine Bai, oder vielmehr eine Lagune in die Schatten des Urwaldes verzweigt. Aus dem Hotel, wo der Reisende gegenwärtig allen Comfort genießen kann, den er in der jungen Stadt jenes heißen Tropenlandes irgend erwarten darf, führt ein Spaziergang von wenigen hundert Schritten an den Rand dieses stillen Gewässers, über dessen Wogen hungrige Fischadler kreisen und aus dessen glatter, dunkel gefärbten Fläche hier und da der Kopf und Rücken eines Alligators hervorragt. Jenseits des Wassers fällt der Blick auf eine Waldvegetation von unbeschreiblicher, massenhafter Ueppigkeit. Die schweren, mit saftreichem Laub belasteten Aeste neigen sich auf die Wasserfläche und bilden dunkle Wölbungen, in deren Nacht sich der Blick verliert. Boote, jedes mit zwei fast nackten Ruderern bemannt, liegen immer bereit, das Gelüste des Reisenden nach einer Wasserpartie zu befriedigen, und für einen halben Piaster[666] kannst Du im Kanot auf der schmalen Lagune in das Innere des Urwaldes dringen, in welches sich kein Sonnenstrahl verirrt. Hie und da erweitern sich die Gewässer seenartig, und die Scenerie des Waldes entfaltet sich. Ueber dem dichten Dom der Laubhölzer erheben sich die Kronen majestätischer Palmen, um das Boot spielen glänzende Fische und segeln Schaaren von schillernden Kammermuscheln[667] friedlich über die stille Fläche. An dem grünen Saume der Ufer aber sprossen die saftigen, hochstämmigen, mit Blumen beladenen Kräuter der tropischen Flora und blühende Schlingpflanzen klettern an jedem Zweig heran, ranken um jeden Blattstengel, und sogar der abgestorbene Baumstamm strotzt noch vom parasitischen Leben der Orchideen und Bromeliaceen[668], die ihn schmücken, wie die Liebe ihre Todten.

San Juan ist leider als ein ungesunder, dem europäischen Ansiedler oft verderblicher Ort sehr verrufen, und gewiß wird sein Klima der Sümpfe wegen immer zu fürchten seyn. Trotz diesem wird es aber rasch genug zur Großstadt aufblühen; denn die menschliche Habsucht scheut den Tod nicht, welcher die Schätze hütet, die Fleiß und Spekulation hier schnell und leicht erwerben. –

Die Bevölkerung von St. Juan de Nicaragua ist, wie man sich denken kann, eine sehr gemischte. Das romanische (spanische) Volkselement, das früher ausschließlich dort zu finden war, tritt allmählig gegen das germanische durch die einwandernden Nordamerikaner, Engländer und Deutsche zurück, und in Folge dessen sind die äußern und gesellschaftlichen Formen des hiesigen Lebens in rascher Umwandlung begriffen.

[666] Die Vorgängerwährung des lateinamerik. Peso, die in 10 Reales unterteilt war und im Wert ziemlich genau 5 frz. Franc (heute in etwa 2 €) entsprach. Es könnte hiermit allerdings auch die veraltete frz. Bezeichnung „Piastre“ für den US-Dollar gemeint sein.

[667] Pectinidae, zu denen u. a. auch die Jakobsmuschel zählt.

[668] Bromeliaceae, auch Ananasgewächse genannt.



SARAGOSSA; VORSTADT VON LEON.

(CENTRAL-AMERICA)

DCLXXXVI. Saragosa[669].

Eine Vorstadt von Leon, in Mittelamerika.

Im Kleid der Sage erscheint das Kindesalter der Menschheit als die goldene Zeit. Den eben aus der schaffenden Hand des Allmächtigen hervorgegangenen Menschen dachte man sich frei von allen Mängeln. Schon von Gestalt, größer, stärker und mächtiger, verlieh die Vorstellung seinem Leben eine längere Dauer, seiner Seele Reinheit und Unschuld; seinem Verstande eine angeborene größere Schärfe, seinem geistigen Auge einen tiefern, unbefangenern Blick in die Natur und die Werke Gottes; sie stellte ihn näher dem Schöpfer, machte ihn zum Gegenstand seiner beständigen Pflege und Sorgfalt und würdigte ihn der unmittelbaren Obhut des Höchsten. Erst die Entartung der ursprünglich reinen, und göttlichen Menschennatur – durch den dämonischen Einfluß des Thierscheu und den Mißbrauch des freien Willens – schwächte seine Kraft, kürzte die Dauer seines Daseyns, minderte die Urschönheit seiner Gestalt, beschmutzte die Reinheit und verringerte die Macht und Kraft des Geistes. Die über das sündige Geschlecht erzürnte Allmacht warf ihn strafend herab von der Höhe seines Ursprungs und erniedrigte ihn zu jenem Wesen, welches im beständigen Streite seiner Doppelnatur befangen, das was die ursprüngliche Mitgabe des Menschen war, nur durch dauernde Tugendübung in der Schule der Leiden und der Versuchung, und durch die beharrlichen Anstrengungen des Geistes unvollkommen wiedererwerben kann.

So ist die Vorstellung, die uns durch die Sage von dem Urgeschlechte der Menschheit überkommen; – eine erhabene Vorstellung, aber doch nur eine Mythe. Sie wurzelt in den ältesten Religionen, und ihre Ueberlieferungen leben fort in der Seele des Dichters; aber in der Wirklichkeit finden sie keinen Spiegel, und der Forschung unermüdliche Arbeit hat das Mährchen von seinem Heiligenschein entkleidet. Wir wissen, daß der unkultivirte Mensch überall und unter allen Zonen den Typus der Rohheit an sich trägt, welcher ihn dem wilden Thiere öfters näher rückt, als dem gesitteten Menschen in seiner höchsten Entwickelung. Wir kennen gegenwärtig über 600 Völkerschaften, die mehr oder weniger im Urzustande leben, bar aller Kultur. Ihre charakteristischen Merkmale sind dieselben überall: eine unvollkommene auf das rohe Bedürfniß der Mittheilung beschränkte Sprache; wilde Leidenschaften, ungebändigt durch den sittlichen Willen; grobe Sinnlichkeit und deren Befriedigung als Lebenszweck; Gleichgültigkeit gegen das Leben Anderer wie bei dem reißenden Thiere; Ungeselligkeit; das Recht der stärkern Faust oder der größern Arglist als Fundament der Gewaltherrschaft; die Frau Sklavin; die Kinder der Vater leibeigenes Gut so lange, bis sich die Söhne durch gleiche Stärke des Arms, die Töchter durch den Anschluß an einen andern Mann, emancipiren. Von höherer Lebensdauer findet man keine Spur, nicht einmal von größerer physischen Kraft. Der Wilde unterliegt fast immer im Kontakt mit den civilisirten Menschen, der seine Körperkräfte viel größern Anstrengungen, viel ausdauernderer Uebung hingibt. Kurz alle die mythischen Vorstellungen von der ursprünglichen größern Herrlichkeit des Menschengeschlechts verrinnen vor dem Forscherauge wie Nebel und nicht ein Schatten bleibt zurück. Kultur und Erziehung allein entwickeln den Keim des Menschlichen im Menschen und es bedarf oft vieler Generationen, daß er sich entwickele. Ja, so tief liegt zuweilen der Keim verborgen, daß alle Versuche, ihn hervorzulocken durch die Sonnenstrahlen der Gesittung mißlingen. Wir kennen eine bedeutende Anzahl wilder Völkerschaften, die seit Jahrtausenden im Urzustande so unverändert in ihren Wäldern leben, als am ersten Tage ihres Daseyns, und die so wenig zu civilisiren sind, als der Wolf zu zähmen ist. Unzugänglich der menschlichen Cultur, verschwinden sie von dem Boden, auf dem sie mit der Civilisation zusammenstoßen, wie die Geschlechter der reißenden Thiere vor der rodenden Axt und vor der Pflugschaar aus dem Urwald verschwinden.

Diese Schilderung trifft vorzugsweise diejenigen wilden Völker und Stämme, welche die Jagd zum alleinigen Mittel machen, ihr Daseyn zu fristen. Im steten Sinnen und Trachten, durch Gewalt und List die wilden Thiere des Waldes und der Steppen zu meistern, muß der Mensch selbst fast zur Bestie verwildern. Die Jagd ist stets die unfruchtbarste Nutzung des Raums; eine von ihr ausschließlich lebende Indianerfamilie von 6 Personen bedarf nicht weniger denn eine geographische Quadratmeile zum Jagdgebiet in wildreichen Gegenden. Alle von jagenden Indianerstämmen bewohnten Län-

---

[669] Zaragoza, heute ein Stadtteil der nicaraguanischen Stadt León.

der haben folglich die dünnste Bevölkerung; an ihre Beschäftigung knüpfen sich Ungeselligkeit, feindliches Zusammentreffen in den gegenseitigen Jagdgründen, permanenter Krieg, erbliche Fehden, Blutrache und eine Grausamkeit gegen die Feinde, welche in dem Kannibalismus, der den Gefangenen lebendig bratet und verzehrt, ihren Gipfel findet.

Milder sind allemal die wilden Stämme, die sich von Fischfang und Pflanzenkost ernähren. Sie sind der Gesittung viel zugänglicher, als die Jägervölker, und ihre Nahrungsweise leitet sie schon zum Nachdenken und zu menschlichern Einrichtungen hin. Der Indianer, den die Erfahrung gelehrt hat, daß die schmackhaftesten Bewohner der Gewässer nicht zu allen Jahrszeiten anzutreffen sind, oder daß die Früchte nicht beständig reifen und zu gewissen Perioden gesammelt werden müssen, lernt seine Zeit eintheilen und benutzen, und den Ueberfluß des Sommers oder Herbstes für den Winter und Frühling sammeln und bewahren. Sein Nachdenken leitet ihn von selbst zur Anpflanzung der wohlschmekkende Früchte tragenden Bäume und Gewächse in der Nähe seiner Hütte hin – er wird Ackerbauer und lernt sich der Aerndten erfreuen, die seine Hand gezogen hat. Von den ersten Anfängen des Ackerbaus aber führt, obschon ein weiter und langer, doch ein ununterbrochener Weg zu den Staffeln der Civilisation.

Auf der Landenge, auf welcher meine kleine Republiken durch das Band der centralamerikanischen Union zusammen gehalten werden, – war für die Urbewohner nicht Raum genug, um sich durch die Jagd zu ernähren; die Lage an beiden Meeren, und der Umstand, daß die tropische Pflanzenwelt die wohlschmeckendsten Früchte in unerschöpflicher Menge darbot, – führte die Indianer von selbst zu den Beschäftigungen des Fischfangs und auf Pflanzenkost hin. Die nachherige spanische Eroberung trat in diesen Gegenden unter mildern Formen auf, als in Mexiko und Peru. Die Einwanderer fanden nur friedliche, schwache, gutmüthige Raçen im Lande, die der Kolonisation nichts im Wege legten, und sich zu den weißen Menschen leicht gewöhnten. So ist im Laufe dreier Jahrhunderte aus den Indianern eine halbcivilisirte Raçe entstanden, die, durch die republikanische Verfassung seit 40 Jahren vor jeder Bedrückung und Knechtung geschützt, sich um die Sitze der Spanier niedergelassen hat. Die Indianer haben meist einen kleinen Grundbesitz, den sie bebauen, und in der nächsten Umgebung der größern Städte werden eine Menge Handthierungen mit Geschick und Erfolg von ihnen betrieben. Die Vorstädte der größeren Orte sind oft ausschließlich von ihnen bewohnt.

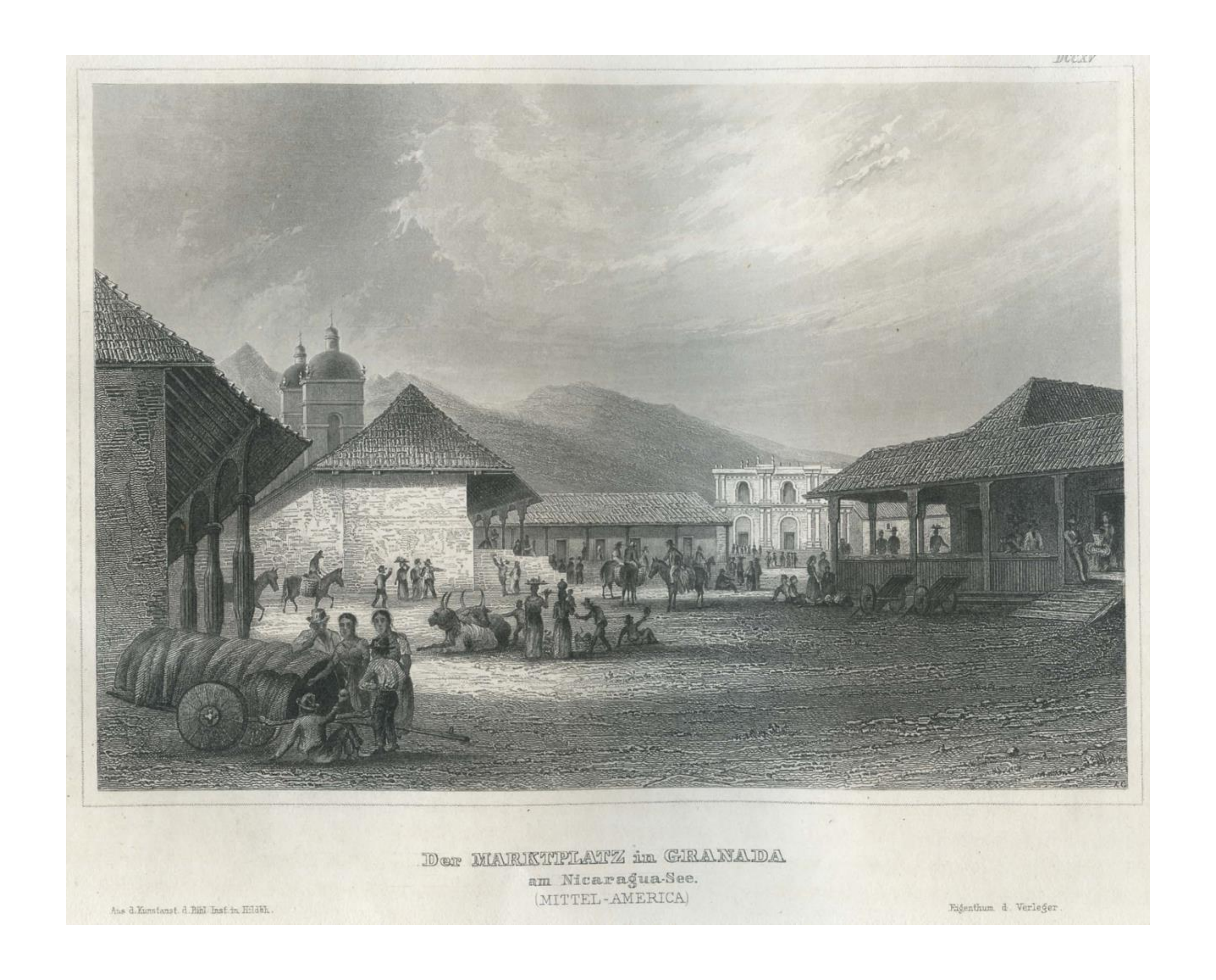
Unser Stahlstich gibt ein charakteristisches Bild einer solchen Indianer-Vorstadt mit ihren dichtbelaubten Fruchtgärten und ihren Hecken von Cactus. Jenen Kindern der Natur ist der Sinn für die idyllische Lage ihrer Wohnungen tief eingeprägt. Wo Indianer wohnen, sieht man immer die besten Fruchtbäume, die auserlesensten Blüthensträucher des Landes, und über die dunkeln Schatten, welche die Hütten umgeben, erhebt sich die Kokospalme, um das Bild der Schönheit und des Friedens zu vollenden. In den Abkömmlingen der spanischen Eroberer ist von diesem zarten Sinn keine Spur. Es ist ein ganz anderer Geist, als der der heitern Idylle, welcher sich in den kahlen quadratischen Plazas ihrer Städte, und in den Höfen ihrer nach der Straße zu geschlossenen Häuser ausspricht, wo man ein paar Orangenbäume, oder eine Laube von Jasmin und Oleander, oder zuweilen eine entartete Rose sieht, die, sämmtlich aus Europa herübergebracht, in der neuen Welt an die alte Heimath erinnern sollen, während man der Pracht der einheimischen Flora kaum Aufmerksamkeit, geschweige eine sorgfältige Pflege widmet. Das romanische Volkselement ist niemals recht heimisch geworden in der neuen Welt, die es sich unterwarf. Seine Wurzeln liegen so flach in dem amerikanischen Boden, als die der Türkenherrschaft in dem europäischen, und so wenig diese den kommenden Stürmen widerstehen können, so wenig jene.

Saragosa verbindet Leon mit der eine halbe Stunde von dieser Stadt liegenden ganz indianischen Gemeinde Subtiasa[670], – einer der wenigen Punkte in Nicaragua, wo sich auch die Sprache der Urbewohner des Landes vollkommen erhalten hat.

Der Berg, welchen man im Hintergrunde sieht, ist der Acsusco oder Assososca[671], ein alter Vulkan. Seinen Fuß umspülen die Wogen des Managua-Sees, den wir schon in einem frühern Aufsatz als ein wichtiges Glied im Kanal-System zur Verbindung der beiden Ozeane kennen gelernt haben.

[670] Subtiaba bzw. Subtiava.

[671] Der Vulkansee Asososca.



Der MARKTPLATZ in GRANADA
am Nicaragua-See.
(MITTEL-AMERICA)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

DCLXXXXV. Granada am Nicaragua-See[672].

Die Stadt Granada ist häßlich, liegt, aber in einer Landschaft von überschwenglicher Schönheit. Gärten mit ewig grünenden und duftenden Bäumen und Sträuchern umringen sie von drei Seiten und ihre vierte ist dem herrlichem See geöffnet. Zunächst der Stadt ist das Terrain eben. Drei bis vier Meilen weit landeinwärts erhebt sich aber der Boden zu kegelförmigen Hügeln, die bis zu ihren Gipfeln mit Gras bewachsen sind. Von dem Fuße dieser Hügelreihe senkt sich eine mit Wald bedeckte Fläche allmählig nach dem See hinab. Zur rechten derselben steigt der Mombacho kühn vom Ufer empor, umgeben von einer Gruppe, kleiner Eilande, den Isletas[673], und weiter hinaus liegt die Insel Zapatera mit ihren waldigen Höhen, und noch weiterhin erheben sich in der Ferne die beiden Pyramiden der Insel Ometébek[674], deren Spitzen sich in Wolken hüllen. Zur linken erstreckt sich die Fläche, gleichförmig bewaldet, und bewässert vom Rio Panaloya[675] und dem Rio de Tipitapa[676], bis an den Fuß der erzreichen Gebirge von Matagalpa fort, welche die ganze nördliche Hälfte des Horizontes einnehmen. Diese ganze Landschaft steht auf dem Schütterkreise lebendiger, plutonischer Kräfte. Der Mombacho, jener Kegel im Hintergrunde unseres Bildes, ist, wie alle benachbarten Höhen, die Inseln eingeschlossen, vulkanischen Ursprungs. Auf der hinteren Seite öffnet sich ein weiter Krater, von welchem der auf dem Bilde sichtbare Kamm der nördliche Rand ist. Der südliche senkt sich tief hinab. Heiße Quellen sprudeln an seinem Fuße. Sein Gipfel ist noch unerstiegen.

Unsere Abbildung gibt eine richtige Vorstellung von der Bauart und dem Leben in den Straßen einer centroamerikanischen Stadt. Die Kirchen sind große, massive, finster aussehende Gebäude. Von desto leichterer Bauart sind die Wohnhäuser. Meist einstöckig, sind sie von an der Luft getrockneten Lehmsteinen aufgeführt, deren weit vorspringende Dächer sich auf hölzerne Säulchen stützen. Alle Häuser sind mit Höfen versehen, in welchen einige Orangenbäume, Jasmingesträuche, Oleander- oder Rosenbüsche zu stehen pflegen. Rund um den Hof geht eine Veranda, deren hölzerne Stützen und Bogen an den maurischen Baustyl erinnern. Auf derselben bringen die Hausbewohner den größten Theil des Tages zu. Im Schatten der Bäume wird die Mahlzeit eingenommen, und auf der Veranda sind die Hängematten ausgespannt für die Siesta. Größere Zimmer haben Fensteröffnungen mit hölzernem oder eisernem Gitterwerk. Glasfenster aber sind gänzlich unbekannt, und in die kleinern Räume des Hauses fällt das Licht bloß durch die Thüre. Alle Fußböden sind mit Ziegelplatten belegt, über welche zuweilen noch zierliche Matten ans Flechtwerk gebreitet sind, die von den Indianern von Massaya[677] mit großer Geschicklichkeit und viel Geschmack verfertigt werden. Eine besondere Decke haben die Zimmer fast niemals. Das Dach bildet sie, so daß die Luft überall aus- und einzieht.

Größere Gebäude haben wohl einen zweiten Hof, der von dem ersten durch einen Flügel des Gebäudes oder eine Mauer getrennt und durch ein Thor verbunden ist. Dieser zweite Hof enthält die Küche, wenn diese nicht in einer Ecke des Gebäudes selbst angebracht ist, und den Pferdestall. Dieser ist ein offener Schuppen, von hölzernen Säulen getragen, zwischen welchen die Thiere stehen.

Die Straßen und Plätze von Granada sind nicht gepflastert; doch haben sie erhöhte und mit Ziegelplatten belegte Trottoirs, die zwar den Fehler haben, daß sie schmal sind, dagegen den Vortheil bieten, von den weit vor springenden Dächern gegen Sonne und Regen geschützt zu seyn. Die Straßen werden mit einem vulkanischen Sande bestreut, in welchem Magneteisenkörner einen Hauptbestandtheil bilden. Es ist der Rückstand von vulkanischem Tuff, aus welchem das Wasser die lehmigen Theile entfernt hat. Dieser schwarze Eisensand bildet am Ufer des Sees meilenweit fortlaufende, mächtige Bänke.

---

[672] Siehe hierzu S. 188, Anm. 605.

[673] Span., Inselchen.

[674] Siehe hierzu S. 191, Anm. 636.

[675] Der Río Panaloya ist identisch mit dem Río Tipitapa, dem Abfluß des Managuasees.

[676] Río Tipitapa.

[677] Die Chorotega, auch Choluteca oder Mangue aus dem Gebiet um den Vulkan Masaya; das Volk gilt heute als so gut wie ausgestorben.

An die eigentliche Stadt schließen sich die Vorstädte, deren Gebäude aus niedrigen Lehmhütten mit Palmendächern bestehen. Nichts reizender als diese Häuschen unter beladenen Fruchtbäumen und zwischen blühenden Gesträuchen. Manche liegen so unvergleichlich schön, die Umgebung ist so reich, so harmonisch, so friedlich, der Gesichtskreis so groß und erhaben, die Welt umher so still, so selig, der Duft, welcher die Luft erfüllt, so süß und balsamisch, die Bewohner scheinen so zufrieden, die spielenden Kinder so glücklich, daß man eintreten und auf immer da bleiben möchte. „Wie oft", — so berichtet mein Freund Fröbel[678] — „ist mir der Gedanke gekommen: hier, an dieser Stelle, in dieser Hütte möchtest du leben und sterben! Wie oft hat es mir Ueberwindung gekostet, mich loszureißen und weiter zu gehen! Und nicht ich allein habe diesen Eindruck empfangen. Jeder wird ihn haben, der solcher Eindrücke und Empfindungen überhaupt fähig ist. Oft bin ich Zeuge gewesen, wie selbst rohe, in den Minen Kaliforniens verwilderte Goldjäger durch solche Scenen tief ergriffen wurden"[679].

Als im Jahre 1522[680] Gil Gonzalez de Avila[681] mit den ersten Spaniern nach Nicaragua kam, stand auf der Stelle des heutigen Granada eine indianische Stadt, deren Name, Salteba, sich in dem der Vorstadt Jalteva[682] bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Avila konnte sich auf diesem ersten Zuge, der von Panama aus unternommen wurde, nicht im Lande behaupten. Aber noch in dem nämlichen Jahre kehrten spanische Kolonisten zurück, und Francisco Fernandez de Cordova[683] gründete das jetzige Granada.

Die Stadt hatte während der spanischen Herrschaft größere Wichtigkeit und einen bedeutenderen Handel, als gegenwärtig. Wie die meisten spanischen Niederlassungen, so ist auch Granada nach der Emancipation[684] nicht im Stande gewesen, sich auf der Höhe zu erhalten, welche es unter der spanischen Kolonial-Regierung als Hauptstadt einer Provinz erlangt hatte. In neuester Zeit haben sich jedoch frische Keime der Wohlfahrt gebildet, und neue Impulse sind thätig geworden, die nicht ohne Erfolge bleiben werden. Die Lage an einer die beiden Oceane verbindenden Straße macht Granada wichtig für den Weltverkehr, und es sieht einer großen Zukunft entgegen[685]. –

Die städtische Bevölkerung überstieg in den letzten Zeiten der spanischen Herrschaft 18,000; gegenwärtig ist sie nicht ganz 14,000. Als Hauptstadt des nicaraguensischen Ost-Departements ist sie der Sitz mehrer höheren Verwaltungs- und Gerichtsbehörden und eines Bischofs[686]. Der Klerus war sonst sehr zahlreich und mächtig; seit der Revolution[687] hat er einen großen Theil seiner Einkünfte und seines Einflusses verloren.

Die Bevölkerung besteht aus allen Abstufungen der Raçe, welche aus der Mischung von Spaniern, Indianern und Negern hervorging. Diese Raçenmischung schreitet, da seit der Unabhängigkeit alle Einwohner, ohne Rücksicht der Abstammung, vollkommen gleiche politische Rechte haben und auch im geselligen Leben die Raçenaristokratie gar nichts mehr gilt, beständig fort. Familien von reinem spanischem Blute sind nicht mehr vorhanden. Eben so wenig ist die reine Negerraçe noch irgendwo zu finden. Vollblut-Indianer hingegen sind zahlreich; sie halten fest zu einander und bilden häufig besondere Gemeinden im Lande. Alle sind Christen und der Civilisation längst zugänglich geworden. Am

---

[678] Siehe hierzu S. 188, Anm. 612.

[679] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[680] Recte: 1523.

[681] Der span. Konquistador Gil González Dávila (1480–1526), der als erster Europäer nicaraguanischen Boden betrat.

[682] Heute der Stadtteil Xalteva.

[683] Francisco Hernández de Córdoba (ca. 1475–1526), er hatte Granada im Jahre am 8. Dezember 1524 gegründet.

[684] Nicaragua hatte bereits am 15. September 1821 seine Unabhängigkeit von Spanien erklärt, vermochte sie jedoch erst – nach einigen Interregien – mit Wirkung vom 30. April 1838 wirklich zu erringen.

[685] Siehe hierzu S. 188, Anm. 606.

[686] Das Bistum Granada sollte erst am 2. Dezember 1913 aus Gebietsabtretungen des Bistums León en Nicaragua errichtet werden.

[687] Joseph Meyer spielt hiermit wohl auf die damals erst kürzlich erfolgte Gründung der Republik Nicaragua (span. República de Nicaragua; zuvor seit 1838 Estado de Nicaragua) im Jahre 1854 an, für die am 30. April selben Jahres erstmals eine Verfassung verabschiedet wurde.

meisten gemischt ist die Bevölkerung der Vorstädte, wo alle Farben und Raçe-Physiognomien in einander fließen. Zur Marktzeit kann man diese bunten Volkselemente, zu der alle Zonen und Welttheile gesteuert haben, auf dem Platze übersehen, welchen unser Bild darstellt. Es ist ein Gemälde, wie man es selten findet, und für den Beobachter nicht ohne Interesse. Vor allen sind es wieder die halbcivilisirten Ureinwohner, welche der Scene Leben und Farbe geben. Mit Hühnern, Eiern, Gemüsen, Mais, Zucker, Kakao, Reis, Stärkemehl, Honig, Wachs, Wasserkrügen, allerhand Thongeschirren und andern Erzeugnissen ihrer kleinen Landwirthschaft und Industrie kommen sie in Schaaren aus ihren Dörfern zur Stadt und versehen diese mit vielen unentbehrlichen Dingen. Sie machen durch ihre Haltung und Manieren immer einen angenehmen Eindruck und gelten als die fleißigste Klasse der Bevölkerung.

Aber das bunteste Leben auf dem Platze beginnt erst am Abend. Da nämlich fast jeder Tag ein Heiligen-Tag ist, so sieht man bei Eintritt der Nacht Prozessionen mit Laternen über den Markt ziehen, oder zu Ehren des Heiligen Feuerwerke abbrennen. Kanonenschläge erschüttern die Luft, Schwärmer prasseln unter die gedrängten Volkshaufen, die mit Jubel und Geschrei sich an den frommen Späßen ergötzen, Raketen und Leuchtkugeln steigen empor und werfen ihre grellen Streiflichter auf die Gesichter der buntfarbigen Menge. In den Pausen ertönt Musik auf dem Platze oder in der nahen Kirche.

Erst um Mitternacht wird es ruhig. Der Mond steht mit zauberhaftem Glanze am Himmel, dessen Reinheit durch keinen Hauch getrübt ist. Dunkel zeichnet sich die Gestalt des Mombacho am Firmamente. Still und leer ist der mild beleuchtete Platz. – Eine Figur schreitet über denselben hin. „*Quien vive?*“[688] ruft gebieterisch die Schildwache am Kommandantenhause. „*La patria!*“[689] ist die Antwort. „*Que gente?*“[690] fragt sie weiter „*De paz!*“[691] replicirt der Nachtwandler und geht weiter.

Aus der Ferne dringt kaum vernehmbar noch der Gesang einer Stimme zum Geklimper einer Guitarre durch die Stille, bis auch sie verstummt. – Laue Kühlung weht durch die Straßen der Stadt und über den Platz hin. Es ist der belebende Hauch des frischen Morgens! – Mit feierlicher Stimme grüßt jetzt die zweite Stunde des jungen Tags des Nachtwächters letzter Ruf: „*Viva Nicaragua! – Cielo sereno!*“[692] –

[688] Span.: „Wer da?“

[689] Span.: „Das Vaterland!“

[690] Span.: „Welche Leute?“

[691] Span.: „Des Friedens!“

[692] Span.: „Es lebe Nicaragua – Heiterer Himmel (bzw. klare Sicht)!“



An der MÜNDUNG des RIO DE LAS LAJAS

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 17-24 u. 141-146.

DCCLXII. Der See Nicaragua
an der Mündung des Las Lajas[693].

Wie der Adler auf seinem Sonnenfluge beherrscht der Geist der Menschheit die Dinge auf dieser Erde. Er ist ein stolzer Geist. Sein Glanzlicht erfüllt eine Welt, welche, ehe der Hauch Gottes den Menschen in's Daseyn rief, geistige Nacht bedeckt hat. Auf der irdischen Leiter des Erschaffenen die oberste Sprosse einnehmend, ist es kaum zu verwundern, wenn zuweilen Schwindel ihn ergreift und er wähnt, er sitze, als der Liebling Gottes, zu seiner Rechten und theile mit ihm die Macht und die Herrlichkeit. Ueberhebung macht ihn allemal lächerlich und er schneidet dann wohl gar wunderliche Fratzen.

Unbestritten ist es der deutsche Geist, welcher im Menschheitsleben jetzt die große Rolle spielt. Er ist's vorzugsweise, welcher auf die Elemente der Zukunft in beiden Hemisphären bestimmend wirkt. Vom Ural bis zu den Säulen des Hercules[694], vom Nordkap bis zu Kaliforniens goldenem Thor[695] herrscht entweder germanisches Wesen unmittelbar, oder übt es überwiegenden Einfluß. Es verliert diese Thatsache nichts an ihrem Gewicht dadurch, daß der Deutsche in seinem eigenen Lande, das einst das Reich der Mitte gewesen, so tief gesunken ist, daß dem Löwen die Hasen an der Mähne zausen, und er den Diener macht von Allen, die seine Dienste anrufen, auch wenn es Söldner-, Schreibers Kutscher- und Mägdedienste wären. Als Engländer aber beherrscht er die Meere, ihre Eilande, ein Viertel der Landfeste der Erde; er prägt zwei hundert Millionen Menschen den Stempel seiner Verfassung, seiner Geschichte und seines Lebens auf; als Holländer zähmt er kühn die Wuth des Oceans, pumpt er Seen aus, legt weite Sümpfe trocken, und behauptet mit wunderbarer Beharrlichkeit seine Botmäßigkeit in fernen Zonen; als Däne und Schwede hat er die Civilisation in den starren Norden und das Christenthum in die Länder des ewigen Eises getragen, und als Nordamerikaner – als der Bruder Jonathan[696] – hat er die große Aufgabe zu lösen, in jener westlichen Erdhälfte, über welche gleichsam der Geist des Schöpfers noch schwebend brütet, und wo ein verworrenes, trübes, unklares Gemenge zahlloser Ur-Völker sein Wesen treibt, Organisationen hervorzurufen, die das Angesicht des Welttheils gänzlich umgestalten. Und nicht nur dieses Welttheils allein: auch auf die Umwandlung der Verhält nisse in der alten Welt wird Amerika wirken, und in der Solution der amerikanischen Verhältnisse werden sich recht eigentlich die Krystallisationen jenes germanischen Allreichs bilden, dessen Möglichkeit nicht mehr in das Reich der Träume gehört.

Alle Grundelemente des deutschen Wesens sind in Nordamerika zur vollsten Geltung gekommen. Dort ist's, wo ein Zustand vollkommener Freiheit, Gleichheit und Unabhängigkeit innerhalb der Schranken derjenigen Gesetze, welche in die Herzen aller Menschen gegraben sind, indem menschlichen Verein, Volk genannt, sich Anerkennung verschafft hat; dort ist's, wo jedes Glied im Staate dem andern gleich ist von Grund aus, wo der Größte dem Kleinsten an Rechten in keiner Weise überlegen ist, wo Gewalt und Jurisdiktion, wie Recht und Pflicht, überall wechselseitig und sich einander bedingend, erscheinen. In Amerika ist's, wo Jeder seine rechtlichen Handlungen ordnen darf nach eigenem Wohlgefallen, und unkontrollirt und ohne Bevormundung und Einmischung der Staatsgewalt, über Leib, Leben, Besitz und Eigenthum und all' sein Thun nach eigener Willkür verfügen darf; dort ist's, wo unabhängig ein Jeglicher und Jeder sein eigener Herr ist, wo der Bürger sich wie ein König fühlt, keine Autorität

---

693 Heute zu Panama gehörig.

694 Bezeichnung für Gibraltar (arab. جبل طارق, Ǧabal Ṭāriq, „Berg des Tarik“) in der Antike.

695 Siehe hierzu S. 172, Anm. 550.

696 Scherzhafte Bezeichnung für den „typischen“ Nordamerikaner (ähnlich dem engl. John Bull), die ursprüngl. von George Washington (1732–1799) auf Jonathan Trumbull Sr. (1710–1785), den Gouverneur von Connecticut, gemünzt war.

über sich erkennend, die ihn meistern oder richten könnte, es sey denn das selbst gegebene Gesetz. Das germanische Leben hat sich in Amerika jene wunderbare Verfassung aufgebaut, die kühn und keck die Worte „bester hundertfacher Mißbrauch der Freiheit, als ihr eine einzige Schranke“[697] – zum Motto sich genommen: und unter dieser Verfassung hat es sich gezeigt, welcher Entwickelung der freie Mensch fähig ist und was die Zukunft der Welt von dort erwarten mag. Herrschaft über den ganzen Kontinent ist des Amerikaners offen erklärtes Streben; an diese Herrschaft aber knüpft sich der Untergang der romanischen Raçe unvermeidlich, sofern sie unfähig bleibt, sich der germanischen zu assimiliren und in ihr aufzugehen. Schon verfügt die große Republik über Mexiko und über die Brücke, welche die nördliche mit der südlichen Hälfte des Welttheils verknüpft, so entschieden wie England über die Scheinkönige Indiens[698] verfügt; – die nordamerikanischen Gesandten und Generalkonsuln spielen die Rollen wie sie römische Prätoren[699] einst bei den Bundesgenossen spielten, und überall bereitet sich die Einverleibung vor, welche, rechtzeitig, wie eine reife Frucht, den Yankees in den Schooß fallen wird. Mit einer Voraussicht, mit einer klugen und kühnen Berechnung künftiger Verhältnisse, die dem Amerikaner so eigen ist und einen Grundzug seines Charakters ausmacht, entwirft er Straßen, Kanäle, Eisenbahnen durch die noch anscheinend unabhängigen Nachbarstaaten und wagt sein Kapital an deren Ausführung. So hat er die Verbindung seiner Großstädte mit Mexiko durch eine Eisenstraße angeregt, so läßt er in Centralamerika und bis nach Neugranada[700] hinab, auf dem ganzen Isthmus die Uebergänge für eine zweite und dritte Eisenstraße und zu einem Kanal für Schiffe erster Größe zur Verbindung beider Meere vermessen[701]; so füllen schon die Diskussionen über die Anlagen von Häfen und Emporien[702] in jenen fremden Ländern die Spalten seiner Journale, und die Frage der Oertlichkeit für die Gründung einer Hauptstadt, welche das der Welt seyn und werden soll, was London, Paris und New-York für ihre respektiven Geschäftskreise geworden sind, ist in Erörterung und beschäftigt alle Köpfe dieses praktischen Volkes.

Daß eine solche Hauptstadt, an der Wasserverbindung der beiden Oceane gelegen, die Pforte des künftigen Weltverkehrs seyn müsse, darüber ist man einig, und fast eben so bestimmt ist der Theil der Frage gelöst, wo die Grabung des Kanals am praktikabelsten sey, nachdem alle bis jetzt durch Nivellements geprüften Passagen über den Isthmus die Unmöglichkeit herausgestellt haben, eine andere Linie einzuschlagen, als jene, welche schon Humboldt[703] als die einzig ausführbare anerkannte, nämlich die über den Nicaraguasee mittelst der Kanalisirung und Korrektion der beiden Flüsse Rio de las Lajas und des St. Juan. – Die Mündung des Las Lajas – dargestellt in unserem trefflichen Stich nach einer von Julius Fröbel[704] für dies Werk im Jahre 1854 aufgenommenen Zeichnung, – ist von vielen Stimmen als der Ort bezeichnet worden, auf welchem die Weltstadt der Zukunft, die Vermittlerin des Verkehrs zwischen den beiden großen Oceanen und den östlichen und westlichen Ländern, prangen soll. An diesem jetzt noch öden Strand wird man einst den Mittelpunkt des Welthandels und den Sitz aller der Macht suchen, die sich daran und an den Besitz der unermeßlichen Reichthümer knüpft, welche sich daselbst versammeln werden. London mit seinen drei Millionen Einwohnern wird dann Vielleicht in zweiter

---

[697] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[698] Die bis 1858 in Indien bestehenden, von der brit. Kolonialmacht völlig abhängigen indo-islamische Kaiserreiche, deren turko-mongolische Herrscher Mogule bzw. Großmogule genannt wurden (wohl von pers. مغول, moġūl, „der Mongole“).

[699] Mit dem Inkraftsetzen der leges Liciniae Sextiae im Jahre 367 v. Chr. gab es zunächst einen jährl. neu gewählten praetor urbanus (von urbs, Stadt, gemeint ist Rom), der für die Gerichtsbarkeit in der Stadt Rom zuständig war. 242 v. Chr. kam der praetor peregrinus (Fremdenprätor; peregrinus, Fremder, Nichtbürger) hinzu, der in Rechtsstreitigkeiten zwischen römischen Bürgern und Nichtbürgern tätig war. Die ersten Statthalter (Provinzialprätoren) wurden 227 v. Chr. für die ersten beiden römischen Provinzen Sizilien und Sardinien geschaffen. 197 v. Chr. kamen zwei weitere für die beiden spanischen Provinzen Hispania citerior und Hispania ulterior hinzu. Die Anzahl der Prätoren in der Kaiserzeit schwankte zwischen 10 und 18 Beamten.

[700] Siehe hierzu S. 186, Anm. 601.

[701] Siehe hierzu S. 188, Anm. 606.

[702] Siehe hierzu S. 188, Anm. 607.

[703] Der Naturforscher, Weltreisende und Schriftsteller Alexander von Humboldt (1769–1859).

[704] Siehe hierzu S. 188, Anm. 612.

Linie erscheinen, seine Fürsten des Geldes werden in Schatten treten gegen die Krösuse der neuen Roma, welche das Menschenmeer Japans und China's und die ganze Inselwelt des stillen Meers in das Bereich ihres Lebens ziehen wird. Die unermeßlichen Silberschätze, welche seit so vielen Jahrhunderten aus Europa und allen anderen Welttheilen in das Reich der Mitte geflossen sind, um dort im Dunkel der geheimen Behälte vor der Habgier der Mandarine[705] zu verschwinden, werden dann vielleicht zur Rückströmung gelangen und in den Banken am Las Lagas[706] sich entleeren. Es ist erwiesen, daß der chinesische Handel seit drei Jahrhunderten über 30,000 Millionen Gulden Silber aus Europa an sich gezogen hat, von denen, außer den wenigen Millionen, welche der Opiumkrieg[707] nach England führte, nie etwas zurück kam. Noch gegenwärtig gehen für 150 Millionen Gulden Silber jährlich zur Ausgleichung der Handelsbilanz aus Europa nach China. Es ist Thatsache, daß jenes Reich die gegenwärtige Silberproduktion aller Bergwerke der Erde *ganz* verschlingt, so daß sich der *Silbervorrath* in der übrigen Welt mit jedem Jahr fühlbarer vermindert.

Es mag jene Zeit noch eine ferngerückte seyn; aber der Zeiger der Weltuhr hat jetzt gar schnellen Umgang und ein Volk, wie die *Amerikaner*, denen zunächst die Verwirklichung des großen Gedankens zufällt, rechnet *nicht* nach *Jahrtausenden* in einer Periode, in welcher der Gedanke schneller von Volk zu Volk fliegt als der Strahl des Lichts, und der Dampf die Menschen geschwinder zu einander führt, als das geflügelte Gespann die alten Götter. Vielleicht schon in einem oder in zwei Jahrhunderten schaut ein Mastenwald über Kayen von Marmorquadern auf diesem Strande, ragen die Kuppeln und Thürme der Tempel aller Kulten, die Portiken und Säulenhallen von Forum, Akademie und Theater, von Palästen und Gerichtshöfen, von Banken und Börsen hierüber ein unübersehliches Häusermeer. Dann wird *Europa*, das stolze, wie eine *untergehende* Sonne am äußersten Rande des Oceans schimmern; viele seiner Reiche werden der Vergangenheit angehören; manche Geschlechter seiner Kronenträger werden, wie die meisten asiatischen, nur noch in den Büchern der Geschichte eingezeichnet stehen neben ihren guten und bösen Thaten, oder in den genealogischen Registern begraben seyn, um dem Geschichtsforscher oder Alterthümler noch einiges Interesse einzuflößen, bis auch dieses erlöscht. Des mütterlichen Europa's aber wird die neue Welt immer in Ehrfurcht und Liebe eben so gedenken, wie wir der hellenischen Vorwelt, der Mutter *unserer* Kultur. Beständig werden es die Schätze der germanischen Bildung seyn, welche Amerika's Theilnahme fesseln werden, denn nie wird es vergessen können, von wo seine eigene Geistesentwickelung ausging, wo die Quellen seiner Sprache, seiner Kunst, seiner Wissenschaft, seiner Religion, seiner Verfassung, seiner Gesetze, seiner Freiheit, kurz aller Elemente seiner Bildung und seiner Wohlfahrt zu suchen sind. Dann wird man aus Amerika nach England und Deutschland wallfahrten wie wir jetzt nach Hellas und Italien pilgern; und die Humanität, zur Zeit noch ein Wiegenkind in der Neuen Welt, dann aber groß geworden und auf den Thron gehoben, wird noch nach Jahrtausenden so gewiß Nahrung an Europa's Brüsten saugen, wie die unsrige sich an Hellas unversieglichem Born beständig erfrischt und kräftigt.

Wie der Calabrese von Neapel und Campanien glaubt, sie seyen ein Stück des Paradieses, das Engel hergetragen, – so nennt Mittelamerika das Bassin von *Nicaragua* sein gelobtes Land, und nimmt, wie jener, die Heimath der Erdbeben und Vulkane mit in den Kauf. Ueberschwängliche Fruchtbarkeit ist die Mitgift des vom unterirdischen Feuer erwärmten Bodens überall, wo nicht die plutonischen Gewalten denselben zerrüttet und verwüstet, oder ihn mit Asche und Lava überdeckt und der Vegetation auf lange Zeit unzugänglich gemacht haben. Den Mittelpunkt dieser Landschaft füllt das

[705] Zivilbeamte der chin. Staatsverwaltung (wohl abgeleitet von Sanskr. मन्त्रिन्, mantri, „der Berater"; chin. 官, guān, „der Offizier, Beamte").

[706] Recte: Las Lajas.

[707] Anspielung auf Englands unglückselige Rolle im chines. Opiumhandel, der gezielt dazu genutzt wurde, die Chinesen vom Rauschgift abhängig zu machen, um so besser die chines. Wirtschaft dominieren zu können, was den „Opiumkrieg" von 1839 bis 1842 zur Folge hatte, der in den Jahren von 1856 bis 1860 mit dem „Zweiten Opiumkrieg" eine noch unheilvollere Fortsetzung erfahren sollte.

prächtige Wasserbecken des Nicaraguasees mit seinen romantischen Inselgruppen aus. In dasselbe ergießen sich von den umliegenden Gebirgen mehr als hundert größere und kleinere Gewässer, die in dem St. Juan ihren Abfluß zum atlantischen Ocean finden. Der See ist das Auge und die Seele des Landes. Heiß, dürr, unfruchtbar und ungesund ist das Klima in dem vulkanischen Gebirge; an den Seeufern herrscht aber tropische Fruchtbarkeit, weht eine milde, gesunde Luft. An den südlichen Gestaden sieht man die Ueberreste der alten spanischen Kultur, die Haciendas, die weitläufigen Missionen, die Ruinen der Forts und die verfallenen Städte in maurischem Baustyl; aber daneben blinken die wohlerhaltenen Farms, die Baumwollen-, Indigo-[708] und Zuckerpflanzungen amerikanischer, englischer und deutscher Ansiedler, neuangelegte heitere Städte, die Stationen der Dampfschiff-Linien mit ihren Magazinen und Docks und die modernen Wohnhäuser und Villas europäischer und amerikanischer Konsuln und Kaufleute. Scheu und in weiter Entfernung verstecken sich unter dunkelblätterigen Platanen- Gruppen die niedrigen Hütten der Indianer, der hier wie überall bei Seite gedrängten eingeborenen Herren des Landes. Ihre hohen Götzenbilder stehen einsam in den Palmenhainen am Ufer oder auf den neblichen Inseln des Sees, verspottet und verachtet selbst von den Enkeln Derer, die sie aufgerichtet haben.

Von der Costa Rica bis zum Isthmus von Tehuantepek[709] wimmelt das Land von jüngeren Vulkan-Kegeln und Kratern. Stephens[710] hat deren über 200 gezählt, welche sich sämmtlich auf einem schmalen Strich Landes an einander reihen, welcher nicht über die Mitte des Sees von Nicaragua hinausgeht. Die höchsten messen 11,400 Fuß. Zehn oder zwölf sind noch in Thätigkeit, zum zeitweiligen Schrecken der Umwohnenden; neue sind sogar entstanden seit Menschengedenken; so der Jorillo[711], der sich in einer Nacht des Jahres 1779 aus einer blühenden Hacienda zu einem Berge von 2000 Fuß Höhe emporwühlte und dessen Taufpathen noch leben und davon erzählen. Es ist nämlich ein von der heidnischen Zeit herübergebrachter Kultus, die jungen Prinzen aus dem hohen Haus der Vulkane mit allen kirchlichen Ehren zu taufen und mit Verleihung eines christlichen Namens, Segenssprechung und mit Errichtung des Kreuzes auf seinem Scheitel die Geister zu bannen, welche ihm innewohnen. Der Bischof von Leon[712] macht den Oberceremonienmeister bei einer solchen Hof-Feierlichkeit.

Erdbeben sind in Nicaragua etwas Alltägliches. Von der Bildung eines offenen Kraters in der Ebene von Leon war der amerikanische Reisende Squire[713] selbst Zeuge. Sieben Tage vergingen unter den heftigen Geburtswehen, welche die ganze Gegend bis 20 Meilen weit erzittern machten und nächtlich erleuchteten. Am achten Tage schien das junge Ungethüm zahm geworden zu seyn und zeigte sich in unfläthiger Form eines umgestürzten Kessels, mit einem Loch im Boden, als ein breiter Aschen-, Stein- und Lava-Wall in Mitten der reizenden Landschaft eingebettet. Zeitweilige wiederholte Ausbrüche thürmten die Ränder höher und höher auf und ein Jahr später fand ihn Squire schon zu einem stattlichen Lümmel herangewachsen, mit junger, wenn auch noch kümmerlicher Vegetation auf den unteren Aschenschichten und gemächlich eine leichte Rauchwolke emporwirbelnd. Selbst unter der Oberfläche des Sees leben und wühlen die Geister der unterirdischen Gluthen fort und fort. Häufig werden bei heiterem stillen Wetter so heftige Erregungen im See wahrgenommen, daß er wie im Sturme Wellen schlägt und ungestüm über seine Ufer tritt. Inseln tauchen dann, wie Wassernixen, auf die Oberfläche und verschwinden wieder; Haufen todter Fische treiben umher und Alles verräth einen Ausbruch im tiefen Grunde des Seees. Die interessantesten Denkzeichen dieser Art sind die jetzt ruhenden Insel-

---

[708] Tiefblauer Farbstoff.

[709] Siehe hierzu S. 196, Anm. 653.

[710] Der US-amerikan. Forschungsreisende John Lloyd Stephens (1805–1852), der im Jahre 1840 das Mündungsgebiet des Río San Juan erkundete; er hatte sich mit der Entdeckung zahlreicher bedeutender Maya-Stätten (u. a. auch Uxmal und Palenque) große Verdienste erworben.

[711] Der mexikan. Vulkan El Jorullo, der am 29 September 1759 ausgebrochen war, und dessen Eruption bis ins Jahr 1774 andauerte.

[712] José Bernardo Piñol y Aycinena (1806–1881), von 1856 bis 1867 Erzbischof von Léon de Nicaragua, danach von Guatemala.

[713] Der US-amerikan. Journalist und Forschungsreisende Ephraim George Squire (1821–1888).

vulkane Ometepec[714] und Madeira[715], welche der Mündung des Las Lajas gegenüber sich 4–5000 Fuß über dem Spiegel des Sees in schlanker Kegelform erheben. Unser Bild präsentirt einen dieser schlummernden Feuerberge vom Ufer aus gesehen. Unheimlicher Weise zeigen sie eine auffallend höhere Temperatur, als ihre Umgebung. Wärmer als die Atmosphäre, ist ihr Haupt gewöhnlich mit Dünsten umschleiert, und nur bei heftigem Windzug ist man im Stande, die Spitze zu sehen. Die Insel selbst strotzt von der üppigsten Vegetation. Sie wird von vereinzelten Indianerfamilien bewohnt, welche von Raub, Jagd und Fischfang leben. Zu vorspanischer Zeit scheint Ometepec eine Act Nekropolis[716] des Landes gewesen zu seyn, den vielen Götzenbildern, Grabgefäßen, Monumenten und Schmuckgegenständen nach zu urtheilen, welche dort versunken und verschüttet liegen. Jetzt noch halten die Ureinwohner die Insel für einen geheiligten Ort und bis zu Anfang dieses Jahrhunderts stand auf einer abgelegenen hohen Felsspitze ein Altar, um den sie sich heimlich in der Nacht versammelten und ihre Ceremonien vollzogen. Von den christlichen Priestern entdeckt, wurde er zerstört, und an seiner Stelle ein Kreuz aufgerichtet.

Ueber die Herkunft der Bewohner des Landes schwebt ein dichtes Dunkel, zu dessen Aufhellung die dürftigen Forschungen der Archäologen wenig beigetragen haben. Aus dem, was von Zeichen der alten Kultur noch übrig ist, läßt sich mit Gewißheit entnehmen, daß einst in Nicaragua dieselbe Gesittung blühte, welche uns an den alten Mexikanern in Erstaunen setzt. Als die Spanier in das Land kamen, suchten sie die armen Eingeborenen mit Feuer und Schwert heim, zwangen sie zur Arbeit in den Bergwerken oder auf den Haciendas oder vertrieben sie in die Wälder. Das andauernde System der Unterdrückung und der Aussaugung durch weltliche Beamte brachte die Niederlassungen herab; die Küstenstriche verödeten, die Häfen wurden unsicher durch die auf beiden Meeren umherschwärmenden Piraten, der Handel hörte auf, der Anbau des schönen Landes erlag und ein bigottes, demoralisirendes Pfaffen-Regiment richtete Volk und Land auf lange hinaus zu Grunde. Nach dem Untergang der spanischen Herrschaft[717] blieben zwei sich befeindende politische Elemente zurück: die Priesterschaft mit ihrem mächtigen Einfluß auf das Volk und die großen Grundbesitzer, denen ein kleines, aber kühnes und thatkräftiges Häuflein von Patrioten gegenüberstand, welche der europäischen und nordamerikanischen Entwicklung nachstrebten. Mit wechselndem Glück haben sich diese Parteien nicht nur, sondern auch die Nachbarstaaten untereinander befehdet, dazwischen hat die beiderseitige Appellation an die wilden und halbwilden Indianerstämme einen Raçenkrieg eingeflochten; europäische und nordamerikamische Diplomatie haben unter der Decke mitgespielt und so der Welt das häßliche Schauspiel der ärgsten Verwirrung von Revolutionen, Anarchie und Blutscenen aufgeführt, welche je über ein Land gekommen sind. Nicaragua theilte das damalige Schicksal aller centralamerikanischen Republiken, in denen zu gleicher Zeit und aus gleichen Ursachen die Zersetzung der spanischen Raçe vor sich ging. Erst nach völliger Entkräftung aller streitenden nationalen Parteien traten zwei neue Faktoren, einerlei Ursprungs, in offenen Kampf um die Herrschaft des Landes auf: England und die Vereinigten Staaten. – Und der Preis dieser Rivalität war kein kleiner. Die Frage, derenwegen Columbus Amerika entdecken mußte, welche Maghellan[718] um das Horn führte und Cortez[719] in das Herz von Mexiko trieb, die Frage eines direkten Seewegs nach dem Osten harrt schon seit 300 Jahren einer Lösung. Alle seefahrenden Nationen haben ihrer Zeit erkannt, daß die Verbindung des atlantischen mit dem stillen Oceane Demjenigen die Herrschaft über das Meer verleiht, der den Schlüssel zu diesem Wasserthor hütet und Alle haben mit Argwohn und Begierde den Moment bewacht, der die Ausführung des Unternehmens begünstigen könnte. Anfangs die Eifersucht der Spanier, dann die andauernden Wogen der Revolution und Unsicherheit der Zustände haben so lange alle Erwartungen und

---

714 Siehe hierzu S. 191, Anm. 636.

715 Der Schichtvulkan Maderas.

716 Eine Totenstadt, Friedhof (von griech. νεκρός, nekrós, „der Tote“ und πόλις, pólis, „die Stadt“).

717 Am 15. Januar 1821.

718 Ferdinand Magellan (portug. Fernão de Magalhães; 1480–1521).

719 Der span. Conquistador Hernán Cortés de Monroy i Pizarro Altamirano, marqués del Valle de Oaxaca (1485–1547).

alle Bemühungen vereitelt. Erst unsere Zeit hat Hand an's große Werk gelegt und scheint die, so lange auf der Tagesordnung des Weltverkehrs stehende Frage lösen zu wollen.

Im Jahre 1845 faßten die Engländer zuerst festen Fuß an der Muskitoküste[720], stellten unter den armen halbnackten Karaiben einen Scheinkönig auf und organisirten in dessen Namen eine staatliche Macht. Es war nun ein Leichtes, zu einer Zeit, wo Niemand wußte, wer in Nicaragua Regent und wer Regierter war, Ansprüche auf Gebietserweiterungen durchzusetzen und einen Theil des Nachbarstaates, das linke Ufer des San Juan und die daran gelegene Stadt und den Hafen gewaltsam zu occupiren; einen ähnlichen Handstreich verübten sie gleichzeitig unter anderer Firma an der Tiger-Insel[721] in der Fonseca-Bay des stillen Meeres. England glaubte damit den Aus- und Eingangspunkt der einzigen ausführbaren Kanallinie in Händen zu haben. Das ohnmächtige Nicaragua konnte nichts, als gegen diesen Raub protestiren; als England aber, anstatt sich darum zu bekümmern, nur um so anmaßender in seinen eigenen Ansprüchen wurde, sich in dem neuerworbenen Gebiet befestigte und die Existenz des ganzen Staates gefährdete, rief Nicaragua die Vereinigten Staaten zu Hülfe. Eine willkommnere Einladung hätte denselben nicht werden können. Die Amerikaner schlichteten den Streit auf Yankee-Weise, indem sie das bestrittene Gut für ihr eigenes erklärten und beide Parteien mit leeren Händen nach Hause schickten. 1850 schloß Nordamerika mit England den Bulwer-Clayton-Vertrag[722], durch den England aller angemaßten Protektion, Privilegien und Gebietsvergrößerungen verlustig wurde. Der in dieselbe Zeit fallende Ausbau der neuen Staaten am stillen Ocean, welcher einen bedeutenden Schwerpunkt der amerikanischen Interessen nach jener Seite des Kontinents verlegt und einen mächtig fluthenden Verkehr dahin erzeugte, verlieh den Händeln am Nicaragua erhöhte Wichtigkeit; ein Paar vertragswidrige Maßregeln der Engländer reizten die Amerikaner, sie auch noch aus dem letzten Rest von Einfluß und erworbenen Rechten zu vertreiben, und sich als alleinige Herren von San Juan oder Greytown[723], wie die Engländer es getauft hatten, zu erklären, indem sie bewirkten, daß die Einwohner des Staates sich politisch constituirten und nur Amerikaner zu Beamten wählten. Nun hatten die schlauen Yankees mit den schwachen Behörden des Staates leichtes Spiel. Die Sendung eines eigenen amerikanischen Gesandten verdrehte ihnen den Kopf und der Einfluß der seitdem im Lande angesiedelten Amerikaner und reichliche Bestechung vollendeten das Uebrige. Man gaukelte ihnen vor, welche wichtige Leute sie seyen, welche ungeheure Vortheile dem Land aus dem längst projektirten Kanal erwachsen würden und brachte endlich einen Vertrag mit der sogenannten Nicaragua-Transit-Company[724] zu Stande, die unter der Bedingung, den Kanal binnen 12 Monaten zu beginnen und nach 12 Iahren zu vollenden, das Privilegium erhielt, während 85 Jahren sämmtliche Gewässer des Landes allein mit Dampfbooten zu befahren. Einige Zeit darauf wußte man durch pfiffige Machinationen[725] die Regierung von Nicaragua zu bestimmen, derselben Gesellschaft dieselben Vorrechte ohne die Verpflichtung des sofortigen Kanal-Baues zu ertheilen. Als Compensation dafür bezahlte die Kompagnie eine jährliche Abgabe von 10,000 Piaster[726] an den Staat. Daneben besteht ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Nicaragua und den Vereinigten Staaten, welches allen fremden Einfluß aus dem Lande führt und es mit Haut und Haar an Nordamerika preisgibt. Das Bombardement von Greytown[727] in vergangenem Jahr beweist, wie

[720] Siehe hierzu S. 186, Anm. 600.

[721] Die Vulkaninsel El Tigre im Golf von Fonseca (siehe hierzu S. 196, Anm. 654), die 1992 vom Internationalen Gerichtshof Honduras zugesprochen wurde.

[722] Vom 19. April 1850; der Vertrag legte fest, 1) daß keiner der beiden Vertragspartner eine alleinige Kontrolle über den (künftigen) Kanal anstreben darf; 2) daß Festungen in der Nähe des (künftigen) Kanals anzulegen oder zu unterhalten sind; 3) daß beide Vertragspartner zwar ihre Macht über zentralamerikanische Gebiete (z. B. durch Kolonisierung) erweitern werden; 4) jedoch ihre bereits bestehende Herrschaft über zentralamerikanische Gebiete nicht nutzen werden, um die alleinige Kontrolle über den (künftigen) Kanal zu erlangen.

[723] Siehe hierzu S. 194ff.

[724] Die 1855 von William Walker (siehe hierzu S. 221, Anm. 751) gegründete „Accessory Transit Company", die 1857 von Cornelius Vanderbilt (1794–1877) übernommen werden sollte.

[725] Veraltet für verborgene, unlautere Handlungen, um Vorteile zu erringen.

[726] Siehe hierzu S. 198, Anm. 666.

[727] Siehe hierzu S. 194, Anm. 640.

streng der fürsorgliche Protektor seinen Zögling züchtigt, wenn es ihm einfallen sollte, noch einen eigenen Willen zu haben.

Unter den vier verschiedenen projektirten Kanallinien zur Verbindung des Nicaraguasees mit dem stillen Meer*)[728], wird jetzt diejenige, welche von der Mündung des Rio de las Lajas ausgehen und bei San Juan del Sur in's stille Meer münden soll, am ausführbarsten gehalten. Die Entfernung vom See nach dem Meere ist nur 16 Meilen, die dazwischen liegende Hochfläche 272 Fuß über dem Meere und 134 Fuß über dem See, so daß nach der sichersten Berechnung die halbe Länge des Kanals einen Einschnitt von 108 Fuß Tiefe verlangen wird. Es sind die Kosten des Riesenwerks auf 250 Millionen Dollars veranschlagt, ein Aufwand, der für das nützlichste Unternehmen der Erde nicht zu groß erscheint, und der noch nicht der vierte Theil ist von Dem, was der zweijährige unfruchtbare Kabinetskrieg in der Krim[729] den Völkern Europa's kostet. Ganz gewiß, ist, daß die Yankees, nachdem sie sich in den Besitz aller Garantien für die politische Sicherheit des Unternehmens gesetzt haben und nachdem so schwerwiegende Interessen, wie die ihres jetzigen Handels nach den Küstenländern des stillen Meeres in die Wagschale gefallen sind, nach vollständiger Orientierung über alle möglichen Linien die dem Zweck entsprechendste zur Ausführung bringen, und sich so wenig von der Höhe der Ziffern als der Berge werden erschrecken lassen, welche sie ebnen müssen.

[728] *) Vergleiche den Artikel: „San Juan de Nicaragua" in Heft 4, Band XV. des Universums [(hier S. 184ff.)].

[729] Der Krimkrieg von 1853 bis 1856, in dem die Türkei mit ihren Verbündeten Frankreich, England sowie Sardinien-Piemont gegen Rußland kämpfte und dieses letztendlich auch bezwang.


DCCCXXXIII
Drawn after Nature by J.FRÖBEL
For the Proprietor HERRMANN J.MEYER
LAKE MANAGUA (CENTRAL-AMERICA)
Published for HERRMANN J.MEYER. 164 William Str. NEWYORK.
Copyright secured according to ACT of CONGRESS

DCCXCI. Der See Managua[730] und die Vulkangruppe der Marabios[731] in Centra-Amerika.

Unmittelbar an unser Bild vom Nicaragua im zweiten Heft dieses Bandes schließt sich das vom Managua, des zweiten großen Wasserbassins und wahrscheinlich selbst ein Kind vulkanischer Thätigkeit, mit seinem Schweif der vierzehn Vulkane, welche, wie auf dem Wappenschilde Aegyptens die Pyramiden, auf der Flagge und im Wappen des Staats von Nicaragua prangen. Kein Land der Welt trägt so jugendliche Spuren seiner Bildung, nirgends sind die Kräfte, welche dem Angesicht unseres Planeten seine Gestaltung gaben, in so frischer Thätigkeit, nirgends sind die geheimen Werkstätten der plutonischen Schöpfung so weit geöffnet und nirgends ist dem wissenschaftlichen Beobachter, dem kühnen Forscher in den Räthseln der Schöpfung, dem gelehrten Anatomen, der in den Eingeweiden der Erde studirt, eine solche Fülle der interessantesten Erscheinungen geboten, als auf der Westküste von Central-Amerika. Da brodelt noch das flüssige Erz im Tigel, bereit zum Sprung in die Form, da schafft noch der Altmeister der Schöpfung am letzten Gußstück und letzten Glied des großen Kunstwerks, um dessen Füße sich schon die Blumengewinde des Gärtners ranken, da kann, dem Herzen der Erde am nächsten, das aufmerksame Ohr seinen Pulsschlägen lauschen, da ist noch eindampfendes, geschäftiges Laboratorium im Gang, in dem man am Bildungsprozeß der Welt experimentiren sieht: – und doch ist kein Land von der gelehrten Zunft noch so wenig gekannt, als dieses Nicaragua. Humboldt[732] hat, nachdem ihm schon das Alter die Kraft zu einer Explorationsreise nach Mittelamerika versagte, häufig sein tiefes Bedauern darüber ausgesprochen, diese Lücke in seinen Forschungen wahrzunehmen, und er hat stets zu Entdeckungsreisen nach diesem interessantesten Theil der neuen Welt angeregt: – so sehr ist er von der Wichtigkeit der von da zu erwartenden Aufschlüsse, von der Fruchtbarkeit der dortigen Erscheinungen für die Wissenschaft erfüllt gewesen.

Wir verdanken in der neuesten Zeit unserem Freunde Julius Fröbel[733], dessen Reisezwecke leider durch die politischen Unruhen im Lande zum großen Theil vereitelt wurden, manchen interessanten Bericht und für dieses Buch manches treue Bild von den Zügen der Landschaft. Die Ansicht des Managua-Sees ist vom nordwestlichen Ufer, der Seite, wo ein Kanal-Durchstich projektirt ist[734], aufgenommen. Es ist ein flacher, sandiger Strich, streckenweise von vulkanischen Gebilden überlagert und von Kranichen, Reihern und Wasserhühnern bewohnt. Er geht nach der Richtung von Leon hin mit sanfter Steigung in ein fruchtbares Plateau aus, welches den Isthmus zwischen Meer und See bildet und die Wiege der heftigsten Erdbeben und Explosionen oder junger, gleich Maulwurfshügeln sich aufwühlender Vulkane ist. Die entgegengesetzte Küste ist das Gebirgs- und Waldland von Chontales[735], älteren Ursprungs, eine rauhe Granitformation und die eigentliche Fortsetzung der Cordilleren. Dazwischen aber, wie ein Bauwerk von Giganten-Händen und regelmäßig in Reihe und Glied gestellt, schiebt sich die Kette der Marabios-Vulkane. Als vorderstes Glied derselben präsentirt sich der 6500 Fuß hohe Momotombo mit dessen jüngerem Abkömmling, dem, wie ein Außenposten isolirt im Wasser stehenden, Momotombita[736]. In der Nordbucht der See steigt er im schönsten Ebenmaß der Kegelform aus der Fluth empor. Die folgenden, fast einerlei Höhe und Gestalt habenden, Vulkankolosse bilden, getrennt durch schmale Zwischenräume, eine Reihe und der El Vicho[737], welcher den Zug beschließt, liegt an hundert Stunden vom Seeufer entfernt. Das Terrain zwischen den Feuerbergen ist mit Lava und Trachyt bedeckt. Es trägt ein mageres Gras, nur da, wo die aus strömende Lava in schmalen Bändern das Land umflossen hat und nach den. Erstarren natürliche Mauern bildete zum Schutz vor den folgenden Erup-

[730] Span. Lago Xolotlán.

[731] Span. Cordillera de Maribios.

[732] Siehe hierzu S. 208, Anm. 703.

[733] Siehe hierzu S. 188, Anm. 612.

[734] Siehe hierzu S. 188, Anm. 606.

[735] Die Provinz Chontales am Lago Nicaragua bzw. Lago Cocibolca.

[736] Span. Momotombito.

[737] Hiermit ist wohl der Vulkan El Viejo in Costa Rica gemeint.

tionen, ist eine Art Treibhaus-Kultur entwickelt, welche diesen Stellen das Ansehen von exotischen Gärten in einer unfruchtbaren Wüste gibt. Die Bevölkerung hält sich in respektvoller Ferne von der gefährlichen Nachbarschaft – nur einige Haciendas liegen auf den fruchtbarsten Punkten zwischen den Bergen zerstreut. Bis jetzt sind die wenigsten der Kegel erstiegen, und das Volk erzählt sich noch mit Schrecken von einer Prozession von Priestern und Mönchen, die auszogen, um, wie es im Lande Gebrauch ist, den am bedrohlichsten scheinenden Riesen Momotombo durch das Sakrament der Taufe zu weihen, den bösen Geist, von dem er besessen, auszutreiben und ein Kreuz auf seinem Scheitel zu errichten. Während der Prozession öffnete sich nämlich der Berg unter ihren Füßen und der Abgrund verschlang Alle[738]. – Bootsleute, wenn sie am Berg vorüber fahren, sey es am Tage, wenn er gemächlich seine Rauchwirbel von sich bläst, sey es Nachts, wenn helle Flämmchen um seine Stirn zucken, bekreuzen sich und nehmen den Rosenkranz zur Hand. Die Warnung, die sich an diese Geschichte knüpfte, hielt aber unseren Landsmann nicht ab, die Familie jener bösen Gesellen in der Nähe kennen zu lernen, und er beschreibt uns seine Besteigung des Felice[739], des Nachbars des berüchtigten Momotombo, in folgender Weise.

„Von Leon machte ich eine Exkursion nach dem Kegel von Felice, welcher leichter erstiegen werden kann als die übrigen Vulkane der Gegend. Mit einem guten Führer und hinlänglichem Proviant versehen, ritt ich mit dem frühesten Morgen aus; die Straße, mehr ermüdend als gewöhnlich, führte durch einen dichten Wald, stieg sodann steil empor und wurde sehr beschwerlich. Ueber der Waldregion folgten Savannen, die, weil sie erst kürzlich vom Feuer verzehrt worden waren, ein junger frischer Rasenteppich deckte. Mannichfacher, niedriger Baumwuchs und blühende Sträucher bildeten reizende Gruppen auf den weiten sammtartigen Bergwiesen, dazwischen aber wanden sich in den Furchen des Berges, geschützt vor den Winden und geheizt von der Wärme des Bodens, gleichsam Fluthen von drei Fuß hohem wogenden Gras von erstaunlicher Ueppigkeit. Je höher wir stiegen, um so häufiger traten uns große Lavablöcke in den Weg; spärlicher wurde der Graswuchs; endlich waren wir genöthigt, unsere Pferde und Maulthiere zurück zu lassen und die Tour mühsam zu Fuße fortzusetzen. Nach einer Stunde Kletterns hatten wir die Spitze erreicht. Wir standen auf dem senkrecht abfallenden Rande eines Kraters von 300 Fuß Tiefe. Mit Hülfe eines Tau’s ließen wir uns etwa 70 Fuß tief hinab und krochen dann dem Grund des Trichters zu; der erstickende Dampf aber, welcher aus den Spalten drang und Uebelkeit erregte, nöthigte zur Rückkehr. Schöne Schwefel-, Salz- und Feldspath-Krystalle waren das Einzige, was wir auf dieser gefahrvollen Fahrt erbeuteten. Alles Gestein bestand aus schwarzer poröser Lava und wir waren recht froh, als wir auf der Kante des Kraters wie der frische Luft athmen und den kärglichen Erfolg unserer wissenschaftlichen Exkursion durch den Genuß an der prachtvollen Aussicht würzen konnten. Das Auge schweift über die beiden Enden der Vulkan-Kette, auf der einen Seite bis zum Momotombo und den blitzenden Streifen des Managua, auf der anderen über den Vicho hinaus nach den schön geschwungenen Buchten und Vorgebirgen des stillen Meeres, und verliert sich in den unbestimmten, dunstigen Fernen, in welchen Meer und Himmel sich die Hand reichen. Gegen Norden lagert sich das Gebirge vor, welches von den Ufern des San Juan bis nach dem Gebiet von Honduras hinüber reicht; zwischen ihm aber und der Kette der Marabios, von dem Nordwest-Ufer des Sees bis nach der Fonseca-Bay[740] erstreckt sich eine Ebene, welche von kleinen, regelmäßig geformten Kegeln, wie von einer Schaar vulkanischer Kinder gleichen Alters, übersäet ist, den späteren und schwächeren Erzeugnissen des unterweltlichen Feuers. Die gesammte Scenerie ist ein wunderbar anregendes Bild der jugendlichen Erde mit Landschaften ungewohnter Formen.

Am gefürchtetsten ist und in schauerlichem Andenken bei den Bewohnern von Leon steht der Vulkan Coseguina[741], der letzte in der auf unserem Bildchen sichtbaren Reihe. Am Morgen des 20. Januars im Jahr 1835 wurden bis auf 100 Stunden in der Runde heftige Explosionen gehört; eine dunkle, schwarze Wolke lagerte sich über dem Gipfel des Berges und rothe Flammen zuckten wie Blitze nach allen Seiten; von immer heftigeren Stößen erdröhnte die Erde, immer weiter umnachtete die Wolke den

[738] Hiermit dürfte der Ausbruch von 1609 gemeint sein.

[739] Span. Telica.

[740] Siehe hierzu S. 196, Anm. 654.

[741] Span. Cosigüina.

Himmel, die Sonne verlosch und nur ein unheimliches, ersterbendes Licht wie das in einer Gruft, warf noch einen gelben Schein auf die Gegenstände ringsum; ein feiner Sandregen erschwerte das Sehen und Athmen. Diese Erscheinungen nahmen zwei Tage lang zu unter der steigenden Angst der Bewohner. Am dritten Tag wurden die Erschütterungen so heftig, daß die Menschen aus ihren Häusern flohen. Der Tag war zur Nacht geworden, Sand und Asche in dichten Wolken ergossen sich über die Erde und fußhoch bedeckten sie allmählig den Boden. An Flucht war nicht zu denken; die Verzweiflung jagte die Menschen im wirren Knäul durcheinander; Lichter und Fackeln verlöschten unter dem lautlos fallenden Aschenregen, das Athmen war nur noch möglich unter nassen Tüchern, die sich die Armen über das Gesicht hingen; die Kirchen füllten sich mit den dichtgedrängten Schaaren der Betenden, die Priester lagen flehend auf den Knieen vor den Altären und dumpf ertönten die Glockenschläge, als begleiteten sie einen Leichenzug. Immer höher aber wuchs die Aschenfluth, immer undurchdringlicher ward die Luft, immer gräßlicher die Nacht, immer entsetzlicher die Angst der Menschen, immer herzzerreißender ihr Jammern und Flehen, regungslos und stumm nur blieben die Bildsäulen der Heiligen – da wurden sie von der fanatischen Menge herabgehoben von ihren hohen Piedestalen und vor den Kirchthüren aufgestellt, um selbst die Schrecknisse zu sehen und Erbarmen zu üben: – umsonst! auch sie versanken bald in Asche und theilten mit den Verzweifelnden ein gemeinsames Grab. Blutroth zuckende Blitze erhöhten noch die Schrecken der Scene. Schon waren Menschen und Thiere zu Tausenden erstickt und die Ueberlebenden erwarteten mit stummer Resignation den Tod.

So währte es 43 Stunden; da verstummte endlich das Erdbeben. Ein frischer Wind verscheuchte die schwarzen Schatten vom Firmamente. Die befreite Sonne blickte auf den Schauplatz des gräßlichen Phänomens. Weit in die Runde um den Vulkan lag die Aschendecke viele Fuß hoch; selbst bis Jamaika, Bogota und Veracruz, über eine Strecke von 1000 engl. Meilen[742], waren die Eruptionswolken gezogen und hatten da ihren Niederschlag zu rückgelassen. Aber aus dem furchtbar erweiterten Krater hatten sich gewaltige Lavaströme nach dem See von Managua und bis nach der Bay von Fonseca ergossen, die grünen Gelände und blühenden Fluren in der Umgebung des Berges waren verbrannt und mit Fels- und Lavablöcken besäet, einlaufende Schiffer erzählten, daß selbst auf hoher See sie von Aschenstürmen dergestalt überfallen worden wären, daß sie Tage lang durch einen dicken schwarzen Schlamm, der auf der Oberfläche des Meeres schwamm, sich hätten durcharbeiten müssen. Seitdem hat der Berg ein trostloses, verwildertes Ansehen bewahrt; keine Vegetation kann sich mehr an den kahlen Lavawänden festklammern und durch die Fugen des Kraters steigen noch fortwährend Rauchwirbel und erstickende Schwefeldämpfe empor; am Fuß aber haben heiße Quellen hie und da Sümpfe gebildet. So schrecklich ist die Katastrophe in der Erinnerung des Volkes geblieben, daß der Jahrestag derselben als eine große kirchliche Feier und als ein strenger Buß- und Bettag eingesetzt worden ist. Doch ist's der Frömmigkeit nicht gelungen, die Geister des unterirdischen Feuers zu versöhnen: von Zeit zu Zeit klopfen sie an das Dach ihrer Wohnung noch so heftig, daß der See aus seinen Ufern tritt, die Palmen ihre Häupter schütteln, die Hütten der Menschen aus den Fugen gehen und alle Bewohner der Nachbarschaft in Schrecken die Flucht ergreifen. So sehr die Menschen auch an die so häufig wiederholten Drohungen der bösen Kobolde gewöhnt sind, so hat sie doch auch die erfahrene schwere Katastrophe die Gefahr furchten gelehrt und sie leben in der beständigen Sorge und Bereitschaft, ihr zu begegnen; man scheut sich, den Wohngebäuden zwei Stockwerke aufzusetzen, baut lieber in die Breite, als in die Höhe und hat die Kuppeln der Kirchen eingelegt, um sie durch flache Dächer zu ersetzen. Das jüngste große Erdbeben, welches in seinen Wirkungen fast so unheilvoll war wie die Eruption des Coseguina, ereignete sich im Frühjahr 1851. Es erstreckte seine Vibrationen die ganze Westküste entlang, von San Francisco bis nach Chili[743]; in Valparaiso allein richtete es für 1 ½ Millionen Dollars Schaden an und in Guadeloupe warf es Berge ein und verschüttete Plantagen mit allem Leben, was auf ihnen wohnte“[744].

So ist der Boden Nicaraguas ein immerwährender Herd der Revolution, und fast scheint's, als sey diese unverlöschliche innere Gluth, dieser rastlose Drang zu immer neuer Gestaltung auch in die Natur seiner Bewohner übergegangen. Bis in's Dunkel der aztekischen Mythe hinab finden wir das Land der

---

742 Siehe hierzu S. 176, Anm. 570.

743 Siehe hierzu S. 187, Anm. 603.

744 So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

großen mittelamerikanischen Seen als den Kampfplatz der verschiedensten sich dort begegnenden Völkerschaften. Nur die spanische Herrschaft war eine Zeit politischer Ruhe. Als sie stürzte[745], wucherte auch sofort aus dem Schooß der Unabhängigkeit wie auf dem Aschenbeet der Vulkane, Zwietracht und Parteihaß mit der Ueppigkeit einer Treibhausvegetation und erstickte alle Keime einer gedeihlichen staatlichen Entwickelung. Die Geschichte des Landes ist seitdem ein beständiger Wechsel von politischen Erschütterungen, die Volksthätigkeit ist ein beständiger Kampf, die Anfänge und Endpunkte derselben sind verheerende Explosionen; waren auch hie und da an den Rändern des Kraters Samenkörner der Kultur angeflogen und begannen zu treiben, – ehe noch eine Blüthe sich zeigte, überfluthete sie ein glühender Lavaguß oder legte sie ein Feuerregen in Asche. Kein Wunder, daß wir in Nicaragua viel öfterer die Zeichen des Verfalls statt der Blüthe finden und häufiger Trümmern als neuem Aufbau begegnen. Das Kreuz und Schwert sehen wir oft in Einer Hand, beide als Instrumente des Despotismus, und aus den Typen der buntfarbigen Bevölkerung grinzen uns die verwilderten Reste eingewanderter Kulturen oder die verkommenen Ueberbleibsel der Urbewohner an. Der verrottete, träge, zügellose Geist der jetzigen Bevölkerung, die Eifersucht fremder Mächte, deren jede nur ihren Einfluß zur Schwächung einer selbstständigen staatlichen Entwickelung anwendet, um sich die Handhabe zum Weltverkehr, die dieser Landstreifen zu werden verspricht, bequem zuzurichten, deren jede lüstern nach der verbotenen Frucht schielt und keine der anderen auch nur einen Fuß breit auf diesem Boden gönnt, lassen die Zustände in Nicaragua nie zur Ruhe und Klärung kommen und eben jetzt haben alle jene äußeren und inneren gegen einanderlaufenden Fäden der Interessen zu einem so dichten Knoten der Verwickelung sich geschürzt, daß nur ein wohl geführter Schwertstreich ihn trennen kann. Schon ist die Hand zum Hieb ausgereckt – während wir schreiben, saust vielleicht der blanke Stahl nieder. – Die Occupation durch ein amerikanisches Freibeuterkorps hat all' dem Hader zwischen den Kabinetten Englands und den Vereinigten Staaten und dem langweiligen Diplomatenkrieg, ein Ende und die Herrschaft des amerikanischen Princips auf dem Isthmus zum *fait accompli*[746] gemacht. Mag es nun Proteste regnen von Seiten der europäischen Mächte, mögen England und Frankreich ihre Flotten-Demonstrationen bis nach dem Golf von Mexiko ausdehnen, der Wurf ist geschehen; es plaidirt nicht mehr Amerika's Interesse, fremdem Einfluß auszuschließen[747], allein: – es ist des Amerikaners Ehre, Leib und Leben, das auf der Karte steht; die reife Frucht ist vom Stamme geschüttelt und es gilt zugreifen oder sich den Mund zu wischen. Die Frage ist klar geworden: John Bull[748] oder Brother Jonathan[749], ein englischer oder amerikanischer Seeweg nach dem stillen Ocean, der Union, Jack [sic!] oder die Stars und Stripes sollen die Herrschaft auf den westlichen Meeren haben: – der Yankee hat aber die Hand am Heft und er müßte über Nacht aus der Art geschlagen sehn, wenn er es auch nur einen Strohhalm breit gleiten ließe. Amerika wird das amerikanische Regiment in Nicaragua aufrecht erhalten und wenn Europa mehr thut als droht, wenn es offen, die Waffen in der Hand, interveniren sollte, so reißt es

---

[745] Siehe hierzu S. 204, Anm. 684.

[746] Frz., vollendete Tatsache. Siehe hierzu auch die Einlassungen zum brit. Mosquito-Protektorat, S. 194, Anm. 640.

[747] Mittels der „Monroe-Doktrin“, der Rede von Präsident James Monroe (1758–1831) zur Lage der Nation am 2. Dezember 1823, in der er das polit. Theorem zweier politischer Sphären (two spheres) entwickelt hatte. Einerseits versprach er damit, daß sich die Vereinigten Staaten in europ. Konflikte (non-intervention) keinesfalls einmischen würden, andererseits forderte er im Gegenzug ein Ende aller Kolonialisierungsbestrebungen in der westl. Hemisphäre (non-colonization) durch die alten Großmächte. Außerdem kündigte er ein Eingreifen der USA für den Fall an, daß die europ. Kolonialmächte diese politischen Grundsätze ignorieren sollten. Dabei wurde Monroes Forderung an die europ. Mächte, die nunmehr unabhängigen Staaten Lateinamerikas nicht zu rekolonialisieren, zur Parole „Amerika den Amerikanern“ verkürzt.

[748] Die von John Arbuthnot (1667–1735) 1712 eingeführte und bis auf den heutigen Tag verwendete Personifikation Englands. John Bull wird normalerweise als untersetzter Mann in Frack, Kniebundhosen (Knickerbocker) und einer Union-Jack-Weste dargestellt. Er trägt einen Zylinderhut auf dem Kopf (zuweilen John-Bull-Zylinder genannt) und wird häufig von einer Bulldogge begleitet; er zählt im 19. und frühen 20. Jhd. zu den meistverbreiteten Karikaturen des britischen Cartoons.

[749] Siehe hierzu S. 207, Anm. 696.

die Schranken auf zu einem Völkerduell und es beschwört einen Prinzipienkampf herauf, der die alte Welt zu einer neuen umprägt.


DCCLXXXXVII
LEÖN
(CENTRAL-AMERICA)
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achtzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 173 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 21-27.

Leon in Mittelamerika[750].

„In einem der schönsten Länder der Erde, welches durch seine Weltstellung, seine Konfiguration, seine plastische Form, seine prächtigen Naturhäfen zu einem der blühendsten Reiche bestimmt ist, herrscht seit fast vierthalbhundert Jahren die hispanische Raçe, die nichts daraus zu machen wußte als eine Wildniß und Gaunerhöhle. Der große Kulturgeist der Zeit, welcher im angelsächsischen Stamm Beine mit Siebenmeilenstiefeln und eine derbe Faust gewonnen, duldet keine solche Versündigung mehr an der heiligen Mutter Erde, die hier so freigebig ihre schönsten Schätze spendet. Gewaltsam reißt er heute die schönen Länder aus den Händen ihrer unwürdigen Besitzer. Er wird daraus machen, was die Gottheit selbst angedeutet hat, als sie den weiten Kontinent Amerika's hier zum Isthmus schmälerte, das Senkungsbecken eines großen Binnensees schuf und die hohe Mauer der Cordilleras durch ein Strombett bis zum Grund spaltete – das große Passageland der neuen Welt zum freien Verkehr für alle Völker! Die Macht, welche über den Geschicken der Menschheit waltet, heißt nicht mit Unrecht die unerforschliche. Sie verschmäht selbst Werkzeuge wie Walker[751] und Genossen nicht zu ihren großen und wunderbaren Zwecken."[752] So lauten schon jetzt die Berichte über die Vorgänge in Central-Amerika.

Es ist schwer, von unserem europäischen Standpunkt aus und mit unseren europäischen Augen dieses „Staatenbilden und Geschichtemachen auf eigene Faust"[753] richtig zu beurtheilen. Auf den Fußspitzen über die Schranken unserer Verhältnisse hinüber blickend in das Gewühl eines schrankenlosen Parteitreibens, eines unaufhörlichen Durcheinanders von List, Gewalt, Verrath und Verbrechen, finden wir den Faden nicht, an dem auch dort die Geister bestimmten Zielen zueilen, wir bewerfen mit dem schärfsten Urtheil die Kämpfe selbst, weil wir nur die wilde Leidenschaft der Kämpfer, nicht den Sporn, der sie treibt, und den Kampfpreis, der sie lockt, verführt oder begeistert, vor Augen haben. – Nichts in der Welt ist geeigneter, das Urtheil zu klären und zu mildern, als ein vergleichender Blick auf ähnliche Zustände in geographischer Nähe, wenn sie auch historisch uns fern liegen sollten.

Vorher setzen wir uns jedoch mit der Benennung dieser nordamerikanischen „Freischaaren" in Ordnung. Die Presse Europas und Amerikas nennt sie Flibustier[754], das ist ein aus *Freebooters* (Freibeuter), verkrüppeltes französisches Wort (*Flibustiers*), also kurzweg Räuber, insbesondere Seeräuber. Der Ursprung desselben fällt in das 16. Jahrhundert. Das Glück der Spanier als Herren Westindiens und weiter Länderstrecken vom Festlande Amerika's lockte ihnen Glücksbedürftige aller anderen Nationen, namentlich der Franzosen und Engländer, nach. Der Ansiedelung derselben setzten die Spanier den

[750] In Nicaragua.

[751] Der amerik. Arzt, Anwalt, Journalist, Abenteurer und Flibustier (siehe hierzu S. 221, Anm. 754) William Walker (1824–1860); während des Bürgerkriegs war er 1856 bis 1857 einer der rivalisierenden Präsidenten der Republik von Nicaragua.

[752] Zitat aus dem namentlich nicht gezeichneten Artikel „Skizzen aus Centralamerika XI*). Ein Reise-Abenteuer zur Charakteristik der Zustände in Nicaragua" in der „Beilage zur Nr. 183 der Allg. Zeitung. Montag 30. Junius 1856" (Stuttgart u. Tübingen: J. G. Cotta 1856), S. 2922f. Diese Passage fand wiederum Eingang in das von Karl von Scherzer (1821–1903) herausgegebene Werk „Wanderungen durch die mittel-amerikanischen Freistaaten Nicaragua, Honduras und San Salvador. Mit Hinblick auf die deutsche Emigration und deutschen Handel, […]" (Braunschweig: G. Westermann 1857), S. 99.

[753] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[754] Frz. flibustier, abgeleitet bzw. verballhornt von niederl. vrijbuiter; eigentl. Freibeuter; im 19. Jhd. jedoch auch Bezeichnung für amerik. Privatleute, die militär. und polit. Unternehmungen gegen Staaten im mittel- und lateinamerik. Raum durchführten.

heftigsten Widerstand entgegen, die Nothwehr gab den Abenteurern die Waffen in die Hand, sie erkämpften sich auf der Nordküste von St. Domingo und auf Tortuga festen Boden, und bald stand eine Kolonie da von der seltsamsten Zusammensetzung. Ein Theil der Mitglieder widmete sich ausschließlich der Jagd auf Büffel und Bären und verhandelte Häute und Talg an die Holländer. Diese nannten sich Buccanier[755], d. h. Leute, welche Fische und Fleisch nach Art der Indianer dürren und räuchern. Ihnen fielen zugleich die Kämpfe und Raubzüge gegen die Spanier zu Lande anheim. Eine andere Schaar machte das Meer zu seinem Wald und Acker; sie erklärten alles spanische Gut, das ihnen zur See in den Weg kam, für freie Beute. Das waren die Flibustier. Alle des Jäger- und Räuberlebens Müde oder diesem Abholde ließen sich auf Tortuga als Pflanzer nieder, aber immer kampfbereit gegen alles Spanische. Zu diesen drei Kolonistenklassen gesellten sich zahlreiche neue Ankömmlinge aus Frankreich als verpflichtete Dienstboten. Ueber anderthalb Jahrhunderte war dieser Räuberstaat der Schrecken von ganz Amerika und aller dort seefahrenden Nationen. Die Buccanier, nach den furchtbarsten Kämpfen von den Spaniern aus St. Domingo vertrieben, verstärkten nun die Kampfschaaren der Flibustier und gingen bald auch dem Namen nach in diesen auf. Die Züge, Thaten und Verbrechen der Flibustier sind das Ungeheuerste von Allem, was die menschliche Verwegenheit, Kraft, Ausdauer und herzensstarre Bosheit ausgeführt hat. Ein späterer Artikel gibt uns Gelegenheit, Einzelnes ans der gräßlichen Bilderreihe der Schicksale einer Gesellschaft, die, ohne geregeltes System, ohne Gesetz, ohne Subordination, ohne bestimmte Einkünfte, die Furcht, den Abscheu und die Verwunderung ihres ganzen Zeitalters erregt hat, genauer zu betrachten. Erst mit dem Jahr 1722, wo nach einem furchtbaren Kampf mit „der Schwalbe des Kapitäns Ogle“[756] alle Flibustier, die nicht den Tod in den Wellen und durch das Schwert gefunden hatten, am Galgen starben, verschwinden sie sammt ihren Namen aus der Geschichte.

Da plötzlich, im Herbst 1851, steigt, und abermals über dem spanischen Amerika, der kohlschwarze Phönix aus der Asche. Narciso Lopez[757] landet in Kuba. „Flibustier!“ ruft der Schrecken bis nach Spanien und noch weiter. Das Wort war wieder da, aber nicht das, was es bedeutet. Die neuen Flibustier nannten sich Befreier, nicht Räuber; die Garotte[758] machte dem kurzen Drama ein Ende. – Kaum sind die Athemzüge der Erschrockenen wieder in geregeltem Gang, so erschallt der Schreckensruf von Neuem: ein Flibustier-General landet mit einer Flibustier-Armee in einem Staate Mittelamerika's, gerufen als Retter für eine Partei und gekommen für Alle als Eroberer. Das ist Walker mit seinen Flibustiern.

Suchen wir, um endlich zum Vergleichen zu kommen, nach ähnlichen Erscheinungen in Europa, so müssen wir weit zurückgehen in der Geschichte, zurück bis zu den Anfängen der Staatenbildung, – also in eine Zeit, wo Europa noch so jung war, als Amerika jetzt ist. Das ist es, was Niemand übersehen sollte, der seinen Stein aufheben will gegen das allerdings traurige, ja grauenvolle Kampfgewühl in dem zukunftwichtigsten Länderstrich Amerika's, ein Kampfgewühl, das sein Ende finden und zu festen Zuständen hinführen wird, wie die Hunderte sammt und sonders unabsehbar gewesener Fürsten- und Völkerkriege Europa's.

Als Europa's erste Flibustier erscheinen die Argonauten[759]. An diese Flibustier der Mythe schließen sich die Buccanier der Geschichte: die Römer, von denen sogar die Sabinerinnen geraubt werden.

---

755 Die Bukanier (abgeleitet vom Arawak-Wort „buccan“ bzw. dessen span. Verballhornung „bucanero“, Bezeichnung für einen Holzrahmen zum Grillen von Fleisch), ursprüngl. zumeist frz. Siedler, die Anfang des 17. Jhd.s auf Hispaniola und den umgebenden Inseln der Jagd auf verwilderte Stiere und Schweine nachgingen.

756 Der brit. Marineoffizier Sir Chaloner Ogle (1681–1750) hatte mit „HMS Swallow“ am 10. Februar 1722 den berüchtigten Piraten Bartholomew Roberts (Blackbeard; 1682–1722) gestellt, der bei den sich anschließenden Kämpfen den Tod fand.

757 Der span. Militär Narciso López de Urriola (1797–1851; hingerichtet).

758 Die Garrotte (span. el garrote vil; wörtl. übersetzt „der schändliche Stock“), ein Würgeisen zur Hinrichtung von Delinquenten.

759 Die Argonauten (Ἀργοναῦται, Argonautai) hatten unter der Führung von Jason (griech. Ἰάσων, Jásōn) und mit Hilfe der Medea (griech. Μήδεια, Mḗdeia) das Goldene Vlies (griech. Χρυσόμαλλον Δέρας, Chrysómallon Déras), das Fell eines goldenen Widders, aus Kolchis (griech. Κολχίς, Kolchís; georg. კოლხეთი, Kolcheti) geraubt und nach Iolkos (griech. Ιωλκός, Iōlkós; neugriech. Βόλος, Volos) zu Pelias (griech. Πελίας, Pelías), dem Sohn des Meeresgotts Poseidon (griech. Ποσειδῶν, Poseidṓn), gebracht.

Bei der Gründung der vielen kleinen Staaten in Südost-Europa, der Königreiche, Republiken und Kolonien, erkennen wir, je nach dem das Land oder das Meer der Hauptkampfplatz ist, Buccanier- oder Flibustierzüge mit all der Auszeichnung von Tapferkeit, Grausamkeit und blutigem Humor, die wir in Amerika wiederfinden. Zahlreiche Ebenbürtige schwärmten an den Küsten und Grenzen des vorchristlichen Germaniens und Galliens, Skandinaviens und Britanniens. Die Ruhe dreier Welttheile – und nur deswegen nicht mehrer, weil man damals nicht mehre kannte – erschütterten sie zuerst im Geleite der Völkerwanderung, die mit den Hunnen aus Asien nach Europa kam und mit den Vandalen in Afrika endigte. Aber die Muster und Meister aller Flibustier in Europa und Amerika sehen wir im Jahre 449[760] nach Christo jene Flagge aufhissen, die – noch heute an ihrem Mastbaum flattert. Die Angeln und Sachsen, geführt von ihren Seeräuber-Häuptlingen Hengist und Horsa, gingen zu Schiff nach England, zu Hülfe gerufen von einer unterliegenden Partei, gerade so wie Walker nach Nicaragua, und sie eroberten jenes Land, wie vielleicht Walker dieses erobern wird, und behielten es. Aus ihrem Räuberwerk erwuchs das groß mächtige britische Reich. – Es ist ein großes, stolzes, herrliches Volksleben, das in Englands Geschichte vor uns liegt. Das eigene Vaterland und den ewigen Lehrer rein menschlicher Weisheit, das klassische Alterthum, ausgenommen, verdient kein Volksleben eine so genaue innige Beachtung, als das britische, nach allen Phasen seines nationalen Bewußtseins und nach allen Radien, auf welchen die tausend Fühlhörner seiner Industrie- und Handelsspekulation vom kleinen England aus nach jeder Seite der Peripherie des Erdkreises hinaustasten. Der Engländer, der kluge und kühne Pilot und Rechenmeister Europa's, er fand den archimedischen Punkt, der die Erde trägt, und legte auf ihr den Grundstein seiner Macht: an der langen, allumfassenden Kette der Bedürfnisse und der Civilisation schleppt er die Völker hinter sich her, Bedürfnisse und Civilisationsliebe schaffend und befriedigend gewann er die Herrschaft: die Weltherrschaft! Aber Flibustier ist er geblieben. Gehetzt von dem alten angelsächsischen Blut hat er bis in sein hohes ehrwürdiges Alter herauf immer von Zeit zu Zeit noch einen Flibustierzug ausgeführt, sei es gegen das Eigenthum (Kopenhagen 1807[761], Preußen 1807[762] etc.), sei es gegen den Gewerbfleiß und die Aufstrebelust (Spanien, Griechenland, Aegypten etc.), oder sei es gegen genehme oder drohende Vorräthe, Pläne oder Verschlossenheiten (China, Rußland, Neapel etc.) seiner zeitweiligen guten Freunde, getreuen Nachbarn und desgleichen. Und wenn er einen seiner Buccaniergriffe in die Kronschätze und Perlenschreine schwacher indischer Könige vorhat, so zieht er incognito aus als ostindische Kompagnie. Das ist erst gestern wieder geschehen. Und das sind keine „Jugendstreiche" mehr; gerade solchen gegenüber seht Ihr erst recht, was für ein alter Sünder dieser Engländer ist.

Und das ist der Vater des „Bruder Jonathan"[763]. Ihn hat er ausgestattet mit allen seinen Tugenden und mit allen seinen Lastern, und dieser hat Beides ausgebildet mit der Energie einer urkräftigen Natur. Wir brauchen nicht weiter beim Gleichniß zu bleiben; alles Andere versteht sich von selber.

Etwas Anderes ist das Folgende. Wenn wir vor einem der höchsten Berge der Anden in der heißen Zone stehen, so haben wir vom Fuße bis zur Spitze alle Klimate und alle Abstufungen des Pflanzenreichs, von der Palme der heißen Sonne durch die Wein- und Getreideländer, die Lorbeerhaine und Eichenwälder, die Alpenmatten und Haferfelder, die Zwergkiefer und das Krüppelholz bis zum ewigen Schnee vor uns: wir sehen am Berge mit einem Blicke, was wir auf der Ebene von der Sahara durch Marokko, Spanien und Frankreich, die Alpen, Deutschland und Schweden bis nach Spitzbergen zusammensuchen müßten. Ebenso steht Amerika vor uns als Spiegelbild der 2000jährigen Geschichte Europas

---

[760] Im Jahre 449 hatte der brit. Warlord Vortigern (walis. Gwrtheyrn; altengl. Wyrtgeorn; breton. Gurthiern; ir. Foirtchern) mit den Brüdern Hengist und Horsa, den legendären Anführern der Angeln, Sachsen und Jüten, einen Pakt zum Kampf gegen die von Norden einfallenden Pikten und Skoten geschlossen, der letztlich in England zur Landnahme durch die die Angeln und Sachsen führte.

[761] Im Jahr 1807 hatte die Royal Navy mit dem Bombardement Kopenhagens die Herausgabe des nahezu gesamten Rests der während der antifrz. Koalitionskriege neutral gebliebenen Flotte Dänemarks erzwungen, nachdem sie den Großteil der Flotte bereits 1801 in einer ersten Seeschlacht vor Kopenhagen vernichtet bzw. entführt hatte.

[762] Großbritannien hatte als Reaktion auf die am 21. November 1806 verfügte frz. Wirtschafsblockade der Kontinentalsperre mit Wirkung vom 7. Januar 1807 den Handel mit sämtlichen Verbündeten Frankreichs, zu denen auch Preußen seit seiner Niederlage bei Jena und Auerstedt im Oktober 1806 zählte, untersagt.

[763] Siehe hierzu S. 207, Anm. 696.

auf Einem Blatt. Wir sehen die Wilden im Urwald, die Pelzjäger, die Nomaden, die Ackerbauer, die Dörfer, die Städte bis zu den Eisenbahnen und Dampfschiffen der Flüsse und der Meere aneinander gereiht, wie im Kulturgeschichtsbuche. Dort ziehen die Argonauten nach Kalifornien auf kühn geschnäbelten Schiffen, dort die Mormonen[764] durch die Wüste, die Völkerwanderung wogt von Nord nach Süd, vom Aufgang zum Niedergang, und das Kreuz hält seine Züge gegen die Heiden. Da hat die Monarchie ihr Panier aufgesteckt, konstitutionell, und Papst und Despot in Einer Person regiert in Paraguay den Priesterstaat[765] wie nur je in Israel und Rom. Und droben steht die Republik, in sich Rom und Griechenland, Venedig und Hansa vereinigend, mit den höchsten Interessen der Gegenwart im Bunde, während dort die Angelsachsen ihr Flibustierschiff besteigen, vom Schicksal voraus getriebene Kämpfer, die für ein politisches Rechenexempel der Zukunft in den Tod gehen, derweil sie im europäischen Geschichtsbuch 1400 Jahre rückwärts gesucht werden müssen.

Wer Amerikanisches beurtheilen will, muß Jedes in das ihm entsprechende europäische Geschichtsfächlein stecken: dann wird das Urtheil gerechter, klarer, wenigstens menschlich nachsichtsvoller ausfallen.

Walker's Expedition nach Central-Amerika kann Noch kein Gegenstand unserer Darstellung seyn; das Universum wird das Ende derselben abwarten. Ueber Nicaragua, den Hauptzankapfel dieses Streits, seine Wichtigkeit für den zukünftigen Weltverkehr und den Willen der Völker der Union, sich dieses Thor der einstigen Handelskönigin der Welt im „großen Passageland des freien Verkehrs für alle Völker"[766] von keiner Macht der Erde entreißen zu lassen, ist im Bd. XVII, S. 17 (Der See Nicaragua) und S. 141 ff. (Der See Managua etc.) ausführlich gesprochen. Dahin verweisend, übergebe ich die Leser der Führung J. Fröbel's[767], welcher einen großen Theil Mittelamerika's und namentlich Nicaragua im Interesse des Universums bereist hat. Er schreibt[768]:

Leon, die Hauptstadt von Nicaragua, bedeckt einen weiten Raum auf einer der schönsten und fruchtbarsten Ebenen der Welt. Diese Ebene ist im Norden durch eine Reihe vulkanischer Gipfel begrenzt, welche fast wie riesenhafte Kunstwerke aus der bewaldeten Fläche emporsteigen. Südwärts ist sie von einem Zuge grüner Hügel eingesäumt, während sie im Osten sich am Fuße des Acsusco[769] an den See von Managua anschließt, und gegen Westen und Südwesten sich ungehemmt bis an das stille Meer erstreckt. – Zwei kleine Flüsse durchschneiden, der eine im Norden, der andere im Süden der Stadt, in dunkelbeschatteten Schluchten die Fläche. In der trockenen Jahreszeit führen sie krystallhelles Wasser, welches aus starken Quellen hervordringt. Unter der Stadt vereinigen sie sich und erreichen, in einer Entfernung von sechzehn bis achtzehn Meilen, das Meer. Der nördliche von ihnen läuft zwischen der eigentlichen Stadt und der Vorstadt Guadelupe durch. Eine alte steinerne Brücke, die niemals vollendet wurde und wieder halb verfallen ist, spannt über das kleine Thal ihre von Gesträuch halb verhüllten Bogen. – Die Stadt ist regelmäßig gebaut, mit geraden Straßen und großen einstöckigen Häusern, welche, wie die Häuser aller Städte dieses Laudes, mit ihren Höfen einen großen Raum einnehmen. Aber noch mehr breiten sich die zerstreuten Hütten der Vorstädte mit ihren Gärten zwischen Wald und Gebüsch aus, und da hinein gewährt unsere Stahlplatte uns einen Blick. Unter den öffentlichen Gebäuden lenkt die Kathedrale[770] vorzugsweise den Blick auf sich. In jeder Ansicht der Stadt bildet sie den dominirenden Gegenstand. Sie ist ein massives Steingebäude, mit gewölbtem massivem Dache und mehreren Kuppeln, und gilt als das bedeutendste Bauwerk im ganzen spanischen Amerika. Ihre Erbauung fällt in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts (1706–1743). Ihr vortreffliches Mauerwerk hat

[764] Siehe hierzu S. 176, Anm. 569.

[765] Die in den Jahren von 1609 bis 1767 zum Schutz der indigenen Bevölkerung eingerichteten Jesuitensiedlungen (span. reducciones) in Lateinamerika (am ausgeprägtesten in Paraguay), die von der span. Obrigkeit fälschlicherweise als Jesuitenstaat denunziert wurden.

[766] Beilage zur Allg. Zeitung Nr. 183. wie S. 221, Anm. 752, S. 2922.

[767] Siehe hierzu S. 188, Anm. 612.

[768] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[769] Der Vulkan Asososca am gleichnamigen See.

[770] Die in den Jahren 1747 bis 1860 erbaute Himmelfahrtskathedrale (span . Insigne y Real Basílica Catedral de la Asunción de la Bienaventurada Virgen María).

verschiedene Erdstöße ausgehalten, ohne eine Spur davon zu zeigen. In den Bürgerkriegen[771] der zwanziger Jahre hat sich ihre Festigkeit nicht minder bewährt. In dieser Zeit der Verwüstung, aus der noch jetzt die Hälfte der inneren Stadt in Trümmern liegt, hat sie wiederholte Kanonaden ausgebalten, und 1823 haben dreißig Kanonen auf der Plattform ihres Daches gestanden. Ein Blitzstrahl jedoch hat in einem der letzten Jahre die Spitze des einen Thurmes zerschmettert und den Thurm gespalten. Das Panorama von dem Dache dieser Kirche gehört zu den prachtvollsten Sehenswürdigkeiten in ganz Central-Amerika. Zu den Füßen liegt die Stadt mit ihren geraden rechtwinkeligen Straßen, breiten Häusern, Ruinen, Höfen und Fruchtbäumen, – umher die weite grüne Fläche, Fruchtgärten, Maisfelder, Wald – von Osten bis Nordwesten die Gipfel der Vulkane Acsusco, Las Pilas, Orota[772], Telica[773], Santa Clara und Viejo[774], an ihren Seiten von unten hinauf durch den in ihren Schluchten auslaufenden Wald, von oben herab durch alte Lavaströme streifig schattirt, – im Süden die waldigen Hügel der Küste, – und im Südwesten, bei klarem Horizonte, ein ferner Schimmer des stillen Meeres. – Ich habe schon erwähnt, daß ein großer Theil der Stadt aus der Zeit der Bürgerkriege, welche auf die Losreißung des Landes von der spanischen Herrschaft folgten, noch jetzt in Ruinen liegt. Leon ist damals der Schauplatz eines der hartnäckigsten und langwierigsten Kämpfe gewesen, welche in der Geschichte der Revolutionen vorgekommen. Straße gegen Straße, Haus gegen Haus haben die beiden Parteien der Liberalen und Servilen einen wahren Vernichtungskampf geführt. In einer einzigen Nacht sind tausend Häuser niedergebrannt worden. Geht man jetzt durch manche Straßen, wo die Zerstörung am stärksten gewüthet hat, so glaubt man kaum, sich in der neuen Welt zu befinden. Cactus und Agaven auf Trümmerhaufen, und Palmen, die sich über alte Mauern erheben, versetzen die Phantasie an irgend einen Punkt Südeuropa's, Nordafrika's oder der Levante[775], an welchem die Weltgeschichte verheerend vorübergegangen, und nur, wenn man wahr nimmt, daß die Ruinen nicht aus Stein, sondern aus Adobos[776] (an der Luft getrockneten Lehmquadern) – einem leicht zerstörbaren Material – bestehen, verschwindet die Vorstellung eines ehrwürdigen Alters, und aus den vermeintlichen Monumenten werden niedergeschossene Lehmhäuser. – Das jetzige Leon wurde, an der Seite der alten indianischen Hauptstadt Subtiaba[777], welche noch jetzt als Vorstadt eine abgesonderte Gemeinde bildet, erst 1610 erbaut. Hernandez de Cordova[778], der Eroberer von Nicaragua, hatte im Jahre 1523 seine Hauptstadt Leon de Nagrando an der westlichen Spitze des Sees von Managua, am Fuße des Acsusco. gegründet, an einer Stelle Namens Ymbita[779], wonach noch jetzt die westliche Bucht des Sees die Bai von Moabita genannt wird. Die Bewohner scheinen durch die benachbarten Vulkane, wahrscheinlich durch den Momotombo, viel haben leiden zu müssen und dadurch endlich gezwungen worden zu sein, jenen Ort aufzugeben, worauf Leon an seiner jetzigen Stelle erbaut wurde. Hier traf die Stadt im Jahre 1685 ein anderes Unglück. Sie wurde von den Flibustiern unter Dampier[780] überfallen, geplündert und zum Theil niedergebrannt. Nach einer Zählung vom Jahre 1847 hatte Leon mit Subtiaba 30,000 Einwohner.

So weit Fröbel. Leon zählte zur Zeit der spanischen Herrschaft gegen 60,000 Seelen, aber welche! Nach dem Paschaleben, das die Großen des Landes hier führten, hieß die Landschaft damals: „Das Paradies des Mohammed!" Noch heute ist die indianische Bevölkerung in der Ebene von Leon die beste

[771] Der Jahre 1856/57.

[772] Der Vulkan Rota.

[773] Siehe hierzu S. 216, Anm. 739.

[774] Siehe hierzu S. 215, Anm. 737.

[775] Histor.-geogr. Bezeichnung für die Länder am östlichen Mittelmeer, das Morgenland (von mittelfrz. levant, der Osten).

[776] Recte: Adobes.

[777] Siehe hierzu S. 201, Anm. 670.

[778] Siehe hierzu S. 204, Anm. 683.

[779] Heute Moabita.

[780] Der engl. Freibeuter und Entdecker William Dampier (1651–1715).

des ganzen Landes. Die Städte der Eingebornen, sagt derselbe Correspondent der Allg. Ztg.[781], dem wir die Einleitungsworte zu diesem Artikel entlehnt haben, waren zwar nicht so groß und prächtig, wie in den Reichen der Quichen[782] und Azteken, ihre Bewohner standen aber doch auf einer gewissen Kulturhöhe, bauten sich reinliche Palmhütten, hatten ihre Tempel und bildeten unter ihren Caziken[783] geordnete Staaten und Gemeinwesen. Unmenschliche Mißhandlungen von Seiten der Sieger und Herren haben die Eingebornen hier noch mehr als in Peru und Mexiko gezehntet und geistig gebrochen. Ohne Unterschied des Standes und Geschlechts mußten die Eingebornen hier Sklavendienste für ihre spanischen Herren verrichten. Adelige, selbst Caziken, Greise, Weiber und Kinder mußten als Peones (Tagelöhner, ein anderer Name für Sklaven) Tag und Nacht arbeiten, den Boden beackern, die Haciendas bestellen, schwere Lasten, Schiffbauholz etc. nach dem Hafen schleppen. Da erlagen Tausende den Anstrengungen und Leiden. Und wenn irgend einmal in einem Manne der Zorn aufbrauste zum Widerstand, da erwartete ihn die gräßlichste Rache. Man ließ solche auf dem öffentlichen Platze lebendig von Hunden zerreißen und überließ diesen die Leichname zum Fraß. – Die spanische Raçe aber verfaulte geistig und körperlich, sie ward ein des Wegfegens werthes Geschlecht. Und wo Gott und die Natur ein Land zu so Großem ausersehen haben, wie dieses Central-Amerika[784] für die Völker der alten und der neuen Welt, da schickt die Nemesis[785] ihre Schaaren gegen die nichtswürdigen Nachkommen unwürdiger Vorfahren, und Feuer und Schwert müssen Bahn brechen für Pflug und Anker thatkräftiger, arbeitseliger Menschen. – Auch in dieser Beziehung dürfen wir auf Europa zurückblicken. Auch hier hört die Poesie des Herumschlenderns auf in allen Staaten, die mit festem Schritt vorwärts gehen. Die Hand der Civilisation ist hart geworden, sie führt mit Gewalt, wo der gute Wille nicht mit Einsicht folgt. Es wird diesseits wie jenseits des Oceans die Zeit kommen, wo es innerhalb der Kulturstaaten nirgends mehr ganzen Klassen der Gesellschaft, wie Zigeunern und dergleichen, gestattet sein darf, den Mond für ihre Sonne zu erklären und jeden Wald für ihr Nachtquartier.

---

[781] Die 1798 gegründete „Allgemeine Zeitung", die von 1807 bis 1882 im Cotta'schen Verlag in Augsburg, danach bis 1908 in München erschien.

[782] Eigentl. das Volk der Quiché in Guatemala, damals jedoch allg. die Bezeichnung für die Mayas.

[783] Kazike (span. cacique), Bezeichnung für indigene Anführer oder Adlige in Mittel- und Südamerika.

[784] Wegen des für dort vorgesehenen Isthmus-Durchstichs, der dann jedoch in Panama erfolgte (siehe hierzu S. 188, Anm. 606).

[785] Siehe hierzu S. 10, Anm. 10.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 88.

Chagres[786] in Mittelamerika.

Auf der Ostküste der Landenge von Panama, westlich von Porto Bello[787], ist der geographische Punkt unseres Bildchens zu suchen. Das alte Kastell von San Lorenzo beherrscht hier die Mündung des Flusses von Chagres – des Alligatorflusses, Rio de los Lagardos[788], wie die Spanier ihn nannten – und beschützt das an seinem Fuße liegende, nach dem Waldsaume sanft aufsteigende Dorf der Eingeborenen, das ebenfalls Chagres heißt. Dieser Schutz würde, in einem Falle der Noth, freilich wenig zu bedeuten haben, das Kastell ist aus Mangel an Reparaturen beinahe Ruine geworden, denn der Sandstein, aus dem es erbaut ist, verwittert schnell in dem feuchten Klima. Das Haus des Kommandanten gleicht ebenfalls einer Ruine, aber aus Holz. Nur die Armirung zeugt von besseren Tagen der Befestigung. J. Fröbel[789] sah dort noch über dreißig eiserne und zehn bronzene Kanonen und große Pulver- und Kugelvorräthe. Ueberaus großartig und reizend ist die Aussicht vom Kastell sowohl nach dem Meer und der langen, vom Urwald bedeckten Küstenlinie, als nach den Waldhügelwellen des Landes und dem Thal des Flusses, der ebenfalls im dunklen Schatten des Walddickichts daherzieht.

Die Einwohner von Chagres sind eine äußerst starke und wohlgebaute Raçe, entstanden aus einer Mischung indianischen, afrikanischen und etwas spanischen Bluts. Man wird überrascht durch die nicht seltene Erscheinung sehr angenehmer und intelligenter Gesichtszüge. Ihre Sprache ist die spanische, und auch ihre Tracht zeigt namentlich bei den Frauen, wie Fröbel sagt, die halbwilde Eleganz der gemischten Volksklassen der spanisch-amerikanischen Länder. Vor Allem erfreut die allgemeine Reinlichkeit dieser farbigen Bevölkerung. Gerade sie machte einen doppelt wohlthätigen Eindruck damals, wo auf der anderen Seite, am linken Ufer des Chagres, eine nordamerikanische Niederlassung „langhaariger, bärtiger, ungewaschener, ungekämmter, blasser, hohläugiger Männer, von denen Mancher die schwere Tasche eines zerlumpten Kleidungsstücks vorsichtig mir der Hand zuhielt", pilzartig aufgeschossen war, als die Reiseroute der kalifornischen Passagiere noch über Chagres ging. Seitdem Aspinwall[790] diesen Reisestrom an sich gezogen, ist die ganze breterne, branntweinduftende Kolonie wieder verschwunden.

---

[786] Das ehemalige Fort San Lorenzo; heute gibt es dort nur noch eine Stadt namens Nuevo Chagres.

[787] Portobelo in Panama.

[788] Río de los Lagartos, Eidechsenfluß.

[789] Siehe hierzu S. 188, Anm. 612.

[790] Heute Colón in Panama (siehe hierzu S. 188, Anm. 609).



CHAGRES
(CENTRAL-AMERICA)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh. — Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 221-226.

DCLVII. Kiel in Holstein.

Wir [sic!] haben einen Blick in die Natur des amerikanischen Sonnenlandes gethan. Es that eine neue Welt sich vor uns auf. Wir ahneten das neue Leben, das sich in jenen Regionen entwickelt, und sahen gleichsam ein Stück von dem Schleier, welcher eine neue Zukunft des Menschengeschlechts verhüllt. Ihn lüftet keine Forscherhand der Gegenwart; aber die Zeichen spannen die Erwartung hoch. Ueberall ist ein heimliches Regen; ein stilles und doch gewaltiges Treiben; ein unaufhörliches Ineinanderschießen von Wärme und Licht; ein Hin- und Widerstrahlen, ein Auf- und Abwogen, ein Gähren und Brüten, ein Heben und Sinken wie vom Athem der Zukunft. Die todten Massen der transatlantischen Kontinente beleben sich vor unsern Augen. Sie streifen ihre Hüllen ab, die schlummernden Kräfte erwachen, die gebundenen Triebe werden frei und die Länder von überschwenglicher Fruchtbarkeit und voll von Schätzen – sie öffnen ihre Pforten, um die Menschen der alten Welt zu empfangen. Die Nationen der alten Civilisation sind in Bewegung und Millionen bereiten sich vor, ihre Wohnsitze zu wechseln. Der Wandertrieb hat die verborgensten Kräfte der Völker erregt, ein geistig-elektrischer Strom kreißt in ihrem Innern, und die Gewalten, welche mit Bannsprüchen und Formeln das große Räthsel zu lösen gedenken und die organische Entwickelung des Menschheitlebens zu regeln wähnen, wie in Laboratorien und Retorten einen chemischen Prozeß, sind selbst nur ein Agens mehr, um die Gährung und die Zersetzung zu beschleunigen, welche der Bildung der neuen Formen voraus gehen. Es ist ein nutzloses Bemühen, den Geist der Menschheit auf den Destillirapparat zu bringen und die Ströme der Meinungen willkürlich leiten zu wollen wie den Gedanken am Telegraphen-Drahte. Die es versuchen, sind Thoren; aber auch sie müssen seyn; auch sie gehören zu der Schaar von Kräften, welche gegenwärtig die alten Völker in Bewegung setzen, um sie auf die Wanderschaft zu schicken. Das scheinbare Hemmen und Niederhalten wirkt doch am Ende nur als Anstoß und Förderungsmitel für das raschere Entfalten des erregten Emigrationstriebs. Wenn die alten Reiche und Länder, geknechtet und ausgesogen, verblühen oder zu Grunde gehen und Despotie und Anarchie im Todtengräberamte abwechseln, so bleibt die Thatsache doch unerschüttert, daß der civilisirte Mensch nie mehr ein Höriger der Scholle werden kann und ein Amerika vorhanden ist, wo Freiheit und Ordnung zu Hause sind und wo er eine Heimath im verklärten Gewande wiederfindet.

Die erwachte Lust der Menschen am Wechsel und Wandel, ihre unbezwingliche Sehnsucht nach befriedigendern und glücklichern Zuständen, der Verfall der Macht der Gewohnheit, der Muth zum Zerbrechen der alten Fesseln, die Wanderfreudigkeit, die alles Volk ergriffen hat, und der Trieb, der zur Flucht hindrängt aus den alten Kontinenten und Reichen, wo die Gewalt des Einzelnen oder einer Minderheit herrscht, sind die wichtigsten Faktoren dieser Zeit. Der Auswanderungstrieb ist die letzte rettende Kraft für die alten Völker; eine Kraft, die alle Verhältnisse mehr und mehr beherrscht und sie in neue Bahnen weist. Jahrtausende hatte sie geschlummert, oder doch nur periodenweise und im mäßigen Umfang sich geäußert. Da schlagen die Blitze der erzürnten Gewaltigen in die aufschäumenden Wogen der unzufriedenen Völker; aber sie zünden in der Tiefe, während sie die Oberfläche beruhigen. Die unversöhnlichen Gegensätze in der alten Gesellschaft, die der äußere Druck nur um so stärker fühlen läßt, haben zum Nachdenken gebracht. Die Massen haben sich ein Urtheil gebildet. Viele halten die alte Heimath nicht mehr des Streites werth; Gleichgültigkeit tritt mehr und mehr an die Stelle der Vaterlandsliebe; man trennt sich leichtern Sinnes von der Scholle, auf der man geboren ist, und dadurch wächst mit jedem Jahre der Menschenstrom aus der alten Welt nach der neuen im Westen. Die Strömung einzudämmen, ist eine Unmöglichkeit. Die Anziehungskräfte Amerika's sind unüberwindlich geworden, und was jetzt die Macht erstrebt, um ihnen indirekt entgegen zu wirken, verfehlt seinen Zweck ganz und gar und macht nur das Uebel ärger, was sie heilen will. Groß gezogen an den Brüsten der Wissen-

schaft und des Nachdenkens, können die civilisirten Völker nicht mehr in magnetischen Schlaf versinken. Alle Experimente zu diesem Zweck müssen scheitern, und am wenigsten kann eine Lehre fruchten, welche die Gottheit in geistiger Finsterniß zu suchen befiehlt und ihr mit Racheopfern statt mit Liebesopfern dient. Kopf und Herz der Mehrzahl sind solchen Lehren unzugänglich, und Verstand und Gemüth wenden sich von ihnen weg mit Abscheu.

Bei den sich in der Gesellschaft überall begegnenden schroffen Kontrasten sehnt sich das Geschlecht vergeblich nach Versöhnung bringenden Thaten. Selbst die Hoffnungsreichsten geben die Hoffnung auf. Aber neben der Hoffnungslosigkeit geht die Angst vor neuen Umwälzungen, und beide vereint führen dem Geiste der Freiheit und Selbstregierung, der in Amerika waltet, beständig aus den Reichen der alten Kontinente ungezählte Schaaren zu. Wer nicht fort kann, durch die Bande der Verhältnisse an das alte Vaterland gefesselt, und wer nicht die Kraft hat, sie zu zerreißen, der muß mit Resignation sich wappnen und ertragen, was zu ändern nicht in seiner Macht steht. Das schwerste Kreuz trägt der Patriot. Die letzten Blumen, die ihm im Vaterland blühen, sind – Passionsblumen.

Passionsblumen! Ueppiger wuchern doch diese nirgends, als im fetten Marschboden der Nordmarken Deutschlands, in Schleswig-Holstein. Schleswig-Holstein! Ist’s doch, als wäre der Laut, bei den [sic!] die deutschen Herzen so warm und so rasch geschlagen, schon kein deutscher mehr! Ist es deutsches, oder ist’s fremdes Land, was die Dänen knechten[791]? Wer kann mir’s sagen? Ach! Der Deutsche kennt die Grenzen seines Vaterlandes so wenig mehr, als die Freiheit.

Aber was quälen wir unsern Geist mit Zuständen, wo kein Fragen hilft und kein Klagen! Licht und Frei heit blieben darum doch im Reiche der Natur, und in jenem Licht wollen wir auch das Land der Holstein-Schleswiger betrachten, nicht wie einen Kirchhof der gequälten Menschen, die sich emporkrümmen zum Schöpfer, wie der zertretene Wurm, und ihm zurufen: Hast du uns darum zum Leiden geschaffen, weil uns deutsche Väter ge zeugt und deutsche Mütter geboren haben?

Die von zweien Meeren, der Ost- und Nordsee, umschlungenen Länder Schleswig und Holstein sind, wie die Küsten von Hannover, Oldenburg und Holland, einst von den Fluthen des Oceans bedeckt gewesen. Die Gewalten, welche von Zeit zu Zeit die Kruste des Erdballs verändern, indem sie Theile derselben aus der Tiefe an’s Sonnenlicht heben, andere aus diesem in die Nacht der Gewässer versenken, hoben auch jenes Land aus dem Meergrund. Als die Menschen kamen und sich auf dem Lande ansiedelten, war es eine weite Moor- und Sumpffläche, bedeckt mit Seen, durchzogen von schleichenden Flüssen. Haide und Torfgewächse, niedrige Birken und Kieferholzungen waren die Bildner seiner Vegetation. Es gehörte tausendjähriger ausdauernder Fleiß dazu, die Schlamm und Moorbänke durch Eindeichungen und Gräben zu entwässern, als fruchtbares Feld dem Ackerbau zu erobern und es vor neuer Ueberfluthung zu sichern. So sind jene reichen Landstriche der Marschen entstanden, welche das Meer und die Flüsse an der Nord- und Ostsee in einer Ausdehnung von fast 100 Quadratmeilen umziehen und an deren Ränder Reichthum und Wohlhabenheit in etwa 80 Städten und Flecken und mehren tausend Gehöften ihre Wohnsitze aufschlugen.

Diese Marschen bilden eine besondere Welt für sich. Schon ihr Aeußeres zeigt sie als eine solche. Da die Marsch ein Niederschlag aus dem Wasser ist, so ist sie vollkommen flach und scheidet sich daher scharf von dem hügeligen Sandboden (dem alten Meergrund), der ihr, wie dem Fleisch die Rippe, zum Halt dient. Die Marschbewohner nennen dieses wellige Sandland die „Geest“ oder „Gast“. „Geest“ und „Marsch“ sind in den Vorstellungen der Friesen und Holsten immer Gegensätze und ein rechter Marschbewohner glaubt wohl gar, das feste Land überhaupt bestehe aus Marsch und Geest. Die Marsch ist niedrig, eben: die Geest uneben; jene ist überaus fruchtbar; diese ist es in viel minderem Grade: die Marsch ist baumlos; die Wälder der Friesen und Holsten sind nur in der Geest zu finden: in der Marsch ist jede Handbreit Boden angebaut und Privateigenthum; in der Geest sind große Strecken ohne Kultur, Haide oder Moorland, und Gemeingut der Städte und Kirchspiele: die Marsch ist von schnurgeraden Deichen und Kanälen durchzogen, ohne lebendige Brunnen; in der Geest bedarf es jener Anstalten nicht, denn dort rieseln die Bäche und Quellen. Die Straßen und Wege der Marsch sind bei trockenem Wetter vortrefflich; sobald aber anhaltender Regen eintritt, wird sie zu Roß und Wagen un-

[791] Schleswig-Holstein wurde ursprüngl. auf Wunsch der dortigen Ritterschaft (Vertrag von Riepen) von 1460 bis 1864 als Herzogtum von den dän. Königen regiert.

passirbar. Alle Wege lösen sich dann in einen so tiefen, klebrigen Schlamm auf, daß aller Verkehr von Ort zu Ort aufhören muß. Es ist dann nicht besser in diesen gesegneten Gegenden Norddeutschlands als in den russischen und ungarischen Marschen am Don, Dniepr[792] und der Theiß, oder an der untern Donau, in Bessarabien und der Moldau.

Ganz Holstein und so weit die deutsche Zunge in Schleswig reicht, ist Marsch und Geest. Von der jütischen Grenze ab nordwärts nimmt aber die Bodenbeschaffenheit einen andern, mehr steppenartigen Charakter an. Damit tritt zugleich das dänische Volkselement überwiegend hervor.

Holstein, der Sitz uralter deutscher Kultur, hat die reichsten Marschen, und auf großen Strichen des Landes gibt der Ackerbau, bei der sorgfältigsten Bewirthschaftung, größere Erträgnisse als irgendwo in Europa. Zunächst der Flüsse bedecken unabsehbare Wiesenfluren mit dem fettesten Graswuchs das Land, auf denen die Heerden jener kolossalen Rinderweiden, welche auf dem londoner Markte der beständige Neid des englischen Züchters sind; und wie die Heerden, so sind auch die Wohnungen der Menschen weit und breit zerstreut, und jedes Gehöft gibt, inmitten der Fruchtfelder und Weiden gelegen, einen heitern und schönen Anblick. Die Wohnungen sind, um Trockenheit für dieselben zu erlangen, auf künstlich aufgeworfenen kleinen Hügeln erbaut (Wurten oder Warten genannt), so daß jeder Bauer aus seiner Stube schon die ganze Fläche seines Besitzes übersehen kann. Das angelsächsische Sprüchwort: *my house is my castle* (mein Haus ist meine Burg) wird im Lande der Friesen und Angeln buchstäblich wahr. Die Häuser ragen von ihren Hügeln wie Burgen hervor und man sieht sie in der Fläche oft auf die Entfernung von mehren Stunden.

An den Böschungen dieser Wurten wird. Alles gebaut, was der Friese und Holste vor der Nässe und Ueberschwemmung bewahren muß. Sie sind sein Garten. Hier und da steht auch ein schattender Obststamm auf dem trockenen Boden mit Bank und Tisch unter seinem Laubdach. Sonst sieht man weder Busch noch Baum. Die Häuser sind einstöckig, mit hohen Ziegeldächern; und über jeder Hausthür ist ein, die Hausbewohner vor den Sonnenstrahlen schützender Vorsprung oder Bogen, blendend weiß angestrichen, schon von weitem einladend und gastlich. In jedem Thürpfosten sind starke Haken eingeschlagen und eiserne Ringe, um Pferde daran zu binden; denn die Marschbewohner machen den Nachbarn ihre Besuche am liebsten zu Pferde. Selbst die Weiber reiten; – der Mann nimmt sie hinter sich auf den Gaul, wie der amerikanische Ansiedler im fernen Westen. Alle Marschländereien sind mit tiefen Gräben umzogen, um durch Kanäle und Schleusen das über flüssige Wasser dem Meere zuzuführen. Im Herbst und Frühjahr sind sie voll – und dann ist jeder Acker eine Insel, zu der ein Bret als Steg führt. Im Sommer aber sind die Gräben trocken und mit üppigem Grün überzogen. Dann sieht man überall die Rinder in denselben grasen.

Ich habe schon an einer früheren Stelle meines Buchs das Volk dieses Landstriches geschildert[793]. Es ist der alte Heldenstamm der Friesen und Angelsachsen, welcher in den Enkeln seiner Ahnen, die England eroberten, jetzt die halbe Erde beherrscht. Und dieses Volk, der Stolz und die Kraft der deutschen Nation, geißelt der Däne, weil es sein Recht nicht lassen will und sein Volksthum nicht ändern mag, wie ein Schuft seinen Glauben, – wie ein Höfling sein Kleid.

Kiel ist der Mittelpunkt und der Träger des geistigen und materiellen Lebens Holsteins. In herrlicher Lage, an einer tiefen, weit in das Land hineintretenden Bucht der Ostsee, wo der Eider-Kanal[794] mündet, und von der Seeseite her durch die Veste Friedrichsort[795] vor jedem Handstreich geschützt, in einer reizenden und fruchtbaren Landschaft, ist die Stadt an Größe, Handelsthätigkeit und Wohlstand bis auf die neueste Zeit stätig fortgewachsen, und seitdem die Eisenbahnverbindungen[796] mit der

---

[792] Der Dnepr (weißruss. Дняпро, Dnjapro; ukrain. Дніпро, Dnipro; russ. Днепр, Dnepr).

[793] Im Artikel „Emden in Ostfriesland" im 12. Bd., S. 105-112.

[794] Der als „Schleswig-Holsteinischer Canal" bzw. „Schleswig-Holsteinischer Kanal" erbaute Eider-Kanal bzw. Eider-Canal verband von 1784 bis 1890 die Kieler Förde bei Kiel-Holtenau mit dem natürlichen Flußlauf der Untereider bei Rendsburg; er fand dann größtenteils für den von 1887 bis 1895 gebauten Nord-Ostsee-Kanal Verwendung.

[795] Heute ein Stadtteil im Norden von Kiel.

[796] Kiel war am 18. September 1844 durch die „König Christian VIII. Ostseebahn" (dän. Christian VIII. Østersø Jernbane) angeschlossen worden.

Nordsee und der Elbe ihr frische Hülfsquellen zuführten, ist der Aufschwung des Kieler Verkehrs so groß geworden, daß er die Eifersucht Hamburgs, Altonas und Lübecks erregte und alle übrigen deutschen Ostseehäfen, Stettin nicht ausgenommen, überflügelte. Seit 20 Jahren hat sich die Bevölkerung Kiels von 8000 auf 16,000 vermehrt; die Frequenz des Hafens stieg auf fast das Dreifache (von 1300 Fahrzeugen auf 3200) und in gleichem Verhältniß wuchsen Ein- und Ausfuhr bis zum Jahre 1848. Dieses war der Wendepunkt. Die deutsche Professoren-Revolution, „welche vor den Thronen stehen blieb“[797], riß auch Holstein mit ins Verderben, und die, nach nutzlos vergossenen Strömen Bluts, ärger als je zurückgekehrte Knechtung des Landes durch den gereizten Dänen steckte dem Erblühen Kiels ein Ziel. Kiel, das im Kampfe gegen die Unterdrückung[798] des holsteinischen Rechts und deutschen Volksthums die größten Opfer am bereitwilligsten und freudigsten brachte, blutete an den Wunden des Kriegs auch am heftigsten, und muß die Züchtigung des erzürnten Herrn am härtesten fühlen. Der Handel Kiels hob sich wenig nach wiederhergestelltem Frieden. Er hat, wie die Herzen, unheilbare Schläge empfangen, und sollte Dänemark die Zollgrenze von der Eider an die Elbe rücken und dadurch Holsteins kommercielle Verbindungen mit Deutschland mindern, so ist, so lange ein solches Verhältniß dauern wird, an ein Wiederaufkommen Kiels nicht zu denken.

Die geistige Kraft der deutschen Nationalität in Schleswig und Holstein hatte in der Kieler Universität[799] ihre festeste Grundlage. Von dort wurde der Kampf gegen die andrängende Dänisirung der Herzogthümer beharrlich, nachdrücklich und erfolgreich geführt und von da aus gingen die Drähte über das Land, die mit einem Male das ganze Volk zum Kampf erhoben, als keine andere Weise der Vertheidigung des deutschen Volksthums gegen die Wucht des Dänendrucks mehr übrig war. Das hat der Däne nicht vergessen und er gebrauchte sein Stärker- und Siegerrecht, als er der Universität an’s Leben griff und die Männer, welche ihren Ruf begründet hatten und der Wissenschaft Stolz waren, von den Lehrstühlen vertrieb oder sie verbannte. Nach dem Verlust ihrer besten Lehrer ist Kiel kaum noch von anderthalbhundert Studirenden besucht, und in dieser Zeit, wo die Gewalt Alles wagen darf, könnte es nicht verwundern, wenn man die Hochschule ganz aufhöbe, um damit den Lebensnerv der deutschen Bildung in den Herzogthümern zu zerhauen.

Die Stadt ist schön gebaut, und die reizende Umgebung, der gebildete, großstädtische Ton, der hier herrscht, das durch Handel und Gewerbe, Reichthum und Unternehmungsgeist erregte rührige Leben und die Leichtigkeit der Kommunikationen nach allen Richtungen durch Eisenbahnen und Dampfschifffahrt, machten Kiel stets zu einem Sammelplatz des holsteinischen Adels und zum Mittelpunkt der höheren Gesellschaft, des Vergnügens und des feineren Lebensgenusses. Der Herzog von Holstein-Glücksburg[800], der, reich begütert, sich an der Stelle des alten abgebrannten Schlosses in Kiel eine prachtvolle Fürstenburg[801] erbaute, gab in diesen Kreisen den Ton an und wurde die Spitze der deutschen Opposition gegen die Dänisirung des Landes. Auch das ist nun anders. Die herzogliche Familie ist nicht viel besser daran, als die Andern, auf welchen die volle Wucht des Siegerarmes lastet.

Wie wird dies Trauerspiel ausgehen? Wann wird der Ebbe die Springfluth folgen und was wird diese bedecken und zerstören? Das Volk der Friesen und Angeln hat schon viel Schlimmes erlebt und

[797] Ausspruch von Karl Blind (1826–1907), der zu finden ist in den „Verhandlungen der Freiburger Assisen gegen G. Struve und C. Blind. Begonnen den 20. März 1849“ (Freiburg/Brsg.: J. Emmerling 1849), S. 162.

[798] Hiermit ist die Schleswig-Holsteinische Erhebung von 1848 bis 1850 gemeint, die mit dem dän. Sieg bei Idstedt am 24./25. Juli 1850 niedergeschlagen worden war.

[799] Die am 5. Oktober 1665 gegründete Christian-Albrechts-Universität.

[800] Karl von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg (1813–1878), seit 1831 Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg.

[801] Das in den Jahren von 1558 bis 1568 im Stil der Renaissance ausgebaute und von 1695 bis 1697 teilweise neuerbaute Schloß war im Jahre 1838 weitgehend abgebrannt (am 4. Januar1944 durch Bombenangriff vollständig zerstört), konnte jedoch im Herbst selben Jahres wieder bezogen werden; im Sommer residierte der Herzog jedoch auf dem in den Jahren von 1772 bis 1776 errichteten Schloß Louisenlund bei Güby (dän. Gyby); siehe hierzu auch S. 239.

Hartes erduldet, und seine starke, lebenszähe Natur schützt es vor der Möglichkeit, daß es unter dem Druck und Schmerz zum Tod erstarre. Aber wie uns ein Schauer überläuft bei den Leiden dieses edlen Stammes, so zittert der Gedanke bei der Vorstellung von den Uebeln, welche einem Rückschlag der Woge folgen müssen, – Uebel, welche die Erde nicht kennt und nicht gehört hat. Nennt es Geisterfurcht, nennt es Visionen einer aufgeregten Phantasie; – aber sonderbar ist's, daß jetzt so Viele es sind, welche solche Visionen haben und von dem baldigen Einsturz der Güter und Gerüste des Lebens träumen.

Was aber tief unter unserm Gesichtskreise heraufstrahlt, holdig, goldig, englisch-lächelnd, das ist die Dämmerung einer Zukunft, welche die Lebenden **nicht** schauen werden.


DCLVII
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger.

KIEL



KIEL

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [225]-230.

Kiel.

Diese Stadt, welche, wie Johann Heinrich Voß[802] dichtet, „am besegelten Busen der Ostsee“[803] malerisch hingegossen liegt, ist der Diamant von Ostholstein. Ihr gebührt dieser Rang nicht nur wegen der landschaftlichen Reize, sondern auch wegen des mannigfachen geistigen, wie wissenschaftlichen Lebens und Strebens.

Der Ursprung Kiels reicht, wie gelehrte Autoritäten behaupten, bis in das fernste Alterthum hinauf. Darf man dem berühmten lateinischen Stylisten Sebastian Karthold[804] glauben, der als Professor der Beredsamkeit (1718) in Kiel lehrte, so hätte bereits Claudius Ptolomäus[805], der im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt lebte, dieses Ortes gedacht, denn das *Tekelia* desselben sei nichts anderes, als Kiel, welches die alten Sassen[806] tom Kiel, oder to Kiel schrieben.

Wer rechnet nach, ob dem so sei, oder nicht? Kein Erinnerungszeichen ist aus jener Vorzeit grauen Tagen übrig geblieben. Die Slawen, die in dem Lande Wagrien[807] wohnten, fielen in Holstein ein, erschlugen den Fürsten Gottschalk[808] und vertilgten nicht nur das sogenannte Kiel, sondern alle bewohnten Ortschaften bis nach Schleswig hinauf.

Erst unter Adolf, Grafen von Schauenburg, dem Zweiten seines Namens[809], wurde (1139–1164) Kiel neu gegründet. Er berief von nahe und ferne her Menschen, die das entvölkerte Wagrien neu beleben sollten. Sie kamen mit frohem Muthe, legten freudig Hand an's Werk und die Felder grünten, die Dörfer bauten sich auf, die Städte erstanden. Noch heutigen Tages zeigt Kiel in seinen Straßen die verschiedene Abstammung seiner Gründer. An die eingewanderten Flamänder erinnert die flämische Straße, an die Hessen die Haßstraße, an die Männer, die aus dem Lande Kehdingen[810] herüberkamen, die Keden- oder hochdeutsch die Kettenstraße.

Das Wappen der Stadt ist ein Schiff, besser ein länglicher Kahn, einmastig, mit ausgespanntem Segel und einem Manne am Steuer, – eigentlich ein langgestreckter Kiel, was auf den Namen der Stadt hindeutet, obgleich man diesen auch von der keilförmigen Bucht ableiten kann, an welcher sie erbaut ist.

---

802 Der Dichter und Übersetzer Johann Heinrich Voß (1751–1826).

803 Zitat aus dem Widmungsgedicht „Die Weihe“, erstmals gedruckt in „Homers Ilias von Johann Heinrich Voss […]“ (Tübingen: J. G. Cotta [3]1806), S. [1].

804 Sebastian Kortholt (1675–1760).

805 Siehe hierzu S. 60, Anm. 153.

806 Altertümelnd für Sachsen (DWG, Bd. 14, Sp. 1804).

807 Slaw. Bezeichnung für den nordöstl. Teil Holsteins.

808 Gottschalk (lat. Godeschalcus bzw. Godescalcus; ca. 1000–1066), ein elbslawischer Fürst.

809 Siehe hierzu S. 120, Anm. 349.

810 Das Land Kehdingen liegt beiderseits der unteren Oste. Es wird im Westen etwa durch deren Nebenfluß Aue begrenzt, umfaßte ursprünglich aber auch die westl. dieses Flüßchens gelegenen Kirchspiele Bülkau und Belum. Im Nordosten stößt es an die Niederelbe, und im Südosten reicht es bis an die Schwinge.

Keinen größern Unterschied kann es geben, als den Anblick Kiels, jenachdem man von der Land- oder von der Wasserseite kommt. Von der letztern aus ist es anzuschauen, wie ein buntwechselndes Panorama, das wir nun bald durchwandern werden. Wer den Landweg von Eckernförde her beschreitet, erschrickt über die Oede, welche ihm entgegentritt, wenn er in die Nähe der Stadt kommt. Alles ist unwirthlich und unwohnlich. Erst wenn man den großen Kuhberg herabwallt, entfaltet sich dem staunenden Auge das reiche, poetische Bild. Hart an dem großen Kirchhofe vorüber geht es zu Thale. Es ist dies der Kirchhof, auf welchem die Töchter zweier deutscher Dichter ruhen. Die Tochter[811] Albrechts von Haller[812], welche die Gattin Baggesens[813] war, und die Tochter[814] Wielands[815], die mit dem berühmten Professor Reinhold[816] vermählt gewesen ist.

Aber halten wir uns fern von den Todten, da uns ein volles, fröhliches Leben von allen Seiten her anlacht. Wie wohnlich ist es hier und wie steigen vor mir, dem früheren akademischen Bürger dieser Alma Mater die leuchtenden Farbenbilder in der Erinnerung auf. Wo fange ich an? Wo ende ich, um Andern einen schwachen Eindruck derjenigen Empfindungen zu geben, die sich meiner bemächtigen, indem ich diese Zeilen schreibe?

Werfen wir zuerst einen Blick auf die Stadt selbst und deren hervorragendsten Gebäude. Wir durchwandern die stattliche Holstenstraße und gelangen zu der Hauptkirche von Sankt Nikolai. Sie ist schon darum historisch denkwürdig, weil Klaus Harms[817] daselbst predigte und am 30. Oktober 1817 seine fünfundneunzig orthodoxen Theses an die Kirchenthür schlug, wie es drei Jahrhunderte früher einen Tag später Doktor Martin Luther an der Schloßkirche zu Wittenberg that.

Der zweite Besuch gebührt dem Universitätsgebäude. Der Gründer ist Herzog Christian Albrecht[818]; ihr Reformator der Großfürst Paul[819] und der Erbauer Meister Sonnin[820], der sich durch die Schöpfung der großen Sankt Michaeliskirche zu Hamburg unvergänglichen Ruhm erwarb. Großen Segen hat diese Universität verbreitet von dem Tage der Gründung[821] an, bis zu der gegenwärtigen Stunde. Männer wie Eckermann[822], Kleuker[823], Pfaff[824], Dahlmann[825], Falk[826], Twesten[827], Hegewisch[828] u. s. w. haben hier gelehrt. Sie ließen das Licht der Wissenschaft weit in die Lande hineinleuchten. Von hier aus

---

[811] Sophie von Haller (1768–1797), die Enkelin Albrecht von Hallers (s. u.).

[812] Der Schweizer Mediziner und Naturforscher Albrecht von Haller (1708–1777).

[813] Der dän. Schriftsteller und Übersetzer Jens Immanuel Baggesen (1764–1826).

[814] Sophie Catharina Susanna Wieland (1768–1837).

[815] Siehe hierzu S. 161, Anm. 516.

[816] Der vom Mönch zum Aufklärer verwandelte Carl Leonhard Reinhold (1757–1823).

[817] Claus Harms (1778–1855); mit seinem ‚Thesenanschlag‘ hatte er heftig den theol. Rationalismus attackiert.

[818] Christian Albrecht (1641–1695) seit 1659 Herzog der gottorfschen Anteile der Herzogtümer Schleswig und Holstein.

[819] Paul I. (russ. Павел Петрович, Pavel Petrovič; 1754–1801), von 1762 bis 1773 Herzog von Holstein-Gottorf und ab 1796 Kaiser von Rußland.

[820] Ernst Georg Sonnin (1713–1794); der nach seinen Plänen errichtete schlichte Backsteinbau in Rustikalgliederung konnte 1768 nach zweijähriger Bauzeit bezogen werden. Das Gebäude diente dann ab 1877 bis zur Zerstörung im 2. Weltkrieg als „Museum Vaterländischer Altertümer“.

[821] Siehe hierzu S. 232, Anm. 799.

[822] Der prot. Theologe Jacob Christoph Rudolph Eckermann (1754–1837), der seit 1788 an der Kieler Alma Mater lehrte.

[823] Der prot. Theologe Johann Friedrich Kleuker (1749–1827); er hatte seit 1791 ein Professur in Kiel inne.

[824] Der Mediziner, Physiker und Chemiker Christoph Heinrich Pfaff (1773–1852), der 1798 als a. o. Professor nach Kiel berufen wurde.

[825] Der Historiker Friedrich Christoph Dahlmann (1785–1860), der 1812 bis 1829 als a. o. Professor für Geschichte an der Kieler Universität wirkte.

[826] Der Jurist Niels Nikolaus Falck (1784–1850), seit 1824 o. Professor der Rechte an der Universität Kiel.

[827] Der prot. Theologe August Twesten (1789–1876), der von 1814 bis 1834 in Kiel lehrte.

[828] Der liberale Arzt Franz Hermann Hegewisch (1783–1865), der 1809 einen Ruf als a. o. Professor an der Universität Kiel erhalten hatte.

verbreitete sich deutsches Wesen und deutscher Sinn bis an die Königsau[829]. Wenn die Dänen klagen, daß trotz ihres Druckes, trotz ihrer fanatischen Tyrannei, der deutsche Geist nicht weichen will, sollen sie nur die Universität verwünschen und über den alten holsteinschen Herzog Christian Albrecht Zeter schreien, daß er im Jahre 1665 den gescheuten Gedanken hatte, diese Pflanzstätte des Wissens zu gründen. Um die Universität schlingen, sich, wie Epheuranken um den Stamm der Eiche, die Gelehrtenschule, das philologische und das theologische Seminar, die Forstakademie und mehrere künstlerische und wissenschaftliche Vereine, deren Glieder überall im deutschen Geiste schaffen und wirken.

Nach einem wissenschaftlichen Ausfluge gönnt man sich billig eine Erholung. Auf dem Markte stand – hoffentlich steht sie noch – die alte Burschenkneipe, deren langer hagerer Wirth, Johannes Hansen geheißen, den Studenten nicht pumpen wollte, weshalb er zum Entsetzen aller Philologen mit einer erschreckenden Konsequenz täglich an die Spitze der Speisekarte die Worte stellte: „*Baria videntia!*“[830]

Das Diner ging glücklich vorüber und man begab sich nach der dem Burschenhause gegenüberliegenden Konditorei von Tönnies, wo man seinen Kaffee trank und dazu die Zeitung las, wenn gerade eine vorhanden war. Das war der materielle Genuß, wie er vor etwa dreißig Jahren einem flotten Burschen zu Gebote stand. Wenn aber, wie zu vermuthen, Johannes Hansen gegenwärtig nicht mehr vorhanden sein sollte, kann ich den der Stärkung bedürftigen Lesern nur rathen, sich in die Hôtels von Brand oder Marsilly[831] zu begeben, wo sie vollauf Befriedigung finden werden.

Man ißt und trinkt gut in Kiel. Einige Delikatessen des Orts gehen auch in die Ferne und werden dort mit Genuß verzehrt; nämlich die Kieler Muscheln und die Kieler Sprotten. Auch ist hier ein Nationalgericht besonders heimisch, nämlich die rothe Grütze, eine kalte Speise aus Reismehl, die mit Johannisbeersaft gefärbt und mit süßer Sahne (holsteinisch Rohm) genossen wird. Dies gibt Gelegenheit, einen etwas boshaften Scherz zu erzählen. Als die schleswig-holsteinschen Farben – blau, roth, weiß, – verboten wurden[832] und namentlich dem das Land bereisenden König[833] nicht vor Augen gebracht werden durften, hatte eine Wirthin, in deren Hause der König rastete, die Keckheit, das Verbot dadurch zu umgehen, daß sie Seiner dänischen Majestät die rothe Grütze und die weiße Sahne in einer blauen Schüssel servirte.

Nach diesen materiellen Genüssen wenden wir uns wieder den geistigen zu. Wenige Schritte vom Markte entfernt und wir stehen vor der Klosterkirche. Sie bildet den Ueberrest eines ehemaligen Franziskaner-Klosters, gegründet von dem Grafen Adolf von Schauenburg, dem Vierten[834] seines Namens.

Wohin setzt man hier seinen Fuß, ohne an diesen trefflichen Fürsten erinnert zu werden, den die Poesie so schön verherrlicht hat in den Legenden vom guten Herzog Alf? Als in der Schlacht von Bornhöved[835] sich das Glück auf Seiten der Dänen neigte, warf er sich vom Roß und sank in die Knie. Er gelobte, der heiligen Iungfrau Kirchen und Klöster zu erbauen und ihr selbst als demüthiger Mönch am Altar zu dienen, wenn sie ihm in seiner Noth beistände. Da theilten sich die Wolken, die allerheiligste Jungfrau erschien und neigte sich ihm gnädig zu. Begeistert griff er auf's Neue zum Schwerte und sein war der Sieg. Der Dänenkönig[836] lag schwer verwundet am Boden. Herzog Alf fand ihn und erbannte sich seiner. Er hob ihn auf sein Pferd und brachte ihn wohlbehalten bis an die offene See, wo die Seinigen in steigender Angst und Kümmerniß auf ihn harrten.

---

829 Dän. Kongeå, von 1871 bis 1920 dt.-dän. Grenzfluß.

830 Verballhorntes Latein, das in etwa mit „Ich möchte Bares sehen“ übersetzt werden kann.

831 Beide Hotels existieren nicht mehr.

832 Mir Wirkung vom 31. Juli 1845 war die schleswig-holsteinische Flagge von der dän. Regierung wegen ihres offensichtlich antidän. Charakters verboten worden.

833 Christian VIII. (dän. Christian 8.; 1786–1848), seit 1839 König von Dänemark und Herzog von Schleswig, Holstein und Lauenburg.

834 Adolf IV. (dän. Adolf 4. af Holsten; vor 1205–1261), von 1225 bis 1238 Edler Herr von Schauenburg sowie von 1227 bis 1238 Graf von Holstein und Stormarn.

835 Die Schlacht von Bornhöved am 22. Juni 1227.

836 Waldemar II., genannt der Sieger (dän. Valdemar Sejr bzw. Valdemar 2.; 1170–1241), von 1182 bis 1202 Herzog von Schleswig und ab 1202 König von Dänemark.

Die Sage erzählt es und die Geschichte fügt hinzu, daß Herzog Adolf sein Wort lösete. Er baute zu Hamburg das Sanct Marienkloster, auf dessen, jetzt zur Straße gewordenen Kirchhof ein Denkmal zur Erinnerung an den vierten Schauenburger stand.*)[837] Das zweite Kloster errichtete er in Kiel und trat in das Letztere selbst als Mönch ein. Er war ein überaus frommer Herr und verrichtete die niedern Dienste, gleich dem Geringsten, mit Freudigkeit. Allmorgendlich ging er nach einer vor der Stadt gelegenen Meierei, um die dem Kloster zustehende Milch zu holen. Als er eines Tages, die gefüllte Kanne in der Hand, den Heimweg antrat, sprengten seine Söhne, die zu einem Turnier ausritten, in vollem Waffenschmuck daher. Da übermannte ihn die Scham, in dieser Gestalt vor ihnen zu erscheinen, und er suchte nach einem Orte, wo er sich verberge. Doch währte diese Schwäche nur einen Augenblick. Er zürnte sich selbst und sagte: „Schämst du dich des Dienstes, welchen du zu Ehren der allerheiligsten Iungfrau verrichtest, so sollst du zur Strafe vor aller Welt dich in deiner Niedrigkeit zeigen.“ Und mit diesen Worten goß er die Milch über sein Gewand aus. Die jungen Ritter aber, die den Vater gewahrten, wie er sich demüthigte, warfen sich vor ihm in die Kniee und flehten um seinen Segen.

Von der Klosterkirche ist es nicht weit bis zum Schlosse[838]. Es stammt aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, ist aber von der Kaiserin Katharina der Zweiten[839] bedeutend verschönert und vergrößert worden und diente in der letzten Zeit dem Herzoge von Glücksburg[840] zur Residenz.

Durch das Portal gelangt man in den Schloßgarten mit seinen schattigen Laubgängen. Der Weg führt allmälig bis an den Rand des Meerbusens, an welchem die Stadt liegt. Es ist jenes riesige Bassin, welches den größten Flotten einen hinreichenden Raum gewährt, und wir sind nun auf dem eigentlichen Schauplatz angelangt, der uns die überraschendsten und wechselndsten Scenerien darbietet.

Wir beginnen unsere Wanderung rund um das Fiord[841] bei dem Dorfe Gaarden[842], welches die eleganten Kieler Dorfgarten nennen. Es ist eines der Brillanten, die den Diamant Kiel einfassen. Und wer sich an der reizenden Idylle geling erlabte, der steige hinauf in die einsamen Schatten des Viburger Gehölzes[843], wo am Abend und am Frühmorgen die Nachtigall so melodisch schlägt und die Poesie von allen Zweigen klingt.

Von hier aus wandert es sich gemüthlich weiter, bis zu dem Hügel, der Stadt gegenüber, auf welchem früher eine besuchte Studentenkneipe stand, die der Sandkrug hieß. Mit dem alten Kruge ist auch dieser Name verschwunden, und der Hügel heißt, einer jungen und schönen Fürstin zu Ehren: „Wilhelminenhöhe.“[844]

Hat man das liebliche Panorama, welches sich hier dem überraschten Auge darbietet, in sich aufgenommen, folgt man dem Pfade, der abwärts nach dem Fischerdorfe Ellerbek führt, dessen seekundige Bewohner die Kinder des Meeres in ihren Netzen fangen und sie an den Markt bringen. Es ist ein eigenthümliches Völkchen hierorts, das sich durch die Kleidertracht, sowie durch den Bau seiner Boote vor allen andern Umwohnern des Fiords auszeichnet. Von hier aus geht es sich aumuthig weiter, bis die Swentine[845], die, raschen Ganges daherbrausend, unsere Schritte hemmt. An ihrem Ufer liegt Neuemühlen[846], ein betriebsamer Ort, der früher den Namen Suentemunde führte. Man betritt von hier aus einen schattigen Weg, der durch den Vogelsang nach der malerisch gelegenen Rastorfer Papiermühle führt. Wie reizend aber auch die Gegend ist, wir müssen uns losreißen, denn unser Weg ist noch weit. Wir

---

[837] *) Man hat demselben, wenn ich nicht irre, einen Platz auf dem Markte angewiesen.

[838] Siehe hierzu S. 232, Anm. 801.

[839] Katharina II. die Große (russ. Екатерина Великая, Ekaterina Velikaja; 1729–1796), seit 1762 Kaiserin von Rußland, Herzogin von Holstein-Gottorf und ab 1793 Herrin von Jever.

[840] Siehe hierzu S. 232, Anm. 800.

[841] Die Kieler Förde (dän. Kiel Fjord bzw. Kielerfjorden).

[842] Heute ein Stadtteil Kiels.

[843] Das Vieburger Gehölz ist ein knapp 70 Ha großer Wald im Kieler Stadtteil Gaarden-Süd und Kronsburg.

[844] Benannt nach Wilhelmine Marie von Dänemark (dän. Vilhelmine Marie; 1808–1891), seit 1838 mit Karl von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg (siehe hierzu S. 232, Anm. 800) verheiratet; diese Ortsbezeichnung existiert heute nicht mehr.

[845] Die Schwentine.

[846] Der heutige Kieler Stadtteil Neumühlen.

setzen über den Strom und finden bei dem adeligen Gute Schrevenborn[847] einen neuen Ruhepunkt. Als letztes Ziel an dieser Seite des Fiord winkt uns das Dorf Laboe, welches hart mit der See grenzt. Von dort aus steigen wir in das Boot, und fahren quer über das Fiord nach dem Städtchen, welches als Friedrichsort[848] auf der Karte verzeichnet steht, das aber sonst entweder bei diesem Namen, oder auch Christiansort genannt wurde, jenachdem der regierende König von Dänemark Christian oder Friedrich hieß. So erzählt mindestens der Geograph Greve[849]. Friedrichsort ist keine Festung mehr. Seine Schanzen sind rasirt. Es kann einsegeln, wer Lust hat. Die Straße ist frei für die Kanonenschiffe der ganzen Welt. Wer will sie zurückhalten?

Wir gehen nun wieder zurück nach Kiel, zunächst bis nach Holtenau, welches an der Mündung des schleswig-holsteinschen Kanals liegt, der von hier aus nach der Eider führt. Wer bis zu diesem Punkte gelangte, der säume nicht, den Kanal aufwärts bis nach dem adeligen Gute Knoop[850] zu wandern. Dieser Gang belohnt sich zehnfach durch die landschaftlichen Reize, welche sich dem Spaziergänger darbieten.

Bis meine Gefährten von dorther zurückkehren, setze ich mich unter einen der schattigen Baume, die hart am Ufer stehen. Ich lasse den Blick über das Fiord hinschweifen, von Kiel aus bis in die See; ich vergegenwärtige mir die mannigfachen russischen, dänischen, englischen und französischen Kriegsflotten, welche hier bis in die neueste Zeit ankerten, und frage mich umsonst, wie es zugeht, daß dieser Hafen nicht schon längst ein echter deutscher Seekriegshafen ist? Welche geistige und materielle Kräfte, welche Summen wird es kosten, ehe man anderwärts eine Hafenanlage künstlich aufbaut, die nur die Hälfte von Dem bietet, was hier von der Natur eigens zu diesem Zwecke geschaffen scheint. Das ganze Bassin ist so tief, daß schwere Fregatten bis dicht an die Stadt gehen und sich an die dortigen Bollwerke legen können. Hinter der Stadt liegt ein zweites kleineres Bassin, der kleine Kiel genannt, das von dem Flecken Brunswiek[851] umgeben ist. Dies Gewässer steht mit dem großen Fiord in direkter Verbindung. Ich bin mit meinem Boote oft von dem einen nach dem andern gefahren. Leicht ist die schmale Passage erweitert, und der kleine Kiel in einen Platz umgeschaffen, welcher nicht herrlicher gefunden werden kann, um Docks, Werfte und andere Baulichkeiten herzurichten, die für einen Kriegshafen nothwendig sind.

Alles schön, sagen die Weisen, allein die Ufer des Kieler Fiord sind nach den einmal obwaltenden Begriffen nicht vollständig wirklicher deutscher Boden. Bei der Schleuse von Holtenau hört Holstein auf und Schleswig beginnt. Auch diese Illusion muß vor der Wahrheit der geschichtlichen Thatsache schwinden. König Waldemar V.[852], bestatigte im Jahre 1334 den Bewohnern von Kiel die Schenkung des ganzen freien Hafens in Bezug auf den schleswigschen Theil von der Levensau[853] (dem Kanal) bis nach Bülkhovede[854], also weit über Friedrichsort hinaus.

In diesem Fiord liegt die Zukunft einer Seewehr des deutschen Vaterlandes. Mögen das alle Männer beherzigen, in deren Hand die Geschicke das Lenkseil gelegt haben. Dann wird Skandinavien nicht mehr der Schrecken der deutschen Küste sein; dann wird unmöglich werden, was die folgenden Zeilen melden. Der erste deutsche Kriegsdampfer[855], der in dem Fiord vor Anker lag, lichtete die Anker und

---

[847] Ein Gutshof in der Gemeinde Heikendorf.

[848] Siehe hierzu S. 231, Anm. 795.

[849] Der Lehrer Joachim Greve (Lebensdaten nicht ermittelt) in seinem Werk „Geographie und Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein“ (Kiel: Schwer’sche Buchhandlung 1844), S. 70.

[850] Das in den Jahren von 1792 bis 1796 nach den Plänen des dän. Architektens Axel Bundsen (1768–1832) errichtete Gutshaus im Kieler Stadtteil Holtenau.

[851] Brunswik, heute ein Stadtteil im Nordwesten Kiels.

[852] Waldemar III. (dän. Valdemar 3. Eriksøn; 1314–1364), von 1326 bis 1329 König von Dänemark und in den Jahren 1325/26 und 1329 bis 1364 als Waldemar V. Herzog von Schleswig.

[853] Die Levensau (dän. Levenså) bildete von 1225 bis 1777 die Grenze zwischen den Herzogtümern Schleswig und Holstein.

[854] Bülkhoved.

[855] Wohl eines der Kanonenboote der Chamäleon- oder Jägerklasse, die ab 1859 für die preuß. Marine auf Kiel gelegt wurden.

lief in See, um sich draußen nach dänischen Orlogs[856] umzusehen. Ein solcher machte auf ihn Jagd, dreifach überlegen an Mannschaften und Geschütz. Der deutsche Dampfer steuerte der Trave zu, und die deutsche Hafenstadt verweigerte dem deutschen bewaffneten Dampfer das Einlaufen. Er mußte wieder seewärts aus und nur mit Mühe gelang es ihm, der dänischen Uebermacht zu entgehen und den Hafen von Kiel wieder zu erreichen. Lübeck, einst die kühne Führerin der Hansa, verschloß einem deutschen Schiffe den Hafen aus Furcht vor Dänemark, dem diese stolze Stadt einst Gesetze schrieb. Braucht es hiezu noch einer Anmerkung? Die einfache Thatsache richtet sich selbst.

Der Sundzoll[857] ist gefallen; allein die Passage durch den Sund macht deutsche Schiffe immer noch von Dänemark abhängig; nicht zu gedenken der Unfälle, welche zur Zeit der Frühlings- und Herbststürme durch die Umschiffung des Skager Racks[858] herbeigeführt werden. Darum allein ist schon die baldigste Erweiterung des jetzt bestehenden schleswig-holsteinschen Kanals[859] zu wünschen. Besser freilich wäre es, den einfachen Durchstich in Anwendung zu bringen, wie der kaiserlich österreichische Hauptmann Moering[860] ihn vorgeschlagen hat, ein wahrhaftes Riesenwerk, an welchem, wie sein Erfinder sagt, einen Spatenstich gethan zu haben, sich jeder deutsche Mann zur Ehre anrechnen müsse.

Mit dem innigsten Wunsche, daß dieser Traum eine Wahrheit werde, kehren wir über den reizenden Badeort Düsternbrook nach Kiel zurück, welches wir jetzt vollständig um- und durchwandert haben.

Ehe wir aber von diesem Orte scheiden, werfen wir noch einen Blick auf die Zeit, wann die sausenden Tage des Winters kommen, und forschen nach der Physiognomie, welche Kiel annimmt, wenn der Eissturm über die Blätter und Blüthen hinstreift und der Herrlichkeit des Sommers ein Ende macht. Zwei Bilder sind es, die besonders aus dem Rahmen hervorspringen und die allgemeinste Aufmerksamkeit verdienen.

Das Erste ist der sogenannte Kieler Umschlag, welcher seit dem Jahre 1482 besteht, wie aus einem Briefe der Königin Dorothea[861] an den Kieler Senat hervorgeht. Der Umschlag ist ein stattlicher Jahrmarkt, ein Danziger Dominik, eine Messe, die, was den Geldumsatz betrifft, sich den Messen von Leipzig und Frankfurt am Main gleichstellen kann. Es werden hier die Geldgeschäfte der vereinigten Lande abgemacht; alte Schulden werden getilgt und neue Anleihen geschlossen. Millionen kursiren in der kurzen Zeit vom 6. Januar bis zum 2. Februar. Von diesem Verkehr heißt dieser große Markt der Umschlag.

Während dieses Umschlages fand vor diesem das Recht des Einlagers statt. Wenn Jemand die auf ihm ruhenden Verpflichtungen nicht lösen konnte, ließ der Gläubiger die Einmahnung ergehen, das heißt, er kündigte seinem Schuldner an, daß er das Einlager halten müsse., Derselbe bezog dann nach eigener Wahl irgend eine Herberge, die er nicht verlassen durfte, bevor er seine Schuld bis auf den letzten Heller getilgt hatte. Mitglieder der hohen Ritterschaft und selbst hohe fürstliche Personen mußten zum Oeftern das Einlager halten, wovon kein Rang, kein Ansehen befreite. Wer aus einem solchen Einlager entwich, wurde mit Steckbriefen verfolgt, und mit Gewalt wieder zurückgebracht. In den Chroniken der Stadt werden solche Steckbriefe aufbewahrt. Nur bei Feuersgefahr, oder schwerer Pestilenz war es gestattet, zu entweichen, doch mußte der Einlieger sich sogleich freiwillig an einem Orte zum Einlager stellen.

---

[856] Ein Kriegsschiff (von niederl. oorlog, der Krieg).

[857] Zwischen 1854 bis 1856 war der bereits lange schwelende internationale Handelsstreit um den Sundzoll eskalieren, weil sich die Vereinigten Staaten weigerten, ihn weiterhin zu entrichten; mit dem Transit- und Zollabkommen vom 14. März 1857 wurde die seit 1426 von Dänemark erhobene Maut dann unwiderruflich abgeschafft.

[858] Das Skagerrak.

[859] Siehe hierzu S. 231, Anm. 794.

[860] Der spätere Feldmarschall-Lieutenant Karl Moering (1810–1870).

[861] Dorothea von Brandenburg (dän. Dorothea af Brandenburg; 1430–1495), durch die Eheschließungen mit König Christoph III. von Dänemark (dän. Christoffer af Bayern bzw. Christoffer 3.; 1416–1448) im Jahre 1445 und Christian I. (dän. Christian 1.; 1426–1481) im Jahre 1449 Königin von Dänemark, Norwegen und Schweden, sowie Herzogin von Schleswig und Holstein und Gräfin von Oldenburg.

Den Tagen der Millionen ging ein anderes Winterfest voran, welches einen poetischen Charakter an sich trug, und dieses fand in der Sylvesternacht statt. Ob noch heute mehr als die Erinnerung daran vorhanden ist, vermag ich nicht zu bestimmen.

Kurz vor Mitternacht versammelten sich die Studirenden auf offenem Markte im vollen Festschmuck. Die Chargirten[862], nämlich der General-Anführer, der General-Beschließer, sowie die Adjutanten trugen die große Uniform, hellblau mit weißen Aufschlägen und Kragen, reich mit Gold gestickte Hüte und Mützen zierte die blau weiße Kokarde, welche Kaiserin Katharina II. der Studentenschaft verlieh, um sie dafür zu entschädigen, daß ihnen verboten wurde, Degen zu tragen. Die Fackeln leuchteten weit in die Nacht hinaus. Unabsehbare Zuschauermassen wogten hin und her. Wann der letzte Schlag der zwölften Stunde verhallte, begann das ergreifende Lied:

„Des Jahres letzte Stunde
Ertönt mit ernstem Schlag!“[863]

Dem Gesange folgte ein Hoch auf das entschwundene Jahr und auf die aka demische Freiheit, worauf man zu den beliebtesten Lehrern ging und ihnen ein Vivat ausbrachte. Zum Schlusse zog man nach dem Markte zurück, warf die Trümmer der Fackeln auf einen Haufen und bei dem letzten Aufglühen der Flammen erklang es ernst-wehmüthig:

Die Fackeln verglimmen,
Kein Jubel ist mehr;
Allein was sie verkünden,
Steht wandellos und hehr.“[864]

Und mit diesem guten Worte fällt der Vorhang vor dem Bilde, um sich nach kurzer Zeit wieder zu erheben und ein neues zu zeigen, das die Beschauer hoffentlich anheimelt und fesselt.

Heinrich Smidt[865].

[862] Die Führungsämter in Studentenverbindungen werden als Chargen (von frz. la charge, die Last, Bürde, das Amt) bezeichnet.

[863] Das von Johann Heinrich Voß (siehe hierzu S. 236, Anm. 802) wohl 1784 verfaßte und von Johann Abraham Peter Schulz (1747–1800) im selben Jahr vertonte „Neujahrslied“.

[864] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[865] Der zu Altona gebürtige Schriftsteller und Redakteur Heinrich Smidt (1798–1867).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 227-229.

DCLVIII. Schleswig[866].

Um gewisse Wahrheiten mit Gelassenheit sagen zu können, muß das Herz gefroren seyn und alle Kammern des Gehirns zugenagelt, bis auf die Kammer des Gedächtnisses. Es ist ein Glück, daß die meisten Menschen unserer Tage jenen leeren Häusern in Potsdam gleichen, in welche der alte Fritz Lichter setzen ließ, um seinen Gästen glauben zu machen, sie seyen bewohnt. Sonst würden nicht Hände genug da seyn, Narrenhäuser zu bauen.

Wer die Ueberschrift dieses Artikels liest, hat das Wort ausgesprochen, das als die beißendste Satyre auf ganz Deutschland auf einem Blatt seiner Geschichte steht. Doch was rede ich von Satyre! Jeder Spott setzt etwas Ehrenhaftes, jede Verachtung etwas Geachtetes als Maßstab voraus. Es ist Unsinn von einer Satyre auf Deutschland zu reden.

Es waren Tage, wo das Ländchen Schleswig in dem Uhrwerk der Zeit als ein schwerer Stein hing, dessen Gewicht die Räder trieb[867]. Es war eine Zeit, wo das Wort: Schleswig am feurigsten betont wurde auf allen Rednerbühnen und es in der Säulenrotunde der Paulskirche am lautesten und häufigsten widerhallte. Es war eine Zeit, wo Fürstenwallfahrten gingen an der Spitze ihrer Heere nach Schleswigs Haiden, um für gekränkte Volksrechte freudig Opfer zu bringen, und wo sie Schlachten schlugen für deutsches Volksthum zu Deutschlands Ehre; es war das eine große und schöne Zeit, da wir Alle geglaubt haben, Fürsten und Völker würden vereint und einig ein Reich erbauen, ein Reich der Macht und Herrlichkeit, des Glücks und des Friedens; – ein Reich der Zufriedenheit für alle Deutsche ohne den Mörtel des Bluts und ohne die Quadern der Todtenköpfe. Traum vergangener Tage! Die Kränze der Ehren und des Ruhms, erworben im gerechten Streit in Schleswig, sind heruntergefallen von den Scheiteln der Feldherren, ehe sie welkten; Rebellen heißen jetzt die Männer des Rechts, die an ihrer Seite standen, und die Tapfern, welche unter ihrem Oberbefehle die Bataillone führten, steckt der Däne ins Zuchthaus. Auf den Schlachtfeldern, wo die Tausende schlummern, welche in dem Wahne starben, sie ließen das Heiligthum, in dessen Vertheidigung sie fielen, der großen deutschen Nation zur sichern Obhut – grünt Drachensaat. Was in Schleswig vorging und noch geschieht vor den Augen aller Welt, das macht die Kritik verstummen.Die Geschichte aber, welche die Thatsachen zu registriren hat, werden künftige Geschlechter eine Lügnerin schelten: denn sie werden es nicht fassen und nicht glauben können.

Völker ohne Ehre versinken in Schmutz und Fäulniß, und dem, dessen Urtheil nicht mehr zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden weiß, ist das Verderben nicht fern. Wohl weiß der Deutsche, der sein Vaterland liebt, daß die Menschheit auf den Trümmern von Reichen und auf den Gräbern von Nationen ihrer höhern Bestimmung zusteigt. Er kann sich über sein eignes Unglück erheben; der ungeheure Schmerz, der ihn verzehrt, führt seinen Geist zu den Sternen. Aber der Weg zum Licht, den seine Seele wandelt, geht über Dornen.

Schleswig, die Hauptstadt des Herzogthums, gruppirt in malerischer Weise seine Häusermassen um das Ende der Schley[868], einer schmalen Bucht der Ostsee, welche sich, von Hügeln umkränzt, tief in das fruchtbare Land hinein windet. Die ganze Stadt bildet eigentlich nur eine über eine Stunde lange

---

[866] Dän. Slesvig.

[867] Siehe hierzu S. 232, Anm. 798.

[868] Die Schlei (dän. Slien).

Straße, welche die Bucht umzieht und deren dem Meere zugekehrte Häuserfronten schöne Aussichten beherrschen. Die Stadt hatte vor der Revolution 14,000 Einwohner; ihre Zahl ist seitdem unter dem schweren Druck der Dänen im Abnehmen. Handel und Verkehr können dem Ort auch nicht aufhelfen; denn die Schley hat nur für kleine Küstenfahrzeuge hinlängliche Tiefe und legt dem Großhandel unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Die ehemalige Blüthe Schleswigs (das im Mittelalter über 40,000 Einwohner hatte) welkte nach der Plünderung des Hafens im Jahre 1155 und Pest und Brand brachten später die Stadt bis auf 6000 Einwohner herab. Jetzt ist Schleswig eine Beamtenstadt geworden, in der die höchsten Behörden der Provinzialverwaltung versammelt sind. Darum ist sie auch von der Gunst oder Ungunst der Regierung abhängiger als andere Orte.

Schleswigs Inneres, die vielen großen und massiven Gebäude aus alter Zeit – wir nennen das alte Herzogsschloß Gottorp[869] mit seinen Gräben, Wällen und Mauern, das Rathhaus[870], den ehrwürdigen Dom[871], das Gymnasium[872], die Hospitäler, das Zucht-, das Waisen- und das Irrenhaus – hat ein oft recht pittoreskes Ansehen, das mit dem Charakter seiner Umgebung gut harmonirt. Aber Leben und Ton in Schleswig sind weit weniger angenehm und ungezwungen, als in Kiel. Kastengeist und politischer Zwiespalt halten die Menschen geschieden und setzen der Geselligkeit engere Schranken.

Vor der Stadt ist das Danewerk[873] – ein gewaltiger, 30–40 Fuß hoher und 4 Stunden langer Wall, – der vor 1000 Jahren von den Dänen aufgerichtet wurde, um sich gegen die andrängenden Deutschen zu schützen. Jetzt setzt der Däne keck seinen Schlagbaum an die Elbe, lehrt dänisch in deutschen Schulen und läßt das Evangelium den Angeln und Friesen in dänischer Sprache verkündigen. So schreibt die Zeit die Rollen um und so hat sie genagt und geschliffen an der deutschen Volksgröße, bis alles Erhabene weg war und aus gelöscht wie vom Wetter die Schrift auf alten Leichensteinen.

[869] Schloß Gottorf (dän. Gottorp Slot), dessen Geschichte bis ins Jahr 1161 zurückreicht; seine heutige Gestalt erhielt es in den Jahren 1697 bis 1703 nach Entwürfen des schwedischen Baumeisters Nicodemus Tessin d. J. (1654–1728).

[870] Im Jahre 1793 fertiggestellt, und in dessen Ständesaal von 1836 bis 1846 die Schleswigsche Ständeversammlung und von Oktober 1848 bis August 1849 die Schleswig-Holsteinische Landesversammlung tagten.

[871] Der gotische St.-Petri-Dom, dessen Grundstein im Jahre 1134 gelegt wurde.

[872] Die 1307 erstmals urkundlich erwähnte Domschule Schleswig.

[873] Das Danewerk (dän. Dannevirke), dessen Ursprünge bis vor das Jahr 700 zurückreichen.


DCLVII
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger.
SCHLESWIG

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 231-240.

DCLX. Elberfeld[874].

Unter Tiberius[875] war es ein todeswürdiges Verbrechen, Brutus[876] geliebt zu haben. Caligula[877] verdammte Die zum Tode, welche ruchlos genug waren, vor dem Bilde des Kaisers das Haupt zu bedecken. Als Nero[878] das Verbrechen der verletzten Majestät erfunden hatte, wagte Niemand zu sagen, daß es eine mildere Strafe verdienen könnte, als Kerkerhaft in Eisen oder den Tod, ohne sich selbst eines politischen Vergehens schuldig zu machen. Als der christliche Fanatismus das Verbrechen der beleidigten Majestät Gottes erdichtete und sich aufwarf zum Rächer der Ehre der Allmacht – da bot man ihr das Blut des Beleidigers als Sühne dar, und indem man also den Gott der Liebe und Barmherzigkeit auf gleiche Stufe mit den Rasenden stellte, die ihm seine Kinder, die Menschen, opferten, so glaubte der tolle Wahn ihn zu ehren. Als Sulla[879] gesiegt hatte, sagte er dem römischen Volke: – „Alle, welche gegen mich die Waffen getragen haben, verdienen den Tod;“[880] und das Blut der Ueberwundenen und wehrlosen Gegner rann in Strömen. Ein Sieger aber, der seine gefangenen Feinde sterben läßt, heißt Barbar; und ein Mensch, der den Andern um Ueberzeugungen und Meinungen willen peinigt, verfolgt und in den Kerker schleppt oder auf den Richtblock, ist ein Ungeheuer, und wo es geschieht, ist's eine Schande für die Civilisation und es ladet die öffentliche Verachtung und Verwünschung auf sich. Griechenland war nicht glücklicher, als zu der Zeit, da in seinen Republiken die Todesstrafe unbekannt war. Rom war am ruhmreichsten, als die Lex Portia[881] die von den Königen und den Decemvirn[882] erlassenen strengen Strafgesetze aufhob, und nie ist's unglücklicher und elender gewesen, denn in der Zeit, als die Tyrannen durch einen mit Blut geschriebenen Strafkodex die unschuldigsten Handlungen zu Verbrechen stempelten, als die Polizei in allen Ecken und Winkeln stand und in alle Häuser und Familien drang, um auf Sünder gegen Staat und Religion zu fahnden.

Wenn der Bürger aufgehört hat, in der Gesetzgebung eine Quelle seines Glücks und seiner Freiheit zu erblicken; wenn er in seinem Strafgesetzbuch etwas Anderes findet, als Gerechtigkeit und Vernunft; wenn er an der Stelle der Würde, der Ruhe, der strengen Milde und der humanen Autorität dem Zorn, der Rachsucht und der Anmaßung des Despotismus begegnet und das Gelüste gewahrt, zu schrekken und zu quälen: – dann verwirren sich in dem Herzen der Bürger die Ideen von Recht und Unrecht,

---

[874] Seit 1. August 1929 Wuppertal.

[875] Tiberius Iulius Caesar Augustus (eigentl. Tiberius Claudius Nero; 42 v. Chr.–37 n. Chr.), seit 14 n. Chr. römischer Kaiser.

[876] Der röm. Politiker Marcus Iunius Brutus Caepio (85–42 v. Chr.; Selbstmord).

[877] Gaius Caesar Augustus Germanicus, postum bekannt als Caligula (eigentl. Gaius Iulius Caesar; 12–41; ermordet), seit 37 römischer Kaiser.

[878] Nero Claudius Caesar Augustus Germanicus (37–68; Selbstmord), seit 54 römischer Kaiser.

[879] Der röm. Politiker, Feldherr und Diktator Lucius Cornelius Sulla Felix (ca. 138–78 v. Chr).

[880] Die Eingangspassage ist frei zitiert aus dem von Heinrich Elsner (1806–1858) herausgegebenen Werk „Maximilian Robespierre, Dictator von Frankreich. – Vollständige Geschichte seines Lebens mit Sammlung seiner Reden. – Nach den besten Quellen für Leser aller Stände […]“ (Stuttgart: J. Scheible 1838), S. 300f. dort wird der Ausspruch Maximilien Robespierre (1758–1794; hingerichtet) in den Mund gelegt.

[881] Lat. Leges Porciae; drei Gesetze (1. Lex de Porcia capita civium; 2. Lex de Porcia de tergo civium; 3. Lex Porcia III), die von der Gens Porcia im 2. vorchristl. Jhd. eingebracht worden waren und vor allem die Unantastbarkeit der Person betrafen.

[882] Hier dürften die „Decemviri Legibus Scribundis“ gemeint sein, eine Zehnmännerkommission, die von 451 bis 449 v. Chr. das teilweise recht drakonische Zivilrecht des Zwölftafelgesetzes (lat. lex duodecim tabularum, „Zwölftafelgesetz“ bzw. lex Decemviralis, „Zehnmännergesetz“) eingeführt hatte.

und es keimen im Schooße der Gesellschaft wilde Leidenschaften, welche neue Kathegorien [sic!] von Verbrechen erzeugen. Wenn der Mensch daran gewöhnt wird, Todesurtheile und die härtesten Kerkerstrafen von der Staatsgewalt täglich über Handlungen verhängt zu sehen, die in den Augen der Menge vielleicht nicht einmal als Verbrechen betrachtet werden: – dann hört der Mensch am Ende auf, für den Menschen ein heiliger Gegenstand zu seyn; das sittliche Urtheil wird stumpf, er sinkt in seiner eigenen Vorstellung immer tiefer und er hält sich selbst für ein geringeres Wesen, wenn die Gewalt so leicht mit dem Menschenglück und Menschenleben spielt. Die Vorstellung des Mordes verliert ihre Schrecken, wenn er täglich von vollzogenen Bluturtheilen liest und hört, und die Scheu vor dem Verbrechen schwächt sich, sobald er gewahrt, daß der Mächtige unerbittlich ein Vergehen mit einer That züchtigt, deren Grausamkeit sein Herz verabscheut. Die öffentliche Moral wird allemal milde Strafgesetze mit ihrer ganzen Macht unterstützen; ein grausamer Strafkodex aber hat das öffentliche Urtheil wider sich und er kann ein ganzes Volk verwildern.

Wir leben in einer Zeit, wo die Parteileidenschaften die Gesellschaft zerfressen und zerwühlen und ihr Einfluß auf die Strafgesetzgebung und deren Handhabung nur zu häufig bemerkt wird. Wir sehen Staaten, wo die vom Blute des Volks gerötheten Richtplätze beständig rauchen, und nur noch von wenigen kann man sagen, daß man nicht durch ein Uebermaß von Strenge die Menschlichkeit verletze. Nicht selten erscheinen die obersten Hüter der Gerechtigkeit wie asiatische Herrscher, welche über Sklaven befehlen und sie unerbittlich nach ihrer Laune züchtigen. Der Sklave knirscht und der Herrscher geißelt ihn um so härter. Wo es so weit gekommen ist, daß man die Waffen schärft hüben wie drüben, wenn die überwundenen Parteien sich rechtlos fühlen und sich versetzt sehen in den Zustand der Nothwehr; wenn es auf beiden Seiten sich gleichsam um Seyn und Nichtseyn handelt: da haben Achtung und Liebe des Bürgers für den Staat aufgehört und Blut und Schrecken allein sind noch der Kitt, welcher die morsche Gesellschaft dürftig zusammen bindet.

Wir kennen solche Staaten und wir haben sie nicht in Centralafrika aufzusuchen. Mögen die Länder, wo solche extreme Zustände noch unbekannt sind, vor der Nachfolge bewahrt bleiben und die siegenden Parteien nicht vergessen, daß der entwaffnete Feind nie zum Opfer gemacht werden darf, um ihn zu versöhnen, und daß man, nachdem dem Rechte des Ueberwinders Genüge geworden ist, die während des Streits geschehenen Gegenbestrebungen in Vergessenheit begraben müsse. Das fordern Menschlichkeit und – Klugheit. Die Zeiten wechseln und mit ihnen die Geschicke der Parteien. „Wanderer, sage zu Sparta, daß wir hier für seine heiligen Gesetze erschlagen liegen“[883] – diese Inschrift des Thermopylen[884] liest man vielleicht noch einmal mit einer Variante auf den Grabhügeln in Dresden und Wien und auch in dem Wallgraben von Rastatt[885]. Und doch halten so Viele den Abstand zwischen jenen Gefallenen und den 300 des Leonidas nicht kleiner, als den Abstand zwischen den Gesetzen Lykurgs[886] und der Frankfurter Reichsverfassung[887]. Aber die Meinung der Menschen ist ein so gebrechlich und veränderlich Ding, und gerade das ist bei Meinungs-Vergehen (das Wort allein macht schon übel!) die stärkste Mahnung zur Menschlichkeit und Milde. –

Die Mahnung richtet sich an Fürsten, nicht an Tyrannen. – Dem Tyrannen ist schon die Erinnerung an seine Herrscherpflichten ein Verbrechen und Majestätsbeleidigung. Er läßt täglich seinen Willen, das einzige Gesetz, in der Mitte von Waffen und Henkern aufmarschiren, und er muß dies, weil das Gesetz, das er macht ein ungerechter Wille, ein dem Willen der ganzen Gesellschaft entgegengesetzter

---

883 „Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest / Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl“; Zitat aus Friedrich von Schillers Gedicht „IV Elegie“ (später „Der Spaziergang“ überschrieben), das erstmals 1795 publiziert wurde in „Die Horen Jahrgang 1795 Zehntes Stück […]“ (Tübingen: J. G. Cotta 1795), S. S. 72–85; hier bes. S. 78.

884 Der vom spartan. König Leonidas I. (griech. Λεωνίδας, Leōnídas; † 480 v. Chr.; gefallen) erfolgreich gegen die Perser verteidigte Thermopylenpass (griech. Θερμοπύλαι, Thermopýlai; Pl. von ϑερμός, thermós „heiß“ und πύλη, pýlē „Tor, Öffnung“, frei übersetzt also in etwa „Heiße Quellen“).

885 An den genannten Orten waren während bzw. nach der Revolution von 1848/49 eine Reihe standrechtlicher Erschießungen vollzogen worden.

886 Lykurgos (griech. Λυκοῦργος, Lykourgos), ein Athener Politiker der 1. Hälfte des 6. Jhd.s v. Chr.

887 Die „Verfassung des Deutschen Reiches“ konnte zwar am 28. März 1849 verkündet werden, sollte jedoch niemals in Kraft treten.

ist. Der Gehorsam genügt ihm nicht; er befiehlt ein finsteres Schweigen; er reißt dem Gedanken die Zunge aus. Er verlangt für seine Gesetze eine abergläubische Verehrung und einen blinden Glauben; er bestraft als Lästerung die Schriften, welche seine Irrthümer enthüllen; er brandmarkt die Ueberzeugung als Verbrechen, welche der seinigen mißfällt. Er verbietet den Menschen, sich über die Mittel zur Verbesserung ihrer Zustände, zur Vermehrung ihrer Wohlfahrt zu besprechen oder zu berathen; er will nicht, daß sie sich aufklären über ihre theuersten und nächsten Interessen; er will, daß die Finsterniß herrsche in seinem Reiche und er erklärt die Freiheit des Gedankens als gefährlich für die Autorität der Gesetze, während er sie in Wahrheit nur für seine Herrschsucht, Habsucht und Thorheit fürchtet.

Und doch ist das Recht civilisirter Menschen, die Verwaltungsmaßregeln ihrer Regierungen und die Gesetzgebung zu erörtern und über dieselben eine Meinung zu äußern, eben so unbestreitbar, wie die Nothwendigkeit, die rechtskräftig gewordenen Gesetze gehorsam zu beobachten. Die Ausübung jenes Rechts benimmt der Autorität nichts von ihrer Würde oder Macht. Indem es die Einsicht verbreitet und die Urtheilsfähigkeit Vieler entwickelt und schärft, macht es die Regierer und Gesetzgeber vorsichtig, verbessert es zeitig ihre möglichen Irrthümer, befestigt es schnell jede gute Einrichtung und jedes weise Gesetz, und führt es in schonender Weise den Uebergang zu heilsamen Reformen herbei, wodurch plötzliche gewaltsame Veränderung, Revolution und Umwälzung verhütet werden. Jedes Gesetz kann auf diese Weise als der Ausdruck des allgemeinen Willens erscheinen, jede Maßregel der Verwaltung als das Ergebniß der allgemeinen Einsicht, und jenes, wie diese werden immer des Beifalls und der Unterstützung des Volks gewiß seyn, sobald sie der Bürger als das Produkt der Mitwirkung der öffentlichen Meinung erkennt. Die Gesetzgebung, welche diesem freien Austausch der Meinungen Hindernisse in den Weg legt, zerstört ihre beste Kraft, zerknickt ihren eigenen Keim – die öffentliche Vernunft – und lähmt die Staatsgewalt, oder beeinträchtigt wenigstens die Sicherheit derselben und gefährdet, dem Volke gegenüber, ihre Stellung.

Es sind diese Wahrheiten so einfach und durch die Erfahrung aller Zeiten so fest begründet, daß man sich wundern muß, wie es in civilisirten Staaten möglich geworden ist, sie von der Thüre zu weisen und ihre Geltung zu bestreiten. Wohl in den wenigsten Ländern, wo die Freiheit der Meinungsäußerung verloren ging, tragen die Fürsten selbst die Schuld des Verlustes; öfterer sind es die Beamten, welche die Handlungen der Regierungen der Beurtheilung entziehen. Was die Diskussion an dem Thun der Behörden tadelt, das verletzt so oft die Menschen, aus welchen jene zusammengesetzt sind, – und deshalb ist ihnen das Schweigen behaglicher, als das Besprechen. Der Beamte weiß nicht immer das Individuum vom Amte zu trennen; er ist häufig geneigt, sich selbst mit der Staatsgewalt zu identificiren und das Amt, dessen Verwaltung ihm als Diener des Staats anvertraut ist, als ein unantastbares Gut anzuschauen, das in seinem eigenen Ich die Personifikation gefunden hat. Konsequent setzt die Beamtenschaft sich dann an die Stelle des Staats, des Fürsten, der Nation. Der Gedanke, sich als Bevollmächtigte des Volks und als für das Heil des Volks zu wirken verpflichtet zu betrachten, fällt einer ausgearteten Bureaukratie nicht ein. Niemals zeigt sich daher vor ihren Augen die Gesammtheit der Staatsbürger in jener Hoheit, die in ihr den Gebieter erkennen läßt und Ehrfurcht einflößt; sie sieht nur Individuen in der demüthigen Stellung von Unterthanen, welche nur zu bitten, nie zu fordern haben. Handeln Angehörige einer solchen Beamtenschaft leutselig und human, so rechnen sie es weniger ihrer Pflicht, als ihrer persönlichen Neigung zu gut, und sie erwarten dafür vom Volke die Anerkennung, die sie auch willig erhalten; handeln sie aber hart, so glauben sie in ihrem Recht zu seyn, so zu handeln. Wagen es Die, welche sie verletzen oder unterdrücken, sich zu beklagen, so schreien sie über Aufsässigkeit und Ungehorsam. Sie berufen sich auf die den Staatsgewalten von den Unterthanen gebührende Achtung, sie sagen, daß der Tadel aufreize, daß die öffentliche Ruhe durch solchen Tadel gefährdet werden könne, und lassen es geschehen, wenn man die Beschwerdeführer im Namen des Gesetzes opfert. Dieser unselige Irrthum, Amt und Personen zu verwechseln – ist der tiefste Born für die Mängel und Schäden der Zustände vieler Staaten. Er ist die Mutter der Unterdrückung der Bürger, wie der Mißachtung des Volks gegen die Beamten und seines Hangs zur Uebertretung der Gesetze und zur Zügellosigkeit. Wäre der Bürger einerseits überall von dem Pflichtgefühl durchdrungen, daß er der Obrigkeit und dem Gesetze Gehorsam schuldig ist, und wäre andererseits jedem Beamten allezeit das Bewußtseyn gegenwärtig, daß die öffentlichen Aemter nicht persönliche Vorrechte sind und Ehrenstellen – sondern Anstellungen, und daß außerhalb seines Amts der Beamte nicht mehr ist, als sein Mitbürger und daß die Vorrechte, welche

er innerhalb seines Amts genießt, sich auf die treue, unparteiische Erfüllung seiner Pflichten beschränken; fühlte er, daß sein Ruhm kein anderer seyn dürfe, als der, dem Staate gut zu dienen und sein Ansehen in der Hochachtung seiner Mitbürger wurzeln müsse: – so würde es wohl anders stehen um das Glück der Regierenden und Regierten, und die furchtbare Lehre, welche die Ruhe der Staaten und die Sicherheit der Gesellschaft in unbedingtem Gehorsam und in der Sklaverei sucht, würde keine Propaganda machen in der gesitteten Welt. Solche Ruhe ist keine Ruhe; sie ist der Tod.

Es ist in der Natur der Dinge begründet, daß die Vernunft sich mühsam Bahn bricht und langsam vorschreitet in den Begriffen und Vorstellungen der Massen. Der Unvernunft hingegen sind alle Wege und Köpfe offen. Darum finden die Vorspiegelungen politischer Gauner und Schwindler, gleichviel auf welcher Seite sie stehen, so leicht Glauben und Anhang. Wäre die Vernunft in den Massen mächtiger, so würden die Apostel des Kommunismus z. B. so gewiß tauben Ohren predigen, wie die Wortführer des Despotismus, und alle Seiltänzerkünste der Einen wie der Andern wären vergebliche Produktionen: sie fänden Spott, keine Bewunderung. Bevor aber vernünftige Begriffe über Staat und Gesellschaft, über gegenseitige Pflichten u. Rechte, über Das, was durch den Staat für das Wohl Aller erreicht werden kann, allgemeiner geworden sind und sich befestigt haben, sind auch die Massen nicht fähig, das volle Maß der bürgerlichen Freiheit zu ertragen, und so lange ist es Thorheit, es zu geben. Wohin das verfrühete Greifen nach der Himmelsgabe führt, sehen wir an allen Völkern, welche, eben so unfähig, das Kleinod der Freiheit voll zu würdigen, als feig und ungeschickt, es zu vertheidigen, ihre Ketten brachen, als sich dazu die Gelegenheit bot. Die Erklärung der Menschenrechte, die Proklamirung der Re publik, die Annahme einer freien Verfassung – sind bei solchen Völkern Meteore: sie leuchten in der Nacht und vergehen. Sie sind nicht das Sonnenlicht, welches dauernd erhellt, belebt und erwärmt, und wenn sie, wie Blitze, die Throne niederschmettern, so kann doch die Selbstregierung, welche aufgerichtet wird an ihrer Stelle, nicht wurzeln, Blüthen treiben und gute Früchte zeitigen. Es ist leichter, die bürgerliche Freiheit auf das Papier zu schreiben, oder sie in Erz zu graben, als in den Herzen und Köpfen ihre heiligen Züge wieder herzustellen, welche die Unvernunft, die Dummheit, die Selbstsucht, die Rohheit längst verwischt haben. Ist die Gleichheit der Rechte in der Brust der Menschen nicht zu finden, kann sie dann in einer Verfassung zur Wahrheit werden? Wenn die Selbstsucht die Gesellschaft beherrscht, wird dann der Despotismus mit der Alleinherrschaft verschwinden? Wird er nicht unter der Vielherrschaft sein Haupt noch frecher und verletzender erheben und wird er dann nicht die Schwachheit, die Tugend, die Unschuld unterdrücken im Namen der Republik und im Namen der Freiheit selber? Wer schützt die himmlische Jungfrau vor der Profanation in den unreinen Händen, die, von einer rohen, verwilderten Menge zur Gewalt erhoben, sich nur dadurch eine Zeit lang bei derselben erhalten können, daß sie die Gesellschaft verwirren, die zu ordnen sie ohne Geschick sind, daß sie niederreißen, weil sie nicht bauen können, daß sie, untüchtig zum Regieren, eine Schreckensherrschaft üben? Wenn die Völker über den natürlichen Gang der Revolutionen nachdächten, würden sie sich seltener herbei lassen, Denen zu folgen, welche dazu anspornen, und sie würden der Verlockung und der Gelegenheit dazu öfterer widerstehen. Sie würden für die entarteten Schüler der Fourier[888], St. Simon[889] und Cabet[890] nicht Zuchthäuser, sondern Narrenhäuser bauen und die Spitzbubenlehre: Mord und Raub seien Tugenden und das Eigenthum Diebstahl[891] in's Schlaraffenland verweisen. Jeder Arme würde dann wissen, daß solche Schwindeleien des verbrannten Gehirns das Elend, das sie erleichtern sollen, nur erschweren, und die Arbeiterklassen würden erkennen, daß eine Gesetzgebung, wie sie die blut- und wuthschnaubenden Manifeste aus London und Paris zur Beglückung der Gesellschaft erwarten lassen, die Reichen arm, jedoch nimmermehr die Armen reich, gewiß aber die Arbeiter brodlos machen würde. Jene Gaukler und Betrüger, welche dem Proletariat die Freiheit in der Kommunisten-Republik als eine Henne vorspiegeln, die ihnen alle Tage goldne Eier legt, würden vernichtet werden noch mehr durch ihre eigene Lächerlichkeit, als durch die allgemeine Verachtung. Die Freiheit würden die Völker auf

---

[888] Der Vertreter des Frühsozialismus Charles Fourier (1772–1837).

[889] Der Frühsolzialist, Philosoph und Ökonom Claude-Henri de Rouvroy, comte de Saint-Simon (1760–1825).

[890] Der Sozialist und Philanthrop Étienne Cabet (1788–1856).

[891] Der berühmte Ausspruch „La propriété, c'est le vol. / Eigentum ist Diebstahl" von Pierre-Joseph Proudhon (1809–1865).

ganz anderem Wege suchen. Der Bürger würde die Reformen bei sich selbst beginnen; er würde ernst und beharrlich zuerst an dem Sturze seiner eigenen Tyrannen, seiner Selbstsucht, Dummheit und Unwissenheit, arbeiten, er würde die Grundsätze der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in seinem Privatleben üben und in seinem Verkehr mit Andern zur Geltung bringen. Fällt auch einer von solchen Bürgern zusammengesetzten Gesammtheit die politische Freiheit nicht von selbst in den Schooß, wie vom Baum die reife Frucht, so würde doch dann der Kampf für dieselbe nur kurz seyn und sich belohnen durch den dauernden Besitz des Errungenen.

Alle Fürsten Europas sind jetzt einverstanden, die Völker zu überwachen und sie mit den Mitteln, über die ihre Autorität verfügt, am gewaltsamen Zerbrechen ihrer Bande zu hindern. Sie täuschen sich nicht mehr über Das, was bei einer neuen Revolution auf dem Spiel steht. Seitdem sie die Springfedern derselben niederhalten mit vereinter Anstrengung, wissen sie, daß sie es thun für ihre gemeinsame Erhaltung und für die Erhaltung der Fundamente und Principien, auf welchen die Gesellschaft ruht. Sie wissen, daß eine siegreiche neue Revolution *tabula rasa*[892] machen würde; der ganze Bau der modernen Civilisation würde aus den Fugen gehen, und auf den Trümmern würde die Barbarei ihren Thron erheben, wie sie einst ihren Stuhl gesetzt hat auf den Schutt des Cäsarenthums und ausgerottet das Leben und die Gesittung des alten Roms bis auf die Zeichen, welche sie nicht zerstören konnte. Und wer die Geister kennt, welche ihren Freibrief von der nächsten Revolution erwarten, kann der sagen, der Fürsten Furcht sey unbegründet und sie sähen Gespenster?

Nein, es sind etwas mehr als wesenlose Schatten, und wenn sie sich täuschen, so täuschen sie sich nicht in Bezug auf das Uebel, sondern auf das Heilmittel. Mit Entschlossenheit haben sie zur Strenge gegriffen, als glaubten sie, daß der Schrecken die Achtung vor der Autorität und die Ehrfurcht vor ihren Trägern neu beleben und kräftigen könne, als wäre es möglich, durch den unbedingten Gehorsam gute Bürger zu ziehen und durch die leidende Unterwürfigkeit den werkthätigen Patriotismus zu ersetzen, der für die Ehre und das Daseyn des Staats bereitwillig Habe und Leben einsetzt. Durch die Härte, die Alle ohne Unterschied trifft, drückt und erniedrigt, zerstören sie gegen ihre Absicht die besten Bundesgenossen und Streitkräfte der Ordnung. Auf dem Boden des Unwillens richten sie die Gleichgültigkeit gegen das Bestehen des Staats auch in den Schichten auf, welche zu den konservativsten schon um ihrer materiellen Interessen willen gerechnet werden, und so reducirt sich am Ende die Streit macht der Monarchie, den Elementen der Revolution gegenüber, auf die stehenden Heere der Polizei und des Kriegs – auf jene Volksfraktion, welche, getrennt von den übrigen Bürgern, durch die militärische Disciplin und die militärische Ehre in den Stand gesetzt worden ist, die Vaterlandsliebe und alle die volksthümlichen Gefühle zu entbehren, welche im Volk zu nähren eine gegen die Bedürfnisse der Zeit rücksichtsvolle und liberale Regierung sich stets zu ihrer Aufgabe machen wird. „Die europäische Monarchie balancirt auf den Spitzen der Bajonette“, sagte der Mann[893], dessen Gesellen jetzt den Kaiserstuhl für ihn zurecht zimmern. Eine solche Stellung ist aber weder eine sehr sichere, noch sehr angenehme; man könnte, sollte man meinen, eine zuverlässigere und bequemere einnehmen.

Ich sage es immer wieder: – Die kranke Gesellschaft verlangt andere Heilmittel, als den Strang, das Pulver und das Blei, die Kasematten[894] und den Kerker. Der Terrorismus der Martialgesetze[895] hat seinen Nimbus verloren. Was sie wirken konnten, das haben sie gewirkt. Sie haben die unnützen Phrasen und inhaltslosen Formeln von Scheinverfassungen in ihr Nichts aufgelöst; sie haben die Lüge erzwungener Zusagen ans Tageslicht gebracht. „Der Mohr hat seinen Dienst gethan; der Mohr kann gehen“[896]. Alle drastischen Mittel des alten Regierungsschlendrians sind am kranken Geschlecht verbraucht; der Patient befindet sich übler darnach, als zuvor. Das ist eine Thatsache. Geleugnet wird

---

[892] Siehe hierzu S. 7, Anm. 6.

[893] Louis-Napoléon Bonaparte (siehe hierzu S. 11, Anm. 14); der vorangehende Ausspruch (frz.: „La monarchie européenne s’équilibre sur la pointe de ses baïonnettes“) wird ihm zugeschrieben, ohne daß sich hierfür ein Beleg finden ließe.

[894] Siehe hierzu S. 57, Anm. 148.

[895] Das Kriegsrecht.

[896] „Der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen.“ Zitat aus Friedrich von Schillers „Die Verschwörung des Fiesko zu Genua. Ein republikanisches Trauerspiel“ (Mannheim: Schwan 1783), III. Aufz., 4. Auftr., S. 102.

sie nur von Dem, der nach der Oberfläche urtheilt und sich lächerlich machen will bei Allen, die in die Tiefe schauen. Der Gedanke der Regierungen – er wird nachgerade, *bon gré mal gré*[897], gezwungen, die heutigen Zustände und Uebelstände bis in ihre Grundursachen zu verfolgen. Das Faktum, daß, trotz der handgreiflichen Verrücktheit der kommunistischen Lehren, diese die arbeitenden und besitzlosen Klassen vergiftet haben, liegt klar am Tage; diese Thatsache aber ist eine Folge der socialen Leiden; denn sonst wäre sie gar nicht möglich. Die Regierungen sind daher genöthigt, die Basis einer geregelten, lebensfähigen Gesellschaft der Zukunft zu erforschen, und statt, nach dem System mancher Staaten, die Gesellschaft mit Gewalt im Schlamm des herkömmlichen Alten immer wieder fortwaten zu lassen, bis sie versinkt, müssen sie, ehe es zu spät ist, die Initiative ergreifen und den Aufbau selbst beginnen. – Dies und nur dies ist das Mittel, die kranke Gesellschaft zu heilen; dies allein ist der Weg, um die Wiederkehr der Barrikadenzeit zu verhindern und den Tollköpfen, welche auf dieselbe spekuliren, die Rechnung zu durchstreichen. Ich sehe die Zeit bald kommen, wo man den Rath weitgreifender Reformen, den man jetzt noch mit Hohnlachen zurückweist, erfassen wird, wie man einen Schutzengel erfaßt, bei dem man Rettung sucht. Warum aber nicht sogleich thun, was jede kluge Regierung doch bald wird thun müssen?

Zu dieser ernsten Betrachtung hat mich die Ueberschrift dieses Artikels verleitet. – Elberfeld, als der hervorragendste Repräsentant der deutschen Fabrikindustrie und Arbeit, ist folgerecht auch der rechte Vertreter des Proletariats. Das deutsche Lyon hat's vor einigen Jahren bewiesen, daß es noch etwas mehr, als die bloße Fertigkeit lernte, seiner größern Schwester an dem Webstuhl nachzueifern. Auch Elberfeld hat Barrikaden aus Pflastersteinen und Baumwollenballen und aus den Karossen und Prachtmöbeln seiner Fabrikherren gesehen[898], und es waren Tage, wo die Kanonen auf seinen Höhen, welche vordem bloß stehende Feste gefeiert, in ganz anderer Weise ihre donnernde Musik mußten vernehmen lassen. Das Andenken ist noch frisch – und das Faktum ist eben so merkwürdig, als lehrreich. So albern es für manche Ohren klingen mag, so sage ich dennoch: die damalige Arbeiterrevolution hat die Decke über einem Vulkan gelüftet, der noch nicht erloschen ist. Jene Aufstände, die in so vielen Fabrikorten sogleich Nachfolge fanden, sind die Frag- und Denkzeichen hinter der socialen Frage. Löst man diese vernünftig und menschlich, dann – nicht früher! – werden auch die Fragezeichen verschwinden.

Elberfeld ist für die industriereichste Gegend Deutschlands Das, was Manchester für den blühendsten Fabrikbezirk Englands ist: – der Kopf und das Herz. Das ganze Wupperthal in der Länge von drei Stunden gehört zu Elberfeld und es trägt nur die Namen verschiedener Städte und Orte; denn sie hängen alle an einander wie Westminster, Southwark, Islington und die 30 oder 40 anderen Städte und Flecken, die jetzt der Name London zusammenfaßt. Das eigentliche Elberfeld zählt 50,000 Einwohner; der ganze Ortskomplex des Wupperthals aber, der unmittelbar mit jenem verbunden ist, über das Doppelte. Man berechnet, daß in einem Umkreise von 4 deutschen Meilen[899] um Elberfeld nicht weniger als 120 Fabrikorte liegen, die mehr oder weniger mit Elberfeld ein gemeinschaftliches industrielles Daseyn haben, oder doch in dieser Stadt die Kraft finden, welche ihr eignes Leben bedingt. –

Nur wer die großen Fabrikstädte Englands und Frankreichs gesehen hat, wer in Manchester war, oder in Lyon oder Rouen, kann sich einen angemessenen Begriff von dem Bilde der menschlichen Thätigkeit und des Fleißes machen, das ihm im Wupperthale begegnet. Fabrik reiht sich an Fabrik, Weberei an Weberei, Spinnerei an Spinnerei, und die hunderte von umgehenden Radwerken und die Thurm-Essen, welche schwarze Rauchwolken ausstoßen, verrathen die großen mechanischen Kräfte, welche die Menschenhand in diesem Schaffen der mannichfaltigsten Art unterstützen. Die Elberfelder Fabrikation ist nicht einseitig. Sie ist in dieser Hinsicht von der englischer Fabrikorte unterschieden. Sie umfaßt eine Menge Industriezweige und Erzeugnisse und verarbeitet zu gleicher Zeit mehre der wichtigsten Rohstoffe zur Bekleidung des Menschen. Oben an steht die Baumwolle, ihr folgt die Seide, beide im Jahreswerth von 6 bis 8 Millionen Thaler. Die Erzeugung dieser Rohstoffe in allen

---

[897] Frz., „wohl oder übel".

[898] Der Elberfelder Aufstand vom 29. April bis 17. Mai 1849, bei dem es ab 9. Mai 1849 zum Bau von Barrikaden gekommen war.

[899] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

Theilen der Erde gibt wohl an hunderttausend bedürftigen Menschen Arbeit und Brod, und nicht weniger beschäftigt der Transport der fertigen Waaren und ihr Vertrieb an die Konsumenten, welche der nie rastende Spekulationsgeist der Elberfelder in allen Zonen und auf allen Märkten der Welt aufsucht und findet. Der betrachtende Geist beugt sich in Achtung vor den Männern, die durch ihre Betriebsamkeit Großes, Nützliches und Wohlthätiges für ihre Brüder schaffen und wirken, und die Achtung steigert sich, wenn man in Erwägung zieht, mit wie vielen persönlichen Opfern die Meisten ihr unverdrossenes Wirken erkaufen müssen, oder wenn man die Entbehrungen kennt, welche sich an dasselbe knüpfen. Wer zählt die in Sorge durchwachten Nächte, die in Kummer über mißlungene Unternehmungen und erlittene Verluste, über widrige oder bedrohliche Ereignisse und Konjunkturen, welche kein Geschick und keine Anstrengung meistern kann, durcharbeiteten Tage; wer den Jammer, den der humane Fabrikherr empfindet, wenn er, trotz allen den Opfern, die er bringt, seine Arbeiter doch nicht völlig beschäftigen kann, oder wenn er durch den schlechten Gang der Geschäfte gezwungen ist, den Lohn zu schmälern wider seinen Willen; wer mißt ihm die Kränkungen nach, denen alle Tage sein Herz durch die Undankbarkeit, Rohheit oder Untreue seiner Arbeiter ausgesetzt ist, welche den Mann, der ihnen Erwerb schafft, vielleicht neiden um Dinge willen, auf die er selbst keinen Werth legt und die er gern um einen geringen Theil der Sorglosigkeit tauschen möchte, welche vielen der geringsten seiner Diener die arbeitsfreien Stunden würzt. – Der Elberfelder Fabrikherr, welcher mit seinen Erzeugnissen auf der ganzen Erde Absatz sucht, folglich auch mit den Fabrikanten aller Länder den Kampf der Konkurrenz zu bestehen hat, muß, um dies mit Erfolg thun zu können, sich beständig nach den neuesten Verbesserungen in seinem Fabrikationszweige umschauen. Sobald er eine bemerkt, darf er keine Mühe und keine Kosten scheuen, sie sich anzueignen. So geht z. B. die Verbesserung der Spinn- und Webmaschinen beständig fort. Seit den Zeiten Hargreave's[900], Arkwrights[901], Cromptons[902], Whitney's[903], Watts[904] und Jacquards[905], welche Männer alle ein großes Stück in das unermeßliche Räderwerk der Baumwoll- und Seidenindustrie, der Spinnerei und Weberei fügten, hat fast jedes Jahr irgend eine unerwartete, außerordentliche und folgenreiche Erfindung und Verbesserung gebracht. Bei einer Wanderung durch die Werkstätten der berühmtesten Elberfelder Industriellen wird man sie alle wiederfinden. Man wird mit Erstaunen hören, wie oft für eine ganz kleine und geringfügig scheinende Qualitätsverbesserung, oder um eine Kostenersparniß zu erzielen, die auf das einzelne Fabrikat die Fraktion eines Pfennigs beträgt, die kostspieligsten und umfangreichsten Maschinen angeschafft werden, und man wird noch mehr erstaunen, wenn man vom Fabrikherrn vernimmt, daß von jener winzigen Verbesserung, oder von dieser kleinen Ersparniß an den Herstellungskosten die Konkurrenzfähigkeit seines Fabrikats, folglich das Bestehen der Fabrik und die gewerbliche Existenz aller seiner Arbeiter abhängt, die sich davon freilich nichts träumen lassen und es ihrem Herrn auch nicht glauben würden, wenn er es ihnen sagte. Wie Manche bilden sich ein, die neue Maschine, welche der Fabrikant anschafft, mache den Arbeitgeber unabhängiger von ihrer Handgeschicklichkeit und gefährde darum ihren Erwerb, während sie gerade das Mittel ist, dem Arbeiter seinen Erwerb zu sichern und überhaupt möglich zu machen.

Die Zahl der in Elberfeld selbst beschäftigten Fabrikarbeiter ist etwa 16,000; aber im ganzen Wupperthale rechnet man ihrer über 38,000 – ein Heer! Die Baumwollweberei (baumwollene Stoffe

---

900 John Hargreaves (1721–1778), der 1764 die pferdekraftbetriebene „Spinning Jenny" erfunden hatte.

901 Sir Richard Arkwright (1732–1792) hatte die wasserkraftbetrieben Spinnmaschine „Waterframe" entwickelt, die er 1769 zum Patent anmeldete.

902 Samuel Crompton (1753–1827), der 1779 die Spinnmaschine „Spinning Mule" erfunden hatte, die eine Kombination aus der „Spinning Jenny" und der „Waterframe" darstellt.

903 Der amerik. Erfinder Eli Whitney (1765–1825), dem die Entwicklung der ersten Baumwoll-Entkörnungsmaschine (Egreniermaschine; 1793) zugeschrieben wird; auch gilt er als Erfinder der Fließbandarbeit.

904 James Watt (1736–1819) hatte seine entscheidende Verbesserung des Wirkungsgrads von Dampfmaschinen 1769 patentieren lassen; das Prinzip der Dampfmaschine war bereits seit dem 1. nachchristl. Jhd. bekannt und fand spätestens seit 1712 im Bergbau praktische Anwendung zum Auspumpen der Schächte.

905 Der frz. Erfinder Joseph-Marie Jacquard (eigentl. Joseph-Marie Charles, genannt Jacquard; 1752–1834), der 1805 den mit Lochkarten programmierbaren Webstuhl entwickelt hatte.

sind bei Weitem die wichtigsten hiesigen Erzeugnisse) setzt in der Stadt und in der Nachbarschaft mehr als 10,000 Stühle in Betrieb. Ihre Fabrikation umfaßt fast alle Arten baumwollener, gefärbter und gedruckter Zeuche und Bänder. – Die Seidenweberei zählt 2000 Stühle. Die Mannichfaltigkeit ihrer Fabrikate ist unendlich, vom seidenen Pfennigschnürchen an bis zum schwersten Sammt. Nahe an hundert meist großartig eingerichtete Druckereien, Zeuch und Garnfärbereien unterstützen diese Gewerbe. Die Türkischroth-Garnfärberei ist die berühmteste auf der Welt und liefert das vollkommenste Produkt, welches auf allen Märkten durch seine Qualität die Konkurrenz mit Erfolg bekämpft. Der jährliche Fabrikationswerth dieser Garnsorte ist allein ein Paar Millionen Thaler. Zahlreiche Etablissements der höhern Technik, Graviranstalten, Maschinenbauwerkstätten, Gießereien etc. unterstützen die Fabrikthätigkeit und erleichtern die Herstellung ihrer Einrichtungen. – Der Handel ist überaus groß, lebhaft und mannichfach; er vertreibt viele Erzeugnisse des Elberfelder Kunstfleißes und seine Vermittelung kömmt vorzugsweise den kleinern aufstrebenden Industriellen zu gut, die weder die Fonds, noch die sonstigen Mittel besitzen, sich rasch eine hinlängliche Kundschaft in der Fremde zu erwerben. Die hiesigen Bankgeschäfte sind von großem Umfang. Ihr Umsatz ist jährlich 30–40 Millionen Thaler und gibt den Maßstab für die Größe der hiesigen Verkehrsthätigkeit im Allgemeinen; denn Elberfeld ist kein eigentlicher Wechselplatz und die Transaktionen der Bankiers gehen selten über das Bedürfniß des Orts und der Gegend hinaus.

Elberfeld ist weder schön, noch regelmäßig gebaut, obschon einzelne Privatgebäude durch Größe und Pracht, im Aeußern wie im Innern, imponiren. Die zum Theil engen und meist langen Straßen ziehen sich thalauf- und thalabwärts; oder sie klettern von Terrasse zu Terrasse den Höhen zu, die, mit den schönsten Gärten und geschmackvollen Landhäusern bedeckt, der Gegend das Gepräge jener Heiterkeit und Lebensfrische geben, welche man so ungern an dem durch Fleiß erbeuteten Wohlstand vermißt. Das Leben in Elberfeld ist großstädtisch; die reichen und hervorragenden Familien der Kauf- und Fabrikherren geben den Ton an. Ihnen gegenüber kann die Beamtenschaft begreiflicher Weise eine bevorzugte Stellung in der Gesellschaft nicht ansprechen, und wer sich nicht darein zu finden weiß, zieht sich unbeachtet in kleine, abgeschlossene Kreise zurück.


DCLX
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

ELBERFELD



ELBERFELD

Bibliogr. Institut in Hildburghausen

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [191]-196 u. S. 316-320.

Elberfeld.

Auswärts gilt das Wupperthal für die Heimath der Industrie und des Pietismus, als die Heimath der Fixbleichen und der frommen Traktätlein. Die Vorstellung ist gäng und gäbe.

Wer sich nicht beschränkt und engherzig mit einer Betrachtung der Dinge bescheidet, wie sie auf der Oberfläche schwimmen, wer momentane Symptome und occidentielle[906] Erscheinungen von dem Wesen und dem Kern des Seins zu sondern vermag: der wird in der Lage sein, das Einseitige, das höchstens nur theilweise Berechtigte in einem Urtheil zurückzuweisen, wie es eben als das vulgäre angedeutet worden.

Ein kurzer, flüchtiger Aufenthalt in dem Thal mag zu jenem summarischen und abfälligen Urtheil verleiten. Unter der Prämisse ist der Irrthum ein naheliegender und zu verzeihender. Die Zeit aber gleicht dem Schwerte des Achill. Die Zeit heilt die Wunden, die sie geschlagen. Die genauere Beobachtung der Menschen und Dinge, wie sie durch einen längern Aufenthalt im „Thal" ermöglicht wird, berichtigt die irrthümliche Anschauung, welche die oberflächliche Betrachtung eines nur kurzen Aufenthalts als die richtige und zutreffende auffaßte.

Mit neuen Kleidern zieht der Mensch neue Gesinnungen an, schreibt Horaz[907] an Lollius[908]: *cum novis tunicis sumet nova consilia et spes*[909]. Daß in der äußern Physiognomie der beiden Hauptorte des Wupperthals, der Schwesterstädte Elberfeld und Barmen, in den letzten Decennien eine durchgreifende Metamorphose eingetreten, daß die Toilette, wenn das Bild beibehalten werden soll, dem Wechsel der Mode gehuldigt hat – wer will es bestreiten? Ein Blick auf die Topographie und in die Statistik des Sonst und Jetzt erweisen den stattgehabten Wechsel zur Genüge. Die Metamorphose aber in der äußern Physiognomie der beiden Städte hat sich nicht vollziehen können, ohne einen bemerkenswerthen Rückschlag auf den innern Charakter, auf Gehalt und Form des privaten wie des öffentlichen Lebens. Das politische und das kirchliche, das geschäftliche und das gesellschaftliche, das wissenschaftliche und das geistige Leben ist in vieler Hinsicht durch die Veränderungen in der Außenwelt wesentlich tangirt worden. Der Gegenstand ist difficil zu erörtern. Ereignisse und Begebenheiten erzählen sich leicht. Die Darstellung von Verhältnissen und Zuständen unterliegt ihren Schwierigkeiten. Während dort die Thatsachen einfach aneinander zu reihen sind, läuft man hier Gefahr, der individuellen und subjektiven Auffassung einen zu weiten Spielraum zu gestatten. Ganz wird bei Schilderungen der zweiten Gattung die bezeichnete Gefahr selten, vielleicht nie vermieden werden können. Alles was sich überhaupt in dieser

---

[906] Wohl versehentlich für akzidentiell, zufällig, unwesentlich.

[907] Der röm. Dichter Quintus Horatius Flaccus (65–8 v. Chr.).

[908] Der röm. Politiker Marcus Lollius († 2 n. Chr.).

[909] Lat.: „Cum pulchris tunicis sumet nova consilia et spes / Wird er in stattlichen Röcken Entwürf' und Hofnungen [sic!] brüten;" Hor. epist. I,18,33. Übersetzung von Johann Heinrich Voß (siehe hierzu S. 236, Anm. 802) in der von ihm herausgegebenen zweibändigen Ausgabe „Des Quintus Horatius Flaccvs Werke" (Heidelberg: Mohr u. Zimmer 1806), 2. Bd., S. 290.

Beziehung thun und erreichen läßt, ist gethan und erreicht, wenn die Auseinandersetzung mit Eifer und Ernst nach Objektivität strebt.

Elberfeld und Barmen haben, seitdem sie zu Preußen gehören – die Volkszählung von 1817 ergab für Elberfeld, das gegenwärtig gegen 60,000 Einwohner aufweist, eine Bevölkerung von etwa 15,000 Seelen, während Barmen, das zu der gleichen Zeit gegen 17,000 Einwohner hatte, heute deren über 50,000 zählt – von Jahr zu Jahr mehr und entschiedener die lokale, die provinzielle Haut abgestreift; die beschränkten, kleinstädtischen Verhältnisse in den beiden Städten haben in der That einen großstädtischen Anstrich gewonnen, seitdem das entlegene Bergisch- Märkische Land durch das eiserne Geäder, dessen Netz Land und Volk, Meer und Ozean umspinnt, in den Weltverkehr aufgenommen, seitdem es an den Segnungen des Eisens participirt, an den Entdeckungen, Verbesserungen, Erfindungen der Industrie und der Spekulation, seitdem es hineingerissen in die Strömung, mitten in die riesige Rotation, welche durch die fieberhafte Thätigkeit, durch das nimmer ruhende und rastlose Drängen und Treiben der modernen Aera erzeugt ist. Fabrikwesen und Großhandel haben den lebhaftesten Aufschwung genommen, und der Betrieb der kleineren Geschäfte ist entsprechend gewachsen. Die Fülle der neu entstandenen Dampfschornsteine, der Comptoire und Läden, der Waarenlager und Magazine, bis herunter auf einfache Webestühle und Spinnräder bezeugt die gemachten Fortschritte. Mit den Hauptplätzen aller Erdtheile vermitteln direkte Verbindungen den Verkehr. Hastig arbeiten und viel die Menschen, hastig und viel das Kapital. Der Kalkül und die Spekulation entwerfen ihre Schlachtpläne. Der Handel und die Fabrikation, die Technik, die Gewerbsthätigkeit, das Handwerk ringt und jagt und keucht, um den Anforderungen der erhöhten Kulturstufe zu genügen.

Den Ehrennamen des Preußischen Manchester haben sich Elberfeld und Barmen erworben, und die Städte führen die Ehrenbezeichnung mit Recht. Der „Geist der Arbeit“ ist der Grundzug, der sich als der leitende rothe Faden durch das gesammte Leben des Wupperthals hindurchzieht. Mit dem dämmernden Morgengrauen regen sich ein paarmal hunderttausend Hände zur unverdrossenen, ehrlichen Arbeit. Bis in die sinkende Nacht dauert das Tagewerk jahraus, jahrein. Müssiggänger duldet das Thal nicht. Das Thal kennt nur Bienen, nicht Drohnen. Durch Arbeit will der Reiche zum Millionär, durch Arbeit der Wohlhabende reich werden, durch Arbeit der Unbemittelte und Arme zum Wohlstand gelangen. Und weil der Arbeit im Schweiße des Angesichts allgemein und unermüdet obgelegen wird, weil regste Betriebsamkeit und schaffender Erfindungsgeist stets neue Erwerbsmittel und Quellen entdecken, weil haushälterische Sparsamkeit und sorgfältiges Zurathehalten der ererbten oder selbsterworbenen Mittel nicht etwa die Ausnahme, sondern die Regel: daher die Millionäre, daher die „Potenten“, die ihr Vermögen nach Hunderttausenden berechnen, daher die große Zahl Derjenigen, welche ihre Laufbahn als wohlhabende Leute beschließen, obschon sie dieselbe in strengster Bedeutung des Wortes vielleicht als ein bloßer Dienstmann, als ein Fabrikarbeiter oder dergleichen begannen.

Einen soliden, einen kolossalen Reichthum schließt das Wupperthal in sich. Ehrlich ist der Reichthum erworben. Verständig wird der Reichthum verwerthet. Man kann die deutschen Gauen lange und weit bereisen, man wird nicht leicht einen zweiten Ort wieder treffen, der sich in gleicher Weise trotz seines Reichthums durch diese Oekonomie, durch diese Einfachheit auszeichnet. Die Lions[910] und die Schlemmer, das Flittergold eines äußeren Lüstre[911] und Glanzes, die noblen Passionen der Sportsmänner, der Turfjünger[912], die vornehmen Airs der Elegants, das demonstrative Verschwenden und Verthuen, in dem sich wohl anderorts häufig genug die Aristokratie der Plutokraten gefällt: im Wupperthale wäre und ist der gleichen unerhört. Die „goldene Jugend“[913] schwärmt wohl eine Zeitlang auswärts, ungesehen und unbelauscht; die jungen Söhne aus den großen Häusern genießen wohl ein oder zwei Jahre ihre „akademische Freiheit“ auf Reisen oder wenn sie als Volontairs in der Fremde auf den

---

[910] „[…] englischer Ausdruck für jedes Ausserordentliche in seiner Art […]“. (Quelle: „Briefe eines Verstorbenen [Herrmann von Pückler-Muskau (1785–1871)]. – Ein fragmentarisches Tagebuch aus Deutschland, Holland und England, geschrieben in den Jahren 1826, 1827 und 1828. – Dritter Theil“ – Stuttgart: Hallberger 1831, S. 61).

[911] Frz., Glanz.

[912] Anhänger des Pferderennsports.

[913] Frz. „Jeunesse dorée“, seit ca. 1794/95 Bezeichnung für Jugendliche, die aus reichen oberen Gesellschaftsschichten stammen, und deren Lebensstil von luxuriösen Vergnügungen geprägt ist.

Comptoirs der befreundeten Firmen angeblich der kaufmännischen Weiterbildung wegen sich aufhalten; kaum aber zurückgekehrt, sind die schönen Tage von Aranjuez[914] unwiderruflich dahin, für immer. Nach Sitte der Väter wird gearbeitet, mit verdoppelter Anstrengung gearbeitet, um frühere Thorheiten zu vergessen, um frühere Extravaganzen, die der väterliche Geldbeutel schmerzlich empfunden, wett zu machen. Mit verstärktem Bemühen wird – wovon gleich im Nächsten – nach Sitte der Väter fromm und konservativ gethan, nach Sitte der Väter ein tiefer Griff gethan in den Säckel zur Unterstützung der Wohlthätigkeitsanstalten und derjenigen Unternehmungen, bei denen die Geistlichkeit irgend betheiligt, ein um so tieferer Griff, je mehr und je lauter Berichte über das auswärtige, eigenartige Verbringen der akademischen Freiheit in der Heimath verlautet sind.

Neben dem „Geist der Arbeit“, der Solidität und der haushälterischen Sparsamkeit will der „Geist der Familie“, der „Geist der Heimath“ dem Wupperthal nachgerühmt sein. Nach allen Windrosen hin, nach London und Paris, nach Belgien, nach Skandinavien, nach der Türkei, nach Valparaiso und Kalkutta, nach Halifax und Shanghai, nach Japan und Singapore[915], nach Melbourne und Sidney zerstieben alljährlich Hunderte der jüngern Bewohner des Thals. Als Jünglinge sind sie ausgezogen, aber den Schweizern gleich kehren die gereiften Männer, nachdem sie so oder so ihr Fortune gemacht, zur Heimath zurück. Unwiderstehlich lockt die Erinnerung an das heimathliche Thal. Nach dem fernen Erdtheil winkt das väterliche Haus mit dem schwarzen Schieferdach und den grünen Fensterläden. Ueber das Meer klingen die Glocken der Heimath. Zurück, zurück zur Stätte der Jugend, zu dem Kreise der Verwandten, der Lieben, der Freunde. Daheim!

Es ist selbst ein Sohn des Wupperthals, der bekannte Lyriker Karl Siebel[916], der wahr und schön die angedeuteten Vorzüge im Charakter der Bewohner des Wupperthals besungen hat:

Nach langer Wanderschaft zur Heimath verschlagen,
Such’ ich sie auf, die grünenden Hügel,
Wo ich ein Knabe,
Ein spielender, stürmender,
Unbändiger Knabe
Glückliche Zeiten gesehen!
Der Frühling streut die weißen Flocken
In’s Grün der Bäume;
Die rothen Wolken, silberumsäumt,
Steigen empor, und bläulicher Duft,
Wandert leise über die Matten.
– – – – – –
Gruß, Geist der Arbeit, dir!
Im Hirne wohnend,
In der Hand zu Haus –
Bist du die Macht,
Die auf dem Erdenrund
Das Menschlich-Große schafft!
Bist du der Geist,
Der Städte niederreißt,
Die dich verleugnen;
Der Flecken wählt zum Wohnsitz seiner Thaten,
Der Hütten umschafft zu Palästen.
Gruß, Geist der Arbeit, dir!
Geist meiner Heimath!
Nun ist der Ruhe Zeit; –

[914] Zitat aus Friedrich von Schillers „Dom Karlos Infant von Spanien“ (Leipzig: Göschen 1787), 1. Akt, 1. Auftr., S. [3].

[915] Siehe hierzu S. 195, Anm. 647.

[916] Der Kaufmann und Dichter Carl Siebel (1836–1868), ein Freund von Karl Marx (1818–1883) und Friedrich Engels (1820–1895).

Der Mond geht auf,
Viel tausend Lichtlein erwachen im Thal,
Und jedes Lichtlein strahlt seiner Welt!
O, nennt sie nicht klein,
Diese kleine Welt!
O, nennt sie nicht klein, die herrlichste, glücklichste Welt,
Die Welt der Familie!
Ich schreite zu Thal lind heb' meine Hände; –
Mir ist, ich mühte jed' Lichtlein segnen,
Das hinter Scheiben empor mir lächelt:
Gott segne die Heimath![917]

Der durch frühen Tod der Wissenschaft allzu schnell entrissene Historiker Thomas Backle[918] hebt in einer seiner scharfsinnigen Untersuchungen mit Nachdruck hervor, daß wir in einem so fortgeschrittenen Zustande der Gesellschaft leben, daß Reichthum in ihm sowohl der Grund als die Folge des Fortschritts ist, während die Armuth als die furchtbare Mutter der Schwäche, des Elends und des Verbrechens erscheint. Um von dem abstrakten Satz für unsern konkreten Gegenstand die Anwendung zu machen, als eine Folge des im Wupperthal angehäuften Reichthums will die hohe und achtbare Entwickelung des Geistes der municipalen Freiheit her vorgehoben sein, die dort in Blüthe steht. Wem es gegeben, in die kommunale Verwaltung von Elberfeld und Barmen und in die Verhältnisse einen Blick zu thun, die aus jenen resultiren, Dem kann es nicht entgehen, daß in der bezeichneten Hinsicht die Städte des Wupperthals lebhaft an die Blüthezeit der Municipien des deutschen Mittelalters erinnern. Es ist nicht feuilletonistische Hyperbel[919], sondern positive Thatsache, daß in keiner andern Stadt Preußens von entsprechender Größe die Selbstverwaltung und die wohlthätigen Folgen, welche sich aus derselben ergeben, mit so schlagender Evidenz in das Auge springen. Da gibt es weder das zopfige Mandarinenthum einer allweisen und allmächtigen Bureaukratie, weder den gelehrten Dünkel des akademischen Gelahrtseins, noch die suffisante Nonchalence des lorgnettenkneifenden[920] Lieutenantsthums. Die paar Mitglieder des Landgerichts und die paar Mitglieder der höheren Lehranstalten abgerechnet, haben Elberfeld und Barmen weder königliche Beamte – denn auch die Polizeiverwaltung ist den Städten endlich zurückgegeben – noch akademische Gelehrte aufzuweisen, und auch mit Garnisonen – eine große Seltenheit in Preußen – sind beide Städte verschont. Bei der Werthrelation des Geldes, bei den Theuerungsverhältnissen im Wupperthale würde die Soldlöhnung in keiner Weise zu einer Fristung der Existenz, nicht einmal der kümmerlichsten Existenz ausreichen.

Daß unsere Feder von einem Uebelwollen, von jeder prinzipiellen Schwarzfärberei weit entfernt ist, darüber wird das bisher Gesagte keinen Zweifel lassen. Eben deshalb aber, weil unsere Schilderung sich der wahrheitsgetreusten Objektivität zu befleißigen bestrebt, wird auch der Schattenseiten nicht vergessen werden dürfen, auf welche eine unbefangene Betrachtung des Lebens und der Zustände im Wupperthale vielfach stößt. Der in den Einleitungsworten erwähnte Pietismus darf in einer Skizze, wie sie hier geschrieben wird, nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Auf ihn ist es wesentlich als auf die Quelle zurückzuführen, wenn abfällige und ungünstige Urtheile über das Thal sich häufig vortragen. Gewiß ist es eine schöne und erhebende Sache um die Frömmigkeit – wer wollte es bestreiten? Aber *est modus in rebus*[921]? Weise von einer Weisheit, die weit über seichte Tiefe reicht, bleibt der Wahlspruch:

---

[917] Carl Siebels (s. o.) Gedicht „Der Gruß“ in dem von Wilhelm Langewiesche (1807–1884) herausgegebenen Werk „Elberfeld und Barmen. Beschreibung und Geschichte dieser Stadt des Wupperthals nebst besonderer Darstellung ihrer Industrie, einem Ueberblick der Bergischen Landesgeschichte etc. – […]“ (Barmen: W. Langewiesche 1863), S. [3]f.

[918] Der brit. Historiker Henry Thomas Buckle (1821–1862), Verfasser des zweibändigen sozialgeschichtlichen Werks „History of Civilization in England“ (London: John W. Parker & Son 1857-1861).

[919] Griech. ὑπερβολή, hyperbolḗ, „Übertreffung, Übertreibung“; das rhetorische Stilmittel der Übertreibung (z. B. himmelhoch; wie Sand am Meer).

[920] Eine Lorgnette, eine Brille mit Stiel, verwenden.

[921] Lat.: „Est modus in rebus, sunt certi denique fines / Maß ist allem bestimmt, und eigene scharfe Begrenzung“; Hor. sat. (serm.) I,1,106. Übersetzung von Johann Heinrich Voß (siehe hierzu S. 236, Anm. 802) in der von ihm

ne ultra modum[922]! Die Frömmigkeit, die still im Verborgenen ihr Kämmerlein aufsucht, um den Herzensbedürfnissen Genüge zu leisten, Niemand wird sie tadeln. Anders dagegen verhält es sich mit jenem officiellen Kirchlichthun, welches demonstrativ auftritt, und die Kreise der privaten Sonderbündnisse überschreitend, in alle Sphären des bürgerlichen und öffentlichen Lebens hinüberzugreifen sucht. Wo die Theologie Theokratie sein möchte, wo ein hierarchisches Gelüste Geistlichkeit und Kirche mit Gott und Religion verwechselt, da sind die religiösen Zustände keine normalen, keine gesunden. Der mildernde und ausgleichende Rückschlag, den die moderne Richtung, das häufige Reisen und der vielfache Verkehr in und mit der Fremde, wie er durch die lebhaften Handelsverhältnisse bedingt wird, auch auf diesem Gebiete für das Wupperthal ausgeübt hat, läßt sich nicht verkennen. Mit der ausschließlichen Vorherrschaft des Pietismus, wie sie früher in diesen Gegenden bestand, ist es unwiederbringlich vorüber. Dennoch aber behaupten noch immer die Orthodoxen und der Pietismus ein gewaltiges Terrain in dem Thal, jede Rechnung irrt, die es verabsäumt, mit diesem Faktor zu rechnen, noch immer ist der Einfluß der Geistlichkeit ein übergroßer, noch immer ergeben sich die unerquicklichsten Erscheinungen aus der Thatsache. Mit großem Geschick haben die Häupter und Leiter des Pietismus sich und ihren Einfluß gerade in den Häusern der großen Fabrikanten und der reichen Großhändler, von denen oft viele Hunderte von Arbeitern abhängig sind, einzuwurzeln verstanden. Von dieser sicheren und vorteilhaften Basis wird dann mit Erfolg weiter operirt. Die Schulen ferner, in der Hand und durch die Zusammensetzung der Kuratorien unter dem Einfluß der frömmelnden Geistlichkeit, vererben die Richtung den kommenden Generationen. Nur langsam und schwer kann eine freiere Auffassung sich Bahn brechen, um so schwerer, als in der That ihre orthodoxen Gegner eine Rührigkeit und Energie in der Verfolgung ihrer Pläne und Zwecke entwickelten, die einer bessern Sache werth wäre. Was sich an Veranstaltungen und Unternehmungen irgend denken läßt, um für die Förderung des Pietismus Propaganda zu machen, man kann gewiß sein, daß Nichts von solchen Dingen im Wupperthale vernachlässigt wird. Konventikel jeder Art werden rastlos und emsig abgehalten, Versammlungen des christlichen Jünglingsbundes, Bibelstunden und sogenannte Seelenstündchen sind allerwärts an der Tagesordnung, für die innere und auswärtige Mission wird mit nicht minderem Eifer gearbeitet, die Kolporteurs der Traktätlein durchlaufen täglich und in Masse die Straßen, durch welche, dem Fremden gar auffällig, fast zu allen Stunden das Geläute der Kirchenglocken erschallt. Wenn in der Morgenfrühe der Arbeiter nach der Fabrik, der Kaufmann nach dem Comptoir eilt, soll das Geläute ihm sein kirchliches Bewußtsein auffrischen; zu dem gleichen Zweck stürmen die Glocken des Mittags und des Nachmittags, und vollends des Abends müssen die Glocken nicht blos den Schluß des Tagewerks anzeigen, sie müssen auch zu den Konventikeln und Versammlungen einladen, welche *in majorem Dei gloriam*[923] bis in die sinkende Nacht abgehalten werden. Die Sache der Kleinkinderbewahranstalten, der Bibelverbreitung, der Judenmission, des Gustav-Adolf-Vereins[924], des Mäßigkeits- und Enthaltsamkeits-Vereins, der Krankenhäuser der Barmherzigkeit, das Alles befindet sich in den Händen der „Feinen“ oder „Finen“, wie die übliche Lokalbezeichnung für die Leute lautet, die aus der Frömmigkeit ein Geschäft machen, und sie wissen gar trefflich die Felder ihrer Domäne zu ergiebigen Ernten zu bestellen.

Zum Theil in Folge der einseitigen theologischen Richtung, der immer noch die Mehrzahl der tonangebenden Kreise huldigt, dann aber auch in Folge des Umstandes, auf den wir bereits hingewiesen haben, weil die Gesellschaft des Wupperthals nicht in der Weise wie an andern Orten aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist, weil hier der Kaufmann und der Fabrikherr das Feld allein behauptet, und der Beamte, der Gelehrte, der Künstler, der Lieutenant fehlen: eben deshalb kann in dem Wupperthale von Dem, was man Gesellschaftsleben und Konversationston zu nennen pflegt, kaum die Rede sein. Es gibt in den großen Häusern die hergebrachten Familientafeln mit pünktlicher Regelmäßigkeit an jedem Sonntag Mittag; es gibt die hergebrachten Winterkonzerte mit ihren geistlichen Oratorien und

---

herausgegebenen zweibändigen Ausgabe „Des Quintus Horatius Flaccvs Werke“ (Heidelberg: Mohr u. Zimmer 1806), 2. Bd., S. 14.

[922] Lat.: „Nicht über das Maß hinaus“.

[923] Lat.: „ad maiorem Dei gloriam / zur größeren Ehre Gottes“; der Ausspruch geht auf Papst Gregor I. den Großen (eigentl. Gregorius; ca. 540–604) zurück und wurde Wahlspruch des Jesuitenordens (lat. Societas Jesu, Abk. SJ).

[924] Das 1832 gegründete, damals betont kämpferische Diasporawerk des dt. Protestantismus.

mit dem sich anschließenden Abendessen, die nach alter Tradition Jedermann, der respektabel sein will, besuchen und alsdann abtafeln muß; die Herren laufen wohl nach dem Comptoirschluß auf eine Stunde zum Kartentisch oder zum Weinschoppen in der Konkordia oder in dem Kasino: Das ist aber auch Alles. Das Bedürfniß einer höheren geistigen Geselligkeit, das Bedürfniß, auf dem Wege des mündlichen Ideenaustausches geistige Förderung zu suchen, scheint nicht empfunden zu werden; ein Salon etwa wäre für das Wupperthal etwas Undenkbares.

Um mit keinem Mißton, um nicht mit einem Tadel zu schließen, wollen wir mit aller Anerkennung dem Wupperthale den überaus großen Wohlthätigkeitssinn nachrühmen, der ihm eigen. Nicht blos der eigenen Heimath kommt diese werkthätige Liebe zu Gute; wo nur immer das unendliche Erbarmen der Menschen mit der Menschen unendlichem Elende ringt, die Beihilfe aus dem Wupperthale, meistens die reichste Beihilfe, ist gewiß. Es versöhnt dieser Zug einigermaßen, er entschädigt für die mannichfachen Auswüchse, wie dieselben sonst durch die geschilderte kirchliche Richtung in die Erscheinung treten. Und als ein Ausfluß, als eine Folge der officiell gepflegten Frömmigkeit will denn doch jener rege Wohlthätigkeitssinn angesehen werden.

Thaddäus Lau[925].

[925] Der zu seiner Zeit vor allem durch die Darstellung historischer Sujets bekannte Schriftsteller Thaddäus Lau († 1871).

Barmen[926].

In eigenthümlicher Weise wiederholt sich im äußersten Süden und im äußersten Norden der preußischen Rheinprovinz die nämliche Erscheinung, daß an den beiden Grenzpolen zwei durch Industrie und Handel blühende Städte, jedes Schwesternpaar an dem nämlichen Flusse gelegen, so hart und unmittelbar an einander stoßen, daß sie nur ein einziges Gemeinwesen auszumachen scheinen. Im Süden sind es die beiden Saarstädte St. Johann und Saarbrücken, im Norden die beiden Wupperstädte Barmen und Elberfeld, welche diese Erscheinung darbieten. Während vorzugsweise Eisen und Kohlen die Grundlage des Reichthums in den beiden Saarstädten sind, bilden für die Industrie und den Handel der beiden Wupperstädte Baumwolle und Seide den entscheidenden Artikel. In beiden Fallen wiederholt sich die gleiche Thatsache, daß die ursprünglich ältere und reichere Stadt, hier Saarbrücken, dort Elberfeld, von dem jüngeren und ärmeren Orte, auf den lange wie auf ein unebenbürtiges Aschenbrödel herabgeblickt wurde, hier St. Johann, dort Barmen, sich von Jahr zu Jahr mehr überholt und überflügelt sieht.

Die Grenzen zwischen Barmen und Elberfeld, welche letztere Stadt wir an einer frühern Stelle dieses Bandes (S. 191) besprochen haben, sind rein ideell. Beide Stadtbezirke stoßen auf das Unmittelbarste an einander; sie sind auf das Innigste mit einander verschlungen und verwachsen. In früherer Zeit war das freilich anders.

„Von kleinen Anfängen!" – in der Devise faßt sich die Geschichte Barmens zusammen. Als die Grafen von Berg im 13. Jahrhundert das heutige Stadtgebiet durch urkundlichen Kauf in ihren Besitz brachten, bestand die ganze Erwerbung in einigen verstreuten Bauerhöfen, sogenannten „Kothen", deren Anzahl im 14. Jahrhundert erst auf 36 gestiegen war. Der Haupthof, von dem Landesherrn selbst bewirthschaftet, hieß „Haus Barmen". Die „Barmer Hofsrolle" regelte die Rechte und Verpflichtungen der bäuerlichen Lehnsinhaber der Kothen. Gar manche für das moderne Bewußtsein ergötzliche Bestimmung findet sich in der alten Urkunde. Während des Schaarwerks[927] mußte unter anderm den Pflichtarbeitern am Vormittag ein „Pickelhäring"[928] nebst einem „Trunk" gereicht werden. Wurde der Trunk nicht zur festgesetzten Stunde gereicht, so hatten die Arbeiter das Recht, die Arbeit zu verlassen und ganz gemüthlich nach einem bestimmten Wasserbrunnen zu spazieren, auch sich auf dem Hin- und Herwege dreimal auszuruhen; die damit verbrachte Zeit mußte ihnen, auch wenn es darüber Abend geworden, als geleistete Arbeit gut gerechnet werden. Der Küster der Gemeinde hatte mit einem Korb und mit einem Krug die Kothen zu besuchen, um für die Herrschaft die „Schuldeier" einzusammeln. Der Korb war für die ganzen Eier bestimmt, der Krug für die halben. Denn manche Kothen hatten blos ein halbes Ei zu liefern. Da eine genaue Halbirung nicht wohl möglich war, so mußte die Frau des Hauses auf dem Rande des Kruges das Ei in der Mitte entzwei schlagen. Fiel das Dotter in den Krug, so gehörte es der Herrschaft; blieb es dagegen in der Schale, so behielt es die Frau. Ferner hatten die barmer Kothen ein bedingtes Asylrecht, und ihren Inhabern mußte auf dem gesammten Gebiet der bergischen Grafen die Kanne Bier für 3 Roder Heller (etwa 1 ½ Pfennig) verabfolgt werden. Weigerte sich der Wirth, für den Preis zu schenken, so war der barmer Gast berechtigt, sich sein Maß Bier selbst zu zapfen, nur mußte er zuvor die 3 Heller auf das Faß gelegt haben.

Durch Erbschaft, Kauf und Krieg wuchsen die bergischen Grafen. Kaiser Wenzel[929] verlieh ihnen 1380 den Herzogshut. Bereits zu Anfang des 16. Jahrhunderts gehörten zu dem Herzogthum die sämmt-

[926] Siehe hierzu S. 246, Anm. 874.

[927] „arbeit, zu der man verpflichtet ist, frohndienst" (DWG, Bd. 14, Sp. 2230).

[928] Pickelhering, gepökelter, also eingesalzener Fisch.

[929] Wenzel von Luxemburg (tschech. Václav; 1361–1419), seit 1363 als Wenzel IV. König von Böhmen und von 1376 bis zu seiner Absetzung 1400 römisch-deutscher König. Von 1373 bis 1378 war er zudem Kurfürst von Brandenburg.



BARMEN

lichen Territorien, welche nachmals durch den jülich-klevischen Erbfolgestreit[930] eine gewisse Berühmtheit erlangt haben, nämlich außer Jülich und Cleve die Mark, Berg, Ravensberg. Der erwähnte Erbfolgestreit endete bekanntlich 1672 damit, daß Cleve, Mark und Ravensburg an Brandenburg, Jülich aber und Berg an Pfalz-Neuburg kamen. Letzteres Haus erbte 1685 die Kurpfalz und die Kurfürstenwürde. Napoleon machte 1806 aus Berg und Cleve das Großherzogthum Berg, das er seinem Schwager Murat[931] schenkte. Bei der Erhebung Murats auf den Thron von Neapel im Jahre 1808 wurde das Großherzogthum von dem Kaiser an seinen Neffen Napoleon Ludwig[932], den zweiten Sohn des Königs von Holland[933], vergeben. Bis zur Mündigkeit des Beschenkten sollte das Land unter unmittelbarer Verwaltung der kaiserlichen Regierung stehen. Im November 1813 wurde das Großherzogthum durch russische Truppen im Namen der Alliirten besetzt, und am 15. April 1815 durch Beschluß des wiener Kongresses[934] definitiv dem preußischen Staate zugewiesen.

Julius Rodenberg[935] erzählt, Lord Erskine[936] sei bei einem Besuch in Liverpool von einem dortigen Fabrikanten auf einen Hügel geführt worden, von dem aus man die ganze Stadt übersah: „Alles dieses, Mylord, ist durch die Industrie und den Fleiß einer handvoll Männer geschaffen worden, seit der Zeit, wo Sie ein Knabe gewesen!“ Der edle Peer zog den Hut: „Ehre der Industrie und dem Fleiße der Bürger von Liverpool!“[937] Wenn man auf das heutige Barmen etwa von den Höhen herabblickt, die das „Fischerthal“ einschließen, man könnte ähnliche Empfindungen hegen. Durch die Arbeit seiner Bürger im Schweiße des Angesichts, durch Thatkraft und Gewerbfleiß, durch Unternehmungs- und Spekulationsgeist, durch geschickte Benutzung der gegebenen Verhältnisse ist Barmen eine Metropole des deutschen Handels und der deutschen Industrie geworden, und zwar gleich Liverpool in wenig mehr Zeit, als in der kurzen Frist eines Menschenalters. Denn obschon der Ort, wie angedeutet, eine sechshundertjährige Geschichte hat: seinen Aufschwung und seine Blüthe datirt Barmen erst seit den letzten 39 oder 40 Jahren. Ihrer Garnbleichereien wegen hatte die Stadt allerdings schon im Reformationszeitalter einen gewissen Ruf erlangt, aber diese ersten Anfänge der wupperthaler Industrie waren im Großen und Ganzen doch nur von geringem Belang. Eine 1642 vorgenommene Zählung ergab nur 239 Häuser mit 1900 Bewohnern; um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Bevölkerung erst auf 4500 Seelen gestiegen. Bei der ersten preußischen Zählung im Winter 1815 erreichte die Bevölkerung von Elberfeld und Barmen zusammen noch nicht die Ziffer von 40,000 Köpfen; gegenwärtig hat Barmen allein gegen 5000 Häuser und 50,000 Einwohner. Vierhundert Fabriken sind im Betrieb; 11,000 Arbeiter werden in denselben beschäftigt und an Gütern gelangt auf den beiden Bahnhöfen der Stadt jährlich fast eine Million Centner zur Beförderung.

Eine topographische Skizze von Barmen, die Kürze mit Anschaulichkeit verbände, dürfte zu den unmöglichen Aufgaben gehören. Der Umstand, daß die Stadt nicht von einem Hauptmittelpunkte, sondern gleichzeitig von vielen andern Punkten aus erweitert und vergrößert worden, erklärt das Verhältnis Drei Hauptheile: Ober-, Mittel- und Unterbarmen werden nominell unterschieden, nominell und auf dem geduldigen Papier. Thatsächlich haben die einzelnen Stadtbezirke ebenso wenig eine feste

[930] 1609 nach dem Tod Johann Wilhelms (* 1562) – des letzten Herzogs von Jülich-Kleve-Berg – war zwischen Johann Sigismund von Brandenburg (1572–1620) und Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg (1547–1614) der Jülich-Klevische Erbfolgestreit ausgebrochen, der erst im Jahre 1672 abschließend geregelt werden konnte.

[931] Joachim Murat, grand-duc de Berg et de Clèves (ital. Gioacchino Murat; 1767–1815; hingerichtet), seit 1808 König von Neapel.

[932] Napoléon Louis Bonaparte (niederl. Napoleon Lodewijk II; 1804–1831), vom 3. März 1809 bis 3. April 1815 Großherzog von Berg und Cleve (frz. grand-duc de Berg et de Clèves).

[933] Louis Napoléon Bonaparte (niederl. Lodewijk Napoleon; 1778–1846), vom 5. Juni 1806 bis zu seinem erzwungenen Rücktritt am 1. Juli 1810 König von Holland.

[934] Der Wiener Kongreß, der vom 18. September 1814 bis zum 9. Juni 1815 stattfand, vollzog die Neuordnung Europas nach der Niederlage Napoléon Bonapartes in den Koalitionskriegen.

[935] Eigentl. Julius Levy (1831–1914); deutscher Journalist und Herausgeber bedeutender Zeitschriften des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Rodenberg war ein aufrichtiger Verehrer Friedrich Rückerts (1788–1866).

[936] Henry David Erskine, 12th Earl of Buchan (1783–1857).

[937] Trotz Autorenangabe nicht ausfindig zu machen; so nur in „Meyer’s Universum“.

Begrenzung, wie die ganze Stadt gegen Elberfeld. Viel trägt dazu die wahrhaft babylonische Verwirrung in der Nomenklatur der Straßen bei. Die officiellen Straßennamen und Häusernummern, wie dieselben nicht blos an die Straßenecken und an die Häuserthüren angemalt, sondern auch in die Akten des Oberbürgermeisteramts eingetragen worden, sind für das vulgäre Leben fast gar nicht im Gebrauch. Aeltere Eintheilungen, ältere Bezeichnungen, zu verschiedenen Zeiten verschieden, sind in der Erinnerung haften geblieben, und diese Traditionen behaupten im gewöhnlichen Verkehr ihr gutes Recht. Niemals entsinne ich mich gehört zu haben, daß Jemand von Mittelbarmen gesprochen hätte; man spricht von Gemarke, Werth, Scheuern u. s. w. Ebenso ist statt Oberbarmen die Bezeichnung Wupperfeld, Rittershausen, Wichlinghausen u. s. w. gäng [sic!] und gäbe. In architektonischer Hinsicht hat man von Barmen nicht viel zu berichten. Mit Ausnahme der schönen Alleestraße, welche unter französischer Herrschaft angelegt wurde und die Berlins Hauptstraße „Unter den Linden“ an Ausdehnung über trifft, sind die Straßen schmal und wenig regelmäßig, eben weil die halbe Quadratmeile, auf welcher die Stadt steht, sich bald zu Hügeln erhebt, bald zu Thälern senkt. Die große Mehrzahl der alten Häuser mit ihren schwarzen Schieferdächern und grünen Fensterläden machen nur bei heiterem Sonnenschein einen freundlichen Eindruck; die neugebauten ansehnlichen Gebäude liegen meistens in der Schillerstraße und im Kleinen Werth. Die öffentlichen Plätze beschränken sich lediglich auf Marktplätze. An dem sogenannten „Denkmalsplatz“, auf welchem ein angebliches Denkmal sich befindet, ein zugespitzter Stein von so geringfügigen Dimensionen, daß er in einiger Entfernung einem Zahnstocher gleicht, kann man nicht ohne ein Lächeln vorüberkommen. Der Patriotismus einiger barmer Bandwirker und Schönfärber hat das seltsame Kunstwerk zur bleibenden Erinnerung an den ersten preußischen Landesherrn erschaffen. Von öffentlichen Gebäuden wären außer dem Amts- und Rathhaus nur die Konkordia[938] und die Realschule[939] zu erwähnen. Die erstere gehört einem Verein von Privaten, gebildet aus der Crème der barmer Gesellschaft; das Realschulgebäude ist unstreitig von allen in Rheinpreußen vorhandenen Gebäuden gleicher Bestimmung das größte und schönste. Unter den Kirchen ist allein die unirt-evangelische Kirche in Unterbarmen architektonisch bemerkenswerth. Nach anderer Seite hin sind freilich alle Kirchen, Pastorate und gottesdienstlichen Gebäude in dieser Stadt bemerkenswerth genug.

Nächst dem Golddurst erzeugt vielleicht religiöser Fanatismus die schlimmsten und verwerflichsten Leidenschaften. Einer breitspurigen Illustration des Satzes bedarf es für den gebildeten Leser nicht erst. Jene Wahrheit hat sich mit unauslöschlichen Zügen in die Blätter der Geschichte eingetragen. Zu den Dingen, welche uns bei diesen Worten vor Augen, sind von Barmen wie von dem ganzen Wupperthal seit Jahrhunderten mannigfache Beiträge im abundanten[940] Ueberfluß geliefert worden. Die Geschichte des Wupperthals ist wesentlich eine Kirchengeschichte, eine vollständige Kirchengeschichte *in nuce*[941]. So weit die historischen Nachrichten über das Thal zurückgehen, die Gegend erscheint gleichsam prädestinirt für kirchlichen Hader, für konfessionelle Zwistigkeiten, und es dürfte schwerlich fehlgegriffen sein, wenn zum Theil auf eben diesen Umstand die langsame, kaum bemerkbare Entwickelung der Wupperstädte in den früheren Jahrhunderten zurückgeführt wird. Wir haben bereits in dem Aufsatze Elberfeld – man kann nicht über Barmen schreiben, ohne zugleich auch von Elberfeld zu sprechen, und umgekehrt; wie die siamesischen Zwillinge sind die beiden Schwesterstädte in- und mit einander verwachsen – ein Mehres über die religiöse Physiognomie des Thals bemerkt, daher hier nur die kurze Angabe, daß in dem heutigen Barmen die kirchliche Parteibildung von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken ihre Vertretung findet. In schrofferer Geschlossenheit, als sonst an irgend einem Punkte des preußischen Staats, machen die Reformirten[942], die Lutheraner, die Unirt-Evangelischen[943]

---

[938] Das Gesellschaftshaus Concordia, das im Jahre 1818 für die gleichnamige, 1801 gegründete Gesellschaft erbaut worden war.

[939] Die damalige „Realschule 1. Ordnung“, deren Geschichte bis ins Jahr 1579 zurückreicht; heute das Gymnasium Sedanstraße.

[940] Reichlich (von lat. abundare, reichlich vorhanden sein).

[941] Lat., „im Kern“, kurz und bündig.

[942] Protestanten calvin. Prägung.

[943] Die aus den Unionsbestrebungen von Calvinisten und Lutheranern Anfang des 19. Jhd.s hervorgegangenen evang. Kirchen, vornehmlich im Rheinland, in Hessen und in Preußen verbreitet.

ihre besonderen Gemeinden aus; dazu kommt die Gemeinde der Katholiken, die Synagoge der Juden und die Unzahl der Sektirer und Dissenters[944], die Altlutheraner[945], die Niederländisch-Reformirten[946], die Deutschkatholiken und Freigemeindler[947], die Baptisten[948], die Independenten[949], die Darbysten[950], Herrnhuter, Nazarener[951] oder Wirzianer[952], Collenbuschianer[953], die Anhänger Jakob Böhme's[954], Tersteegens[955], Jung Stillings[956], Oettingers[957] u. s. w. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß im Ganzen der Fortschritt der Zeit seit den letzten Jahrzehnten auch auf die Schroffheit der kirchlichen Verhältnisse des Wupperthals mildernd eingewirkt hat, immer indeß durchdringt noch das angedeutete Element die socialen und sittlichen Zustände der zahlreichsten Schichten der Bevölkerung in einer keineswegs erfreulichen Weise, und namentlich ist der Einfluß des pastoralen Beiraths im öffentlichen wie im privaten Leben ein überaus großer. Wer das Zutreffende in dem letzten Theil des guten deutschen Sprüchworts: „willst du ein Leid haben, nimm ein Weib, kaufe eine Uhr, schlage einen Pfaffen" ausreichend erfahren will, gehe nach Barmen und Elberfeld.

„Was der Glaube trennt, einigt bei uns die Liebe", lautet eine Redensart, die man oft im Wupperthal zu hören Gelegenheit hat. Mit der Redensart soll auf die freigebige Mildthätigkeit und auf den humanen Wohlthätigkeitssinn hingewiesen werden, die allerdings ein wohlthuender, erhebender Zug der Bewohner des Thals sind. Man kann von diesem Zuge nur mit hoher Achtung reden, mit aller Anerkennung. Nicht aber die gleiche Anerkennung wird es finden, daß jene Gaben und Arbeit der Liebe vorzugsweise eine kirchliche, eine religiöse Färbung anzunehmen pflegen. Das pietistische Konventikelwesen[958] mit seinen häßlichen Auswüchsen hat – mit dem Urtheil wird keine Ungerechtigkeit ausgesprochen sein – seinen Hauptsitz, seine eigentliche Pflanz- und Brutstätte in der Unsumme der sogenannten christlichen Vereine. Da gibt es die wupperthaler Bibelgesellschaft, die bergische Bibelgesellschaft, die rheinisch-westphälische Missionsgesellschaft, den Missionsverein für Israel, die evangelische Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Nordamerika, die wupperthaler Traktatgesellschaft, die evangelische Gesellschaft für Deutschland, den evangelischen Brüderverein, die Pastoralhülfsgesellschaft, die Gefängnißgesellschaft, den Erziehungsverein, den christlichen Frauen- und Jungfrauenverein, die Jünglingsvereine u. s. w. u. s. w. Die meisten dieser Vereine feiern abwechselnd in

[944] Eigentl. Anglikaner, die sich von der Staatskirche getrennt haben (engl. für Abweichler, Andersdenkender); hier wohl im Sinne von prot. Nonkonformisten verwendet.

[945] Eine prot. kirchliche Bewegung, die aus der Gegnerschaft zu den evang.-unierten Kirchen hervorgegangen war.

[946] Niederl. Nederlandse Hervormde Kerk; diese calvinistische Kirchengemeinschaft hatte auch Gemeinden in Deutschland.

[947] Religiöse Dissenterbewegung, die sich infolge der Ausstellung des „Trierer Rocks" 1844 unter Leitung der beiden exkommunizierten Priester Johannes Ronge (1813–1887) und Johann Czerski (1813–1893) gebildet hatte, und der zahlreiche hervorragende Vertreter der demokratischen Linken angehörten, z. B. Robert Blum (1807-1848); 1847 zählte sie 249 Gemeinden. Aus ihr sollte sich später die noch heute bestehende Freireligiöse Bewegung entwickeln.

[948] Als Baptisten bezeichnet man Mitglieder einer prot. Konfessionsfamilie, zu deren besonderen Merkmalen die ausschließliche Praxis der Gläubigentaufe bzw. Glaubenstaufe ebenso gehört wie die Betonung, daß die Ortsgemeinde für ihr Leben und ihre Lehre selbst verantwortlich ist (Kongregationalismus).

[949] Eine im religiösen Grundverständnis den calvin. Prebyterianern sehr ähnliche prot. Glaubensgemeinschaft.

[950] Die im 19. Jhd. von John Nelson Darby (1800–1882) gegründete freikirchliche Brüderbewegung.

[951] Eine evang.-freikirchliche Glaubensgemeinschaft.

[952] Wohl Anhänger der Lehren des Schweizer prot. Theologen Conrad Wirz (1631–1682).

[953] Anhänger des pietistischen Barmer Pfarrers Samuel Collenbusch (1724–1803).

[954] Der prot. Philosoph und Mystiker Jakob Böhme (1575–1624), dessen Glaubenslehre eher pantheistisch ausgerichtet war und deshalb von der Amtskirche als Häresie betrachtet wurde.

[955] Der calvin. Pietist Gerhard Tersteegen (1697–1769).

[956] Der pietistische, mystisch-spiritualistische Schriftsteller Johann Heinrich Jung, genannt Jung-Stilling (1740–1817).

[957] Der prot. Theologe Friedrich Christoph Oetinger (1702–1782), ein führender Vertreter des württembergischen Pietismus.

[958] Als Konventikel bezeichnet man die Zusammenkunft von Angehörigen außerkirchl. religiöser Gemeinschaften.

Barmen oder Elberfeld ihr gemeinschaftliches Jahrfest, die „Wupperthaler Festwoche“. An Schwarzröcken mit dem bekannten glattgescheitelten Haar und mit den obligaten, einst weiß gewesenen Halstüchern wimmelt es alsdann auf allen Straßen, und das gesammte Thal scheint in einen großen Konventikel umgewandelt.

Eine Beschreibung Barmens muß nothwendig der Wupper, auch Wipper genannt, gedenken. Das Flüßchen, wesentlich Quelle und Bedingung des Wohlstandes und der Betriebsamkeit der Stadt, entspringt etwa 1200 Fuß über dem Meeresspiegel auf einem Bauernhofe Holzwipper im Kreise Gummersbach. Nach einem Laufe von 22,000 Ruthen[959], auf welchem sie 36 kleinere Zuflüsse in sich aufnimmt, mündet die Wupper bei Opladen in den Rhein. Die unregelmäßige Beschaffenheit des Bettes und der Ufer sowohl, als mehr noch die an vielen Stellen unzulängliche Wassermasse, welche in den zu Industriezwecken angebrachten Stauungen ihren Grund hat, machen den Fluß für die Schifffahrt unbrauchbar. Dagegen wird ohne Hyperbel[960] jeder Tropfen von ihm im Wupperthal für die Industrie verwerthet. Hunderte von Rädern treibt der Fluß; für unzählige Färbereien, Bleichereien u. s. w. liefert er das nöthige Wasser. Die Masse von Farbe- und andern Stoffen, welche der Fluß dabei aufnehmen muß, verleiht seinem Wasser ein Aussehen, das kaum noch Wasser genannt werden kann. Es ist eine stehende Klage der Elberfelder, daß ihnen die Barmer das Wasser trübten und verdürben.

Vielleicht weil aus dem Wupperthale in neuerer Zeit einige Namen von gutem Klang auf dem literarischen Gebiet zur Geltung gelangt sind, Freiligrath[961] und Hackländer[962], Adolph Schults[963] und Karl Siebel[964], ist wohl hier oder dort eine günstige Vorstellung von einem geistig regen Leben im Thale verbreitet. Die Vorstellung benöthigt der Korrektur. Es gilt von Barmen und Elberfeld, was mehr oder minder auf alle Industrie- und Handelsstädte zutrifft, das Interesse für Literatur und Kunst bildet ihre Achillesferse.

Thaddäus Lau[965].

[959] In Preußen: 1 Rute (°) = zwölf Fuß (’) à ca. 22,8 cm ≈ 2,73 m.

[960] Übertreibung (siehe hierzu S. 259, Anm. 919).

[961] Der Dichter und Übersetzter Ferdinand Freiligrath (1810–1876); er war von Mai 1837 bis 1839 in Barmen als Kaufmannsgehilfe tätig.

[962] Der damals sehr geschätzte Schriftsteller Friedrich Wilhelm Hackländer (1816–1877).

[963] Der Elberfelder Dichter Adolf Schults (1820–1858).

[964] Siehe hierzu S. 258, Anm. 916.

[965] Siehe hierzu S. 261, Anm. 925.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 246.

DCLXII. Rendsburg[966].

Auf dem Marschlande der Eider[967], auf der Nordgrenze Holsteins, zum Theil auf einer Insel des Stroms, zum Theil auf dem Südgestade desselben, eingehüllt in einen weiten Mantel von hohen Bastionen, tiefen Gräben, Wällen, Mauern und Verschanzungen, steht das alte Rendsburg. – Es hat fünf Jahrhunderte lang die Nordmark des deutschen Reichs treu gehütet. Jetzt ist es eine dänische Festung, eine Zwingburg gegen das deutsche Land. Alle Festungswerke, welche nicht dieser Bestimmung nützlich sind – das Kronenwerk und die Verschanzungen auf der Schleswiger Seite, – werden nun abgetragen. Den deutschen Schild schmiedet der Däne zum dänischen Schwerte um, er verkehrt die Waffe des Schutzes und der Abwehr in das Werkzeug der Unterdrückung oder des Angriffs. Der Däne thut's und fragt dabei Nichts nach Deutschland; – Deutschland sieht zu und duldet's. –

Rendsburg ist durch seine Lage im Mittelpunkt einer fruchtbaren und reichen Landschaft und als Schlüssel des großen holsteinischen Kanals[968] sehr bevorzugt. Die Stadt ist wohlhabend durch Handel und Schifffahrt, und in beiden, so wie in der Garnison und in den vielen Civil- und Militärbehörden, finden die bürgerlichen Gewerbe ihre Unterstützung. Eigentliche Fabrikthätigkeit ist wenig da. Einige Tabacks- und Papierfabriken und Zuckerraffinerien bestehen zwar; große Geschäfte sind es jedoch nicht. Die Bevölkerung Rendsburgs ist verhältnißmäßig bedeutend; vor der Revolution war sie auf 12,000 angewachsen; seitdem ist sie im Sinken. Wer dem eisernen Dänendruck[969] in den Herzogthümern ausweichen kann, thuts; wer gehen kann, geht. Der Holsteiner, sonst der seßhafteste, heimathlichste, der Auswanderung abgeneigteste unter den deutschen Stämmen, hat in den letzten 2 Jahren 6000 Männer und mindestens 8 Millionen Thaler Kapital durch die Emigration verloren. Das ist auch eins von den Zeichen der Zeit und verständlich genug! Aber die Erkenntniß ist eine seltne Gabe der Regierenden, und noch seltener ist bei ihnen die Gabe, zu versöhnen.

---

[966] Dän. Rendsborg.

[967] Dän. Ejderen.

[968] Siehe hierzu S. 231, Anm. 794.

[969] Siehe hierzu S. 232, Anm. 798.


DCLXII
RENDSBURG
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger.